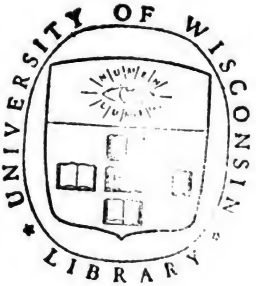

Digitized by Google

M40-L-G

Digitized by Google

Rumpelstilzchen
Berliner Allerlei

Digitized by Google

Digitized by Google

Rumpelstilzchen

Berliner Allerlei

1922

Verlag der Täglichen Rundschau / Berlin

Digitized by Google

Einbandzeichnung von Karl Arnold
Alle Rechte vom Verleger gewahrt
Copyright 1922 by Verlag der Täglichen Rundschau, Berlin
Gedruckt von Hempel & Co. G.m.b.H. / Berlin

Digitized by Google

DD
880
S72

Vorwort

Los von Berlin, ja, das wollten wir alle. Nun sind wir das alte Berlin mit allen seinen Fehlern und allen seinen Vorzügen losgeworden; und aus dem neuen Berlin schaut wieder Schwabing, Freudenstadt, Troplowitz, Krotoschin und Krakau heraus. Das alte und das neue tanzen im Jazztakt umeinander. Ich habe versucht, all das Wirbelnde in Berlin aus diesem Jahre III der Deutschen Republik auf meine Filmstreifen zu bannen, und habe sie allwöchentlich Freunden im Reiche geschickt. Manchmal muß man beim Kurbeln beide Augen zukneifen. Mit einem nassen, einem heiteren habe ich die Kulturbildchen gesehen, die nun in diesem Bande vereinigt sind. Wem unser Berlin in Kunst und Leben anders erschien, der mag mich eines Besseren belehren, wenn im Jahre IV der Deutschen Republik mein Kurbelkasten sich wieder seine Objekte sucht. Ich kann nicht mehr los von Berlin. In seinem Prisma spiegelt sich mir farbiger als sonst die gesamte deutsche Narretei; und ernsthaften Lachern zeige ich es gern.

Fern von Berlin, im September 1921.

Rumpelstilzchen

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
880
S72

1

Die ausgestorbene Wache — Demonstrationen — Adolf Hoffmanns Kinderkreuzzug — Stadionfest — Der Herzog beim Justizrat — Fürst Bülow ohne Pudel — Wie man „abbaut" — Ulrich Rauschers diplomatische Sehnsüchte — Frau Ebert und Frau Meißner — Zu Max Bruchs Tode

Totenstill liegt die Brandenburger-Tor-Wache da. Auf dem Postament steht kein strammer Grenadier, der — ruck, zuck — den Präsentiergriff klopft. Mittags gegen 1 Uhr überkommt den alten Berliner das Gefühl des Ausgestorbenseins, denn da war er doch früher gewohnt, daß mit Kling-Klang-Gloria die Wache die Linden hinunter zum Schlosse zog, an dem historischen Eckfenster des alten Herrn, Wilhelms des Einzigen, vorbei, begleitet und gefolgt von einem Schwarm von Menschen, — Berlinern, Deutschen aus dem Reiche, Ausländern, wobei auch die sogenannten „Fremden von Distinktion" nicht fehlten. Wenn dann die Kompagnie mit Trompetenschall und Paukenschlag und Beinwerfen in den Schloßhof einmarschierte, gab es zwischen den altersgrauen hohen Mauern ein ungeheures kriegerisches Getöse, und den Fremden wurde gar „fritzisch" zumute: sie begriffen, wie dieser eiserne Staat des Alten Fritz großgeworden und schließlich in einem machtvollen Alldeutschland aufgegangen war.

Heute ist der Schellenbaum mit den Roßschweifen aus dem Stadtbilde verschwunden. Statt der militärischen gibt es andere Aufzüge. Nicht der lange Troddelstock des Tambour-

Digitized by Google

majors wird in der Luft gewirbelt, sondern gelassen und stumpfsinnig schwanken, wie Kamele in der Karawane, weiße Inschrifttafeln an Stangen getragen vorüber. Man denkt, es seien aus irgendeinem öffentlichen Park herausgerissene Stangen, und auf der Tafel stehe wohl: „Das Betreten des Rasens ist verboten." Auf der ersten im Zuge steht aber gewöhnlich: Knorr-Bremse A.-G. Also der Name der Firma, deren Arbeiter, wo es zu demonstrieren oder zu protestieren gibt, immer vorneweg sind und immer ein bißchen links heraus, zuerst links von den Mehrheitlern, jetzt links von den Unabhängigen, demnächst vielleicht links von den Kommunisten. Auf den weiteren Tafeln ist die Visitenkarte anderer Industriewerke oder Handelsgesellschaften aufgepinselt. Manchmal auch ein Kraftspruch: „Hoch das Proletariat!" oder „Friede, Freiheit, Brot!" Das Ganze ist zumeist sinnlos, da man mit Demonstrationen doch nie Weltgeschichte macht, und ästhetisch jedenfalls kläglich. Da hatte die große französische Revolution doch mehr Farbe, mehr Sinnenfreude, da gab es einen Umzug mit der Göttin Vernunft, da wurde auf offenem Markte in buntem Gewühl noch die Carmagnole getanzt. Man sollte mal ein paar lustige Leute mit Karnevalserfahrung aus dem Rheinland und aus Süddeutschland nach Berlin berufen, damit diese traurigen Umzüge endlich ein wenig reizvoller arrangiert würden. Auch der Kinderkreuzzug Adolf Hoffmanns zum Lustgarten konnte nur Mitleid erregen. Da mußten die Hosenmätze und die dünnbeinigen kleinen Mädchen, die früher am Paradetag so gerne ihre schwarzweiß-roten Fähnchen schwenkten, feierlich und fast bekümmert diese greulichen Tafeln tragen, den von der Domtreppe herab gegen die Religion wetternden alten Zehn-Gebote-Hoffmann anhören und eintönig dazu plärren: „Wir wol—len kei—nen Pfaf—fen!" Oder: „Wis—sen ist me—her als Glau—ben!" Um Wissen und Glauben ringen Männer im innerlichen

Digitized by Google

Titanenkampfe; davon ahnen die kleinen Stepptes Gott sei Dank noch nichts. Ich habe während der ganzen Demonstration nur einmal ein Aufleuchten der Kindergesichter gesehen, — als ich nämlich eine der einstudierten plärrenden Gruppen mit meinem eignen Spruch übertönte: „Wir wol—len lie—ber Mur—meln spie—len!“ Arme Kinder. Man lehrt sie hassen, statt ihnen Liebe zu geben, und man versperrt ihnen jedes Paradies. Dieser Tage fand im Stadion, der klassisch gebauten Riesenarena im Grunewald, eine große Turnaufführung sämtlicher Berliner Volksschulen statt. Wochenlang hatten die Kinder, die Backen rot vor Freude, auf das Fest hin geprobt, konnten ihre Reigen- und Stabübungen und alles andere am Schnürchen, und nun, im letzten Moment, kam „die Partei“ und veranlaßte die zielbewußten Eltern, viele der Kinder von dem Feste zurückzustellen, — weil man nicht dazu da sei, der Bürgerschaft ein Schauspiel zu bieten.

An Schauspielen aber sind wir doch so arm, trotz der Hunderte von Kinos in jedem Stadtviertel. Es fehlt sogar an den stadtbekannten Berühmtheiten, die man sonst einander Unter den Linden zeigen konnte. Der alte Perponcher mit dem aufgewichsten dünnen Schnurrbart in dem faltenzersägten Gesicht und der in die Schläfen gekämmten Sechs, der meist, pünktlich wie eine Normaluhr, zu bestimmter Stunde mit dem wippenden Stock auf dem Rücken bei Adlon vorbei und über den P riser Platz ging, braucht die Verödung Berlins nicht m e zu konstatieren. Er ruht schon längst. Auch alles, was mit der Hofgesellschaft zusammenhing, ist zerstoben. Oder hat — den Beruf gewechselt.

Kommen da zu einem bekannten Notar dicht am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin neulich zwei elegante Herren, um mit der üblichen Einlage von 20 000 Mark den Vertrag über Gründung einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu schließen. Der eine stellt sich als Graf vor, so daß der Notar

Digitized by Google

schon stutzig wird und an Hochstapler denkt, der zweite aber sagt, er sei Herzog. „Nanu schlägt's dreizehn!", ruft der alte Justizrat. „Aber bitte, ich will mich gern legitimieren!" erwidert gelassen der Angeredete. Er ist tatsächlich ein wirklicher Herzog. Derselbe, der unter abenteuerlichen Umständen als „Seine Hoheit, der Kohlentrimmer" sich 1914 aus Mexiko nach Deutschland durchschlug, um hier seiner Dienstpflicht zu genügen. Heute gründet er eine pomphafte Osteuropäische Handelsgesellschaft mit Beziehungen nach Polen und Ungarn. Er wird wohl Salvarsan oder Kokain schieben, brummt der Justizrat. Nicht jeder von den Herren aus der „guten alten Zeit", als die uns die vor 1914 erscheint, hat es freilich nötig, den Handelsberuf zu ergreifen. Es gibt immerhin noch einige Pensionäre, die so eben von ihrer Pension und ihren Zinsen leben können. Auf demselben Wege, den früher der Graf Perponcher regelmäßig beging, begegnet einem jetzt zuweilen der Fürst Bülow. Er hat noch immer sein joviales Grübchen, sein bekanntes Lächeln, seine feine Art, schüttelt wohl auch mal Bekannten die Hand und tauscht mit ihnen die eine oder andere Erinnerung aus. Aber nur wenige erkennen ihn. Nicht etwa deshalb nicht, weil er, der früher so Volle, beim Altern doch ein schmales Greisengesicht bekommen hat, sondern: weil der Reichspudel fehlt. Ein kleiner Fixköter trottet nebenher, der gerne Dackel genannt werden würde. Das ist Bülows Tarnkappe für die breite Masse. Nun ist er sicher.

Ich schlendere durch die Behrenstraße, dort, wo einst der riesige Hülsen-Haeseler als Chef des Militärkabinetts hauste. Heute sieht man natürlich überall die Schilder von Kriegsgesellschaften und ähnlichen Einrichtungen. Aber es wird wirklich „abgebaut". Seit einigen Tagen ist meine größte Freude dahin, das Schild an einem vornehmen Treppenaufgang in der Behrenstraße, das mir immer wieder die Kraft gab, das Leben humorvoll zu finden, das Schild: „Reichs-

Digitized by Google

aufsichtsamt für Seemuscheln". Was werden die Seemuscheln in ihrer neugewonnenen Freiheit nun vor lauter Übermut anfangen? Es ist überhaupt nicht auszudenken, was aus unsern guten und aus unsern Ersatznahrungsmitteln wird, wenn solche Zügellosigkeit einreißt und kein Diktator mehr im Klubsessel, eine echte „Bock" (29,50 Mark das Stück) zwischen den Lippen, sie registriert und kontrolliert und rationiert. Auch die sozialen Folgen sind unübersehbar. Ich meine nicht die Arbeitslosigkeit der Herren Meyer I bis Meyer XXXII von den verschiedenen Klubsesselbehörden, denn allzuviel Arbeit hatten sie auch bisher nicht. Aber die Gehaltlosigkeit, das ist das Problem. In allen Ständen. Wir haben in Berlin 2300 Briefträger zu viel, so daß mehrtägige Feierschichten eingelegt werden mußten, obwohl auch die diensttuenden Briefträger heute die Post für Schulzes, die im vierten Stock wohnen, der Einfachheit halber bei Müllers im Erdgeschoß abgeben, die sich sowieso für Schulzes Korrespondenz interessieren. Nun könnte man ja die Überzähligen entlassen, das würde bei dem großen Fehlbetrag der Post vielleicht gut tun. Aber nein; dann fiele doch ihr Gehalt weg, und das ist die Hauptsache.

Auch die Höhe des Gehalts darf man freilich nicht außer acht lassen. Ein beurlaubter Pressechef der Reichskanzlei bekommt sicher nicht so viel, wie ein aktiver deutscher Gesandter in Athen, sagte sich mit Recht Herr Ulrich Rauscher und wollte also Gesandter in Athen werden. Er ist doch Literat. Er hätte so gut zu der Akropolis gepaßt. Er tat denn auch alles, was man in unserer modernen Zeit, wo vieles „hinten herum" geht, tun muß. Er war nett zu Meißners. Meißners sind Kabinettssekretärs bei Eberts. Und Frau Meißner, eine kluge und hübsche Frau, ist bei Frau Ebert eine Art Zeremonienmeisterin, etwa das, was die Gräfin Voß am Hofe Friedrich Wilhelms III. war. Also Frau Rauscher mußte auch nett

Digitized by Google

zu Frau Meißner sein. Aber Frau Meißner, die aus guter Familie stammt und, wie gesagt, nicht nur hübsch, sondern auch klug ist, hat für Frau Rauscher, die von diesen drei Eigenschaften erheblich weniger besitzt, wohl kein allzu großes Faible. Auch macht Frau Ebert gar nicht in Politik. Ihr Mann, je nun, der redet in Nauen bei der Funkstation „Marksteine", wie nur je der ob seiner Marksteine von Harden genügend begeiferte Wilhelm II. Aber Frau Ebert ist nur Frau Ebert. Kurz und gut, das Auswärtige Amt tut der Öffentlichkeit kund und zu wissen, daß Ulrich Rauschers Ernennung zum Gesandten in Athen keineswegs in Aussicht stehe. Bei Eberts hat man auch ganz andere Sorgen. Gelegentlich auch kleinen Ärger, wenn beispielsweise die frühere Kammerfrau der Kronprinzessin, die man engagieren möchte, antwortet, daß sie — zu ihresgleichen nicht gehe. Immerhin: Herrn Ulrich Rauscher, der nicht nur die schönen Reden verfaßt hat, die Ebert in Weimar hielt, sondern auch vom ehemaligen Feuilletonredakteur der Frankfurter Zeitung sich zum überzeugten sozialdemokratischen Politiker entwickelt hat, kann's nicht fehlen. Nur Mut. Er wird schon noch Exzellenz werden.

Einen weiß ich, der hätte um alles in der Welt nicht einen Titel von den neuen Herren sich geben lassen. Es ist Max Bruch, der Altmeister unserer Musik, der soeben zur ewigen Ruhe heimgegangen ist. Als Gerhart Hauptmann im November 1918 seinen bekannten Aufruf „An die deutsche Ritterschaft vom Geiste" erließ, sie möge sich der Umwälzung anschließen, und viele Künstler im ersten Taumel unterschrieben, lehnte Bruch aufrecht und klaren Sinnes jede Teilnahme ab, weil — so schreibt er wörtlich mit fester Hand in einem vor mir liegenden Briefe — „derartige öde, erbärmliche, kosmopolitisch-internationale Phrasen" im stärksten Widerspruch zu seiner deutschen Überzeugung ständen. 1. Oktober 1920

Digitized by Google

2

Wie die neue Gesellschaft lebt — Eberts und Noskes — Fräulein Ebert, die Schulhelferin, und Fräulein Ebert, die Nackttänzerin — Der Wandervogel als Tanzreformator — Berliner Lehrerinnen im Trikot — Zirkus Reinhardt — Godiva auf der Bühne

Das, was der Königliche Marstall und der Königliche Weinkeller enthielten, ist schon vor längerer Zeit billig versteigert, zum Teil ohne Aufsehen und noch billiger „freihändig" verkauft worden. Zu gesund, pflegen die Schieber zu sagen. Item: der sozialdemokratische Finanzminister a. D. Südekum reitet im Tiergarten schöne Pferde, und andere Genossen erfreuen sich an Steinberger Kabinett Auslese; Herr Scheidemann und Erzbergers Freund Strauß aber sind auf ähnliche Art sehr preiswert zu antiken Möbeln gekommen. Es ist aber nicht richtig, was Frau Fama wissen will, daß nun etwa ein allgemeines Geschlemme an der republikanischen Futterkrippe tagtäglich üblich ist. Die Feste oder Orgien, die der rote Herr Parvus-Helphant in seiner Schweizer und in seiner Havel-Villa zu geben pflegte, sind ja bekannt, aber deren Unkosten werden aus den Gewinnen bezahlt, die der Gedunsene als Kriegsschieber gemacht hat, also schon vor der Revolution. Im übrigen gibt es unter den führenden Genossen, denen der November zu kapitalistischer Lebensführung verholfen hat, nur einen einzigen Alkoholiker, nämlich Scheidemann. Auch Noske hat zwar in Weimar einmal in sogenannter vorgerückter Stimmung mit einer Hellebarde, die er aus der großherzoglichen Waffensammlung entlehnt hatte, in öffentlichem Lokal herumgefuchtelt. Aber so etwas ist bei ihm keine Alltagserscheinung. Einen geradezu trübseligen Eindruck

Digitized by Google

beim Weine macht der des Trinkens ungewohnte „Reichskanzler a. D.“ Herr Bauer; und einer der nüchternsten und solidesten Menschen ist der zu Unrecht als Trinker ausgegebene Landesvater Fritz Ebert. Sein Bäuchlein und seinen Speckhals hat er nur vom guten Essen. Auch seine Frau hat keine besondere Emporkömmlingssucht, sondern hält sich mit natürlichem Takte zurück. Sie hat auch ihre älteste Tochter nun nicht etwa gleich als Prinzessin umerziehen lassen, sondern sie der Anstalt des deutschnationalen Fräuleins v. Gierke, die soziale Schulhelferinnen ausbildet, übergeben; allerdings hat die junge Ebert es dort nicht lange ausgehalten. Nur von ihren Autos machen die neuen Herrschaften reichlich Gebrauch. Das der Landesmutter steht häufig stundenlang in entlegenen Gegenden, wenn sie irgendeine Freundin zum Kaffee besucht. Auch wenn Noskes aus Hannover mal herüberkommen — sie, die überlebensgroße stattliche „Exzellenz Frau Oberpräsident“ im Schwarzsamtnen — stehen ihnen Staatsautos und Staatsbenzin zur Verfügung. Fräulein Noske aber kann sich jede Woche einmal die teure Berliner Reise leisten, weil sie zu ihrer gesanglichen Ausbildung in Hannover angeblich die geeigneten Lehrkräfte nicht finden kann.

Fritz Ebert sitzt als guter Hausvater geruhig seine Zeit ab, legt seine Präsidialersparnisse vernünftig an und denkt nicht daran, etwa vorzeitig seine Pfründe aufzugeben, auch wenn er keine Mehrheit des Volkes mehr hinter sich hat; sein Sitzfleisch ist das umfangreichste und dauerhafteste an ihm. Erheblich flatterhafter ist eine junge Dame seines Namens, die kürzlich kontraktbrüchig geworden ist und Berlin um eines auswärtigen Engagements willen den Rücken gekehrt hat. Dieses Fräulein Ebert ist Nackttänzerin. Seit die Celly aus Rheidt diesen Beruf, der nach großen Revolutionen immer aus dem Schlamm neu emporwächst, in Berlin populär gemacht hat, ist die Zahl der entblößten Hüpferinnen ins

Digitized by Google

Gigantische gewachsen. Es gibt kaum mehr eine Straße, wo nicht, in irgendeinem „mondänen" Lokal, in dem heute neben Schiebern und Portokassenjünglingen auch das gehobene, klassenbewußte Proletariat verkehrt, solche Tänze aufgeführt werden. Abends Schleiertanz, nachts Nackttanz. Fräulein Ebert pflegte, wie man erzählt, zuletzt nur noch mit ein paar Haarnadeln bekleidet zu sein. Aber wenn ihre Reklameagenten behaupten, sie sei eine Nichte unseres dicken Landesvaters, der im Badetrikot ihr sehr ähnele, so ist das natürlich grober Unfug. In der Umgebung Eberts atmet alles die tiefste Solidität.

Wenn es auch richtig ist, daß nach Revolutionen die Tanzseuche stets ausartet, zuweilen — wie bei den Geißlern des Mittelalters — dabei die reine Sinnlichkeit auch die Formen sogar der religiösen Ekstase annimmt, so kann man doch nicht alles, was wir heute sehen, nur auf den Geist der Zeit nach 1918 schieben. Wir haben ein gar kurzes Gedächtnis. Maxixe und Foxtrott blicken bei uns doch schon auf eine fast ehrwürdige Vergangenheit zurück und waren nur während einiger Kriegsjahre scheintot; „gewackelt" und „geschoben" wurde 1914 mehr als genug, und im Tangoklub am Kurfürstendamm habe ich doch schon damals an manchem Nachmittag schwitzende Kommerzienrätinnen neben eiskalten Professionals und fröhlichen Tippmäuschen die hohe Kunst der neuen Figuren üben sehen. Uns, die wir noch aus der harmlosen Zeit des wiegenden Walzers stammen, berührt diese neue Art fremd. Sie ist nicht etwa dem rhythmisch beschwingten Menschen angeboren, sie ist nicht volkstümlicher Ausdruck freudiger Losgelassenheit, sondern sie verlangt Studium und Beherrschtheit; mit fast bekümmerten ernsthaften Gesichtern zählen diese Tanzpaare im geheimen krampfhaft jeden Pas mit, um ja nur nicht aus der schwierigen Rolle zu fallen. Die Schwestern Wiesenthal passen in diese Zeit nicht mehr hinein. An wirklich guten Berufstänzerinnen sind wir augenblicklich, weil

Digitized by Google

eben der Tanz ausartet, sehr arm. Es ist übrigens interessant, festzustellen, daß sie und überhaupt die meisten Varietédamen gewöhnlich aus „der großen östlichen Völkerwiege“ trotz ihrer englischen oder romanischen Decknamen stammen. Die Saharet, die mit diesem Namen und „with best wishes“ auf dem entzückenden Bildchen, das sie mir einst gestiftet hat, unterzeichnete, heißt Klara Rose; die einst gefeierte „belle Otero“ ist eine geborene Feitelberg; und die große Diseuse Yvette Guilbert, für ihre Person freilich aus Frankreich gebürtig, ist beim Einwohnermeldeamt als Frau Schiller richtig eingetragen. Eine gesunde Gegenbewegung gegen das Unschöne im heutigen Tanz ist übrigens schon längst entstanden, schießt freilich ihrerseits wohl wieder über das Ziel hinaus: der Reigen kommt, der Reigen auf grünem Anger. Aus dem Wandervogel ist er geboren. Schon macht — in Thüringen fing es an, in Berliner Vororten sieht man es jetzt — die neue Bewegung truppweise im Umherziehen Propaganda. Da ist alles „kernig“ und „volkstümlich“, aber eben — ländlich. Braungebrannte Sandalenbeine und Leinenjoppen mit Schillerkragen sind auf der Wiese sehr schön, nur in den Ballsaal werden sie sich nicht verpflanzen lassen, und auf den sind wir nun mal in den Städten und im Winter überhaupt angewiesen. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sucht jetzt die Stadt Berlin nach dem neuen Tanzstil. Sie hat besondere freiwillige Tanzkurse für ihre Turnlehrerinnen eingerichtet, die nichts kosten. Verlangt wird von den Teilnehmenden nur, daß sie die vorgeschriebene Tracht mitbringen, die lediglich — aus einem schwarzen Trikot besteht. Ja, Groß-Rot-Berlin wird sehr modern; nur Zuschauerkarten zu diesem Kursus, nach denen große Nachfrage besteht, werden nicht ausgegeben.

Tanz und Kino absorbieren so viel Zeit, auch für die Zehntausende junger Männer und junger Mädchen, die heute

Digitized by Google

schon um vier Uhr nachmittags aus den Bureaus auf die Straße strömen, daß für das Theater, unsere frühere Volksbildungsanstalt — Schiller nennt sie sogar eine „moralische Anstalt“ — zu wenig übrigbleibt. Trotz immens hoher Eintrittspreise kommen unsere Bühnen nicht mehr auf ihre Kosten. Selbst der alte Hexenmeister Reinhardt muß für seine drei Unternehmungen — Deutsches Theater, Kammerspiele, Großes Schauspielhaus — jetzt mit einem Jahresfehlbetrag von rund einer halben Million Mark rechnen und hat sie daher an seinen Freund Holländer, der noch einige Hintermänner hat, abgetreten, sich selbst nur die Oberregie vorbehalten. Reinhardts Lieblingsidee, das Theater der Fünftausend, hat sich als verfehlt erwiesen. Heute erscheint schon ein „vernichtendes“ Buch darüber unter dem Titel: Zirkus Reinhardt. Früher wäre ein solches Volkshaus möglich gewesen mit einem Normalpreis von einer Mark für den Eintritt. Heute aber verlangt schon jeder Lampenputzer ein Generaldirektorengehalt, so daß die Eintrittspreise ganz unvolkstümlich werden müssen, um die Betriebskosten zu decken. Außerdem besitzen wir noch keine passende Dramenliteratur für das Große Schauspielhaus. Wer sich Shakespeare verekeln will, der mag sich dort den Hamlet oder Julius Cäsar ansehen; in den Rahmen dieser Riesen-Gipshöhle passen vorerst nur die altgriechische Orestie und Rollands Danton. In der Orestie, für deren unbegreifliches Schicksalswalten wir Modernen kein Empfinden haben, die aber dem klassisch Gebildeten immerhin noch etwas sagt, hatte mich mein Schicksal in dieselbe Loge verschlagen, in der der Reichskanzler a. D. Herr Bauer und seine Gattin saßen. Er kapierte kaum ein Wort, sondern repräsentierte nur, aufs höchste gemopst. Sie aber tröstete sich mit den mitgebrachten Schinkenstullen, deren Speck sie durch die Zähne zog. Etwas anderes ist es mit dem Danton. Das ist lebendige, wildwogende Zeit-

Digitized by Google

geschichte, da wird der Zuschauerraum mit zur Bühne, dank einem verblüffenden Reinhardttrick; ganz dumpf kommt es selbst der obersten Galerie zum Bewußtsein, daß die Revolution und das souveräne Volk noch nie so — verhöhnt worden sind, wie in dieser ernsthaften Künstlerarbeit des demokratischen Pazifisten Rolland. Ein Besuch dieses Danton ist allen Berlinpilgern nur zu empfehlen; er ist schon seit Wochen auf dem Spielplan und wird immer noch gegeben. Die Premieren der letzten acht Tage in den übrigen Theatern haben nur Spreu gebracht. Mit einiger Hoffnung sah man dem Versspiel Godiva entgegen, in beseligter Erinnerung an Tennysons und anderer Dichter Schöpfungen, die aus der alten Sage von der reinen auf einem Zelter nackt durch die Straßen reitenden Frau entstanden sind. Es war nur eine umständliche Enttäuschung. Auch diejenigen kamen nicht auf ihre Kosten, die etwas nervenprickelnd Entblößtes à la Monna Vanna erwarteten. 8. Oktober 1920

3

Wir verrussen — Elias Trotzki als Villenbesitzer im Grunewald — Offiziere als Karrenschieber — Die „stellungslose" Fürstin Lieven — Im kurländischen Café — Botschaftsrat v. Bethmann Hollwegs Laden — Maria Orskas „Rausch" — Strindberg im Schwarzen Ferkel

Man hat sich oft gefragt, woher der Witz des Berliners, woher seine Schnoddrigkeit stamme. Seine Art ist doch so grundverschieden von der sonstigen norddeutschen Gemessenheit. Die Lust zum scharfzugespitzten Reden ist echt französisch: wir dürfen nicht vergessen, daß die preußische Hauptstadt allen Verfolgten, besonders den Refugiés und Emigranten,

Digitized by Google

stets offen stand, und daß zuzeiten unter der Berliner Bevölkerung ein volles Drittel französischer Abkunft war. Jetzt aber sind wir auf dem besten Wege, zu — verrussen. Polizeilich gemeldet sind in Berlin augenblicklich nicht weniger als 92 000 aus dem ehemaligen Zarenreich stammende Personen, und viele „wohnen schwarz", sind überhaupt nicht registriert. Aber das ist kein einheitliches Volkstum, sondern ein östliches Nationalitätengewirr. Die größten Gruppen darunter sind Deutsch-Balten, Großrussen, Juden. In Berlin N., in der Gegend der Grenadierstraße, wohnen die letzteren zu Hauf, manchmal zu Dutzenden in eine Stube gepfercht. Einzelne aber, die sich schon in Sowjetrußland gesund gemacht haben, ziehen ihren Mitteln entsprechend den feinen Westen vor, wo manche der alteingebürgerten wohlhabenden deutschen Familien jetzt unter der Wirkung des Reichsnotopfers ihren Besitz verlassen muß. In der Jagowstraße 10, in dem vornehmen Berlin-Grunewald, bewohnte bisher ein Rentier Hermann Schmidt die schöne Villa; er hat sie an einen „Fabrikbesitzer" Moses Bres in der Tiergartenstraße 29a verkaufen müssen, und der hat sie, da er offenbar nur Mittelsperson war, sofort an den „Schriftsteller" Elias Trotzki, zurzeit in Kopenhagen wohnhaft, weiterbegeben. Das ist, so erzählt man sich, der Bruder des Sowjet-Gewaltigen in Petersburg. Es scheint, daß einzelne Ratten das sinkende Schiff verlassen. Sie sind gut gemästet; und so können sie deutsche Familien auskaufen.

Derweil stehen ehemalige deutsche Offiziere mit Karren am Anhalter Güterbahnhof und erbieten sich, ankommende schwere Kisten für ein paar Mark in jede Stadtgegend zu befördern. Unter den Führern von Autodroschken gibt es auch schon ehemalige Kompagnieführer. Einen traf ich, der hat in einer Kellerwohnung ein kleines Installationsgeschäft eröffnet und legt Licht, flickt Wasserleitungen, bessert Hausrat

Digitized by Google

aus; er war schon als Fliegerleutnant sein eigener Monteur. Die meisten versuchen zunächst „in der Industrie" unterzukommen, werden als Vertreter mit winzigem Hungergehalt — im wesentlichen auf Provision — angestellt, stecken eigenes Geld, „um den Artikel einzuführen", in die Anzeigenreklame und scheitern schließlich als Ausgebeutete. Mancher alte Hauptmann a. D., der keinen Pfennig von dem sogenannten Kommißvermögen mehr hat und nur rund 700 Mark monatlich Pension, kennt mitsamt seiner Familie Fleisch nur noch vom Hörensagen und weiß nicht, wie er das Schulgeld für seine Kinder aufbringen soll. Unsere sozialdemokratische Arbeiterschaft ahnt nicht, welche Not heute vielfach in den sogenannten besseren Ständen herrscht, wie furchtbar sie besonders in den Kreisen der kleinen Rentner und Ruhegehaltsempfänger ist. Vor der Arbeit, wenn er überhaupt noch arbeitsfähig ist, scheut sich niemand. Nur findet man sie nicht auf Anhieb.

Vor mir sitzt, wie ein Bild von Gainsborough, eine Dame mit rosigem Gesicht und schneeweißem Haar, die Fürstin Lieven. Sie ist, wie andere Deutsche aus Kurland auch, von Haus und Hof gejagt, hat nichts mehr außer einem Koffer voll guter Toilette aus früherer Zeit, Toilette, die bald schon altväterisch sein wird. Ihre ehemalige Gesellschafterin, Frau v. Seck, hat bei einer Berliner Ärztin ein Unterkommen als Hausdame gefunden. Sie selbst, die Fürstin, war kürzlich überglücklich, als ihr eine Stellung als Gesellschafterin in einem prinzlichen Haushalt angeboten wurde. Das war beim Prinzen Joachim Albrecht, dem Ablon-Prinzen, jenem Mitgliede des Hohenzollernhauses, das schon lange vor dem Kriege aus der Armee ausgeschlossen wurde. Ein musikalisch Hochbegabter, aber aus der Art Geschlagener, Gatte der kleinen Brettl-Diva dritten Ranges Marie Sulzer aus Galizien. Also das, was im Habsburger Hause etwa der

Digitized by Google

Leopold Wölfling war. Augenblicklich will er eine zweite Ehe eingehen, ebenfalls — sehr weit linker Hand; und diese zweite Frau sollte von der Fürstin Lieven chaperoniert werden, und das ging schließlich über deren Kraft. Jetzt ist der trotz ihrer weißen Haare noch verhältnismäßig jungen Durchlaucht im Berliner Auswärtigen Amt ein kleines Pöstchen als Sekretärin versprochen worden, wenn sie vorher tippen lerne. Und sehnsüchtig beäugt sie meine Schreibmaschine.

Eine Gruppe ihrer Landsleute hat in Berlin W., am Prager Platz, ein Caféhaus eröffnet, die „Kurländische Diele", und findet bei tüchtiger Arbeit gutes Auskommen. Am Buffet sitzen zwei nicht mehr ganz junge Baronessen, die sich von der üblichen Barmaid nur dadurch unterscheiden, daß sie schlicht gekleidet sind und kein hellgelbes Wasserstoffsuperoxydhaar haben. Unermüdlich füllen sie Kaffeetassen und Biergläser, teilen den Kellnern vortreffliche Berliner Pfannkuchen und kurländische Speckpiroggen aus, hantieren mit ganzen Batterien von Geschirr. Ein Musiker steigt in der Pause vom Podium, begrüßt sie und küßt ihnen die Hand; es ist ein Freiherr von Grotthuß. Eine Baronin Hahn und ihre Schwiegermutter kochen und backen in der Küche, eine Gräfin spült. Der Geschäftsführer — in Berlin sagt man „Jrußaujust" — ist ein Baron Stromberg. Wenn dieser baumlange, bärenstarke Mensch mit leichter Verneigung an den Tischen der Besucher vorübergeht, begreift man es, daß er einst, als er in Riga nachts von drei Wegelagerern überfallen wurde, allen dreien mit bloßer Faust die Hirnschale einschlug. Ursprünglich waren auch die Kellner in diesem Kurländischen Café baltische Adelige, die in demselben Frack, in dem sie einst auf Ritterschaftsbällen getanzt hatten, nun zwischen den Marmortischen voltigierten, statt des Klapphutes die Serviette unter dem Arm. Manchmal machte diese

Digitized by Google

ganze Gesellschaft den Eindruck eines Wohltätigkeitskomitees, aber mit vollkommenem Berufsernst taten die Kellner ihre Pflicht. Sie haben bloß hinter sich geworfen, was falsche Scham heißt. Ist doch auch ein Graf Keyserlingk Hausdiener in einem großen Hotel geworden und trägt, mit grüner Tuchschürze angetan, den Reisenden die Koffer. Die baltischen Kellner sind jetzt am Prager Platz verdrängt worden. Sie waren nicht gewerkschaftlich organisiert, wollten von Politik, zumal von sozialdemokratischer, nichts wissen, wollten nur durch ehrliche Arbeit ihr Brot verdienen. Da erklärte die Kellner-Gewerkschaft in Berlin, wenn diese Unorganisierten nicht hinausflögen, würde man dem Caféhaus die Fenster einwerfen; und so sind denn unter die ganze hochgeborene Gesellschaft eine Anzahl Berliner Dutzendkellner gekommen, die sich dort übrigens sehr wohl fühlen, weil sie — so menschlich behandelt werden, so ganz anders, als sonst von Cafétiers; weil wirklich ruhige Vornehmheit das Dasein in diesem Hause so angenehm macht. Gewiß hätten die beteiligten Kurländer lieber einen anderen Beruf ergriffen, der ihrer Bildung mehr entsprochen hätte, aber es ist alles überfüllt; und da zeigen sie eben, daß sie doch mehr können als der gewöhnliche Arbeiter, der seinen Beruf nicht wechseln kann: sie geben lächelnd auch ihre Kaste auf.

Daß ein Herr von Oettingen aus der bekannten Dorpater Professorenfamilie in der Budapester Straße ein Teppichgeschäft eröffnet hat, ist schon alten Datums. Jetzt scheuen sich aber auch Reichsdeutsche aus den „ersten" Familien nicht mehr, irgendeinen Laden einzurichten, wenn das Schicksal sie derb angefaßt hat. Der Neffe unseres früheren Reichskanzlers, der Botschaftsrat v. Bethmann Hollweg, handelt jetzt in der Nürnberger Straße mit Antiquitäten. Früher hat er sich welche zu eigener Augenweide gekauft, als er sich das dank seiner reichen Frau noch leisten konnte. Von der

Digitized by Google

und ihrem Reichtum ist er nun geschieden; sie hat in zweiter Ehe einen Herrn von Schubert, einen diplomatischen Kollegen Bethmanns, geheiratet. Ihr erster Mann aber macht Geschäfte mit früheren internationalen Bekannten. Ein Comte hat eben durch Bethmanns Vermittlung eine Sammlung wundervoller Amethyste und anderer Edelsteine gekauft. Auch dieser französische Graf und Diplomat tut es nicht auf eigene Rechnung, sondern handelt in amerikanischem Auftrage. Unser alter Kontinent wird ganz ausgekauft; Juden und Amerikaner nehmen das meiste.

Unter der Umschichtung aller Dinge leidet mehr als alle anderen der gebildete Mittelstand, der schon vor dem Kriege sich in Nahrung und Kleidung einschränken mußte, aber wenigstens geistige Genüsse sich reichlich gönnte. Heute werden Bücher für ihn unbezahlbar, solange noch Bettlaken geflickt werden müssen; und im Theater, selbst bei den immer seltener werdenden guten Klassikeraufführungen, sitzt ein ganz neues Publikum. Ein Volk, das im Kientopp groß geworden ist. Jetzt überträgt es die „Star"-Schwärmerei auf die lebende Bühne. Vom Dichter und seinem Werk weiß man nichts mehr, desto mehr aber von den einzelnen Darstellern und Darstellerinnen und ihren Toiletten. Neue Dramen, Komödien, Operetten werden ihnen „auf den Leib geschrieben"; das Repertoire aus alten aber stellt man nach den Darstellern zusammen, ob sie nun Lucie Höflich oder Max Pallenberg oder sonstwie heißen. Das Theater in der Königgrätzer Straße ist vor etlichen Jahren als Hebbeltheater gegründet worden, bringt aber grundsätzlich nichts mehr von Hebbel, sondern lebt so gut wie ausschließlich von Strindberg und Wedekind. Warum? Weil die Maria Orska da ist. Eine Lulu sondergleichen. Die kleinen Mädchen, die mit ihren Freunden im Parterre sitzen, schauen verzückt zu, wie sie züngelt und schlängelt und Männer einwickelt. Die immer

Digitized by Google

noch etwas harte polnische Aussprache des Deutschen fällt bei dem schillernden, vibrierenden Spiel der Orska gar nicht mehr auf, weil man den Bewegungen dieser gleißenden boa constrictor mehr folgt als ihren Worten. Und doch, wie kann sie girren! Tilla Durieux, die sich einst rühmte, es gäbe auf der Bühne keine zweite solche Satansbraut, wie sie selber es sei, ist geschlagen. Das Theater in der Königgrätzer Straße hat dieser Tage in einer Neueinstudierung wieder Strindbergs „Rausch" herausgebracht, mit dem es vor sechs Jahren seine großen Kassenerfolge hatte. Das Weib und der Weiberausch war Strindbergs Leben und sein Zusammenbruch, vor dem Weibe hat er angebetet, geflucht, geschluchzt, dieser unbändig Starke, der doch so leicht zu knicken und zu betrügen war. Habt ihr wenigstens seine „Beichte eines Toren" gelesen? Ich kannte ihn selbst, als ich als blutjunger Dachs so um 1890 herum in den Kreis verschlagen wurde, der im „Schwarzen Ferkel" in der Neuen Wilhelmstraße sein Künstlerheim hatte: Strindberg, Ernst v. Wolzogen, Przybyczewski. Schon damals, während seiner Berliner Zeit, kamen über Strindberg dunkle Stunden, wie über weiland König Saul; und weder des Polen Kunst am Klavier noch das eigene Lautenspiel vermochten ihn in die Helle zu reißen. Lebte er noch, so würde er sich in süßen Qualen winden, wenn er in seinem „Rausch" die Orska sähe. So eine sah er nie, nicht in seiner nordischen Heimat, nicht in Paris. Das Publikum, das immer noch Mensch und Rolle nicht auseinanderhalten kann, denkt, Maria Orska spiele nur „sich selber", und dieses Publikum ist lüstern nach ihren Alkovengeheimnissen. Es weiß nicht, wieviel ernste Arbeit zu solcher darstellerischen Leistung gehört. Wo die Orska auch ist, überall studiert sie Menschen. So hat sie auch stundenlang, tagelang im Prozeß Erzberger gesessen und den fetten politischen Komödianten aus Buttenhausen in jeder Bewegung mit glänzenden Augen

Digitized by Google

verfolgt, mit noch glänzenderen die Schnabelhiebe seines Gegners Helfferich.

Das „Schwarze Ferkel" aber ist längst keine Künstlerkneipe mehr. Es ist in die benachbarte Dorotheenstraße schon vor langen Jahren umgezogen und damals zur bevorzugten Weinstube namentlich alter Offiziere geworden; gab auch um ein Billiges seine Speisen für die Kriegsakademiker her. Seit dem roten November haben wir keine Kriegsakademie mehr. In den beiden letzten Jahren pflegten Schieber in der alten Weinstube zu verkehren und fanden hier trotz aller Rationierung immer noch Butter und Fettkäse, Filets und Hammelkoteletts vor. Das atheniſche und das ſpartaniſche Zeitalter ſind vorüber, haben nur einige hiſtoriſche Erinnerungen an Ort und Stelle zurückgelaſſen; heute haben die Böotier Recht, und die Böotier ſind, wie man im Altertum ſagte, „pingui ingenio": ihr geiſtiger Horizont umſchreibt nur ihren Bauch. 15. Oktober 1920

4

Kaviar — Häniſch und Parvus — Frau Adolf Hoffmanns Grundbeſitz — Der Nationale Klub — Streſemann-Rießer im Reichsklub — Kein Fraktionsſtammtiſch mehr — Bülows Kakao — Die Lieblingsfrau des Maharadſchah in der Friedrichſtraße — „Haremsnächte" — Im Faun

Schon lange vor dem Kriege haben die Deutſchen nicht nur den größten Fleiſch-, Bier- und Zuckerverbrauch von allen Völkern der Erde gehabt, ſondern auch mehr als andere in Feinkoſt geſchwelgt. Eine lehrreiche Tatſache: von dem geſamten Kaviar, den Rußland alljährlich verfrachtete, ging faſt die Hälfte, 44 v. H., nach Deutſchland. Sämtliche Erdteile

Digitized by Google

— und Kaviar auf Eis wurde doch in den vornehmen Gaststätten in New York und in Tokio, in Kapstadt und Melbourne wie bei uns serviert — verbrauchten also zusammen kaum mehr als wir. Und die köstlichen grauen Perlchen waren in Deutschland, besonders in Berlin, schon ganz demokratisiert. Nicht nur bei Kempinski, dem Riesenrestaurant, das man „Freß-Wertheim" nennt, war Kaviar billig fürs Volk, sondern auch sogar für 20 Pfennige in den Aschinger-Bierstuben zu haben. Den letzten Kaviar habe ich vor zwei Jahren in Konstantinopel im Pera Palace Hotel — gesehen; da kostete er 500 Mark das Pfund. In Berlin ist er aus den Speisehäusern verschwunden. Nur einige knallrote Umsturzkapitalisten, die direkte Kurierverbindung über Moskau nach Astrachan haben, können ihn sich leisten. Um einer totsicheren Berichtigung vorzubeugen, will ich aber von vornherein bemerken, daß der preußische Bildungsminister Hänisch nicht zu den Kaviarschlemmern gehört. Er war in seinen Genüssen immer bürgerlich bescheidener als die roten Geschäftsgrößen. Parvus-Helphant hat viele Millionen gerafft. Unser Minister Hänisch aber bekam von ihm für literarische Mitarbeit nur 6000 Mark jährlich als Ehrenhonorar. Da war er dankbar und froh. Man weiß es eigentlich noch heute nicht, wie es kam, daß dieser gute Junge, der jetzt so gehorsam auf dem von Adolf Hoffmann im Ministerium gespannten Seile tanzt, einst von dem Stettiner Gymnasium geschaßt werden und dem Rauhen Hause bei Hamburg zum Aufbügeln seiner angeblich verwahrlosten Seele übergeben werden mußte. Die wirklichen Verbrecher und Genießer hat dieser diensteifrige und kurzsichtige Spießer immer nur von ferne ehrfürchtig angestarrt. Der aufgeschwemmte Parvus-Helphant ist für ihn eine Art Cesare Borgia. Hänisch schnüffelt Wildgeruch, Hänisch wittert Renaissance; und so kriegt er es — der preußische Kultusminister — auch fertig, von diesem seinem großen

Digitized by Google

Bewunderten öffentlich zu erklären, er sei mit anderem Maße zu messen, als mit dem eines Konsistorialrats; und seine wüsten Weibergeschichten preist er — der preußische Kultusminister — mit behaglichem Schnalzen.

Es ist eine krause Welt. Man ist erstaunt, daß der schlichte deutsche Arbeiter dieser Gesellschaft seiner Führer nicht den Garaus macht. Selbst Adolf Hoffmann, der einst Abend für Abend gegen ein Vortragshonorar von 3 Mark und ein paar Glas Freibier die mühsam ihm eingetrichterte Rede über „Die zehn Gebote und die besitzenden Klassen" in kleinen Dörfern herunterschnarrte, ist heute einer von denen, die er früher verrissen hat. Er ist reich geworden und hat einen Teil seines Besitzes vorsichtig in Grundbesitz angelegt. Vor Gericht kam dieser Tage die Tatsache zur Sprache. Da wurde aber auch festgestellt, daß Adolf Hoffmann die neue Villa — seiner Frau überschrieben hat, weil, wie er selber angab, „vor mir in meine Stellung als Ajitator der unabhängigen Sozealdemokratie det nich paßt, det ick als Besitzer einjedragen werde". Er und seine Leute haben jahrzehntelang gegen die sogenannten Kreise von Bildung und Besitz geeifert. Jetzt bilden sich neue Kreise, eine neue Gesellschaft: Besitz ohne Bildung. Und gut gelebt wird da, Wetter noch einmal, und auf die „Zehn Gebote" pfeift man.

Während die Altsozialisten als Revolutionsgewinnler aus Berlin N. mit den Neukommunisten der Kriegsschieberzunft aus Berlin W. in Schlemmerlokalen zusammentreffen, kehren — nicht nur notgedrungen, sondern aus Überzeugung — die Gesellschaftsschichten, die früher führend waren, zu einfachster Lebenshaltung zurück. Man braucht nur einen Blick in das Berliner Klubleben zu tun, um das zu erkennen: je weiter nach rechts, desto schlichter der Stil. Um von den Klubs des Konfektionsviertels und der Gegend am Pariser Platz gar nicht erst zu sprechen: schon im „Kaiserlichen"

Digitized by Google

Automobilklub neben Wertheim machte sich das kulinarische Protzentum der mitunter stark galizischen Achtzigpferdigen übel bemerkbar. Jetzt ist der Name verändert, die Sache geblieben. Auch der Ärotklub hat die Krone übrigens abgelegt. Von den „kaiserlichen" hat einzig und allein der Kaiserliche Yachtklub in Kiel Mannesmut genug gehabt, seinen Namen, der eine Geschichte ist, beizubehalten. Neu aufgetaucht sind eine Reihe von politisch-geselligen Vereinen, darunter am weitesten rechts der „Nationale Klub", der mit dem Münchener Herrenklub im Kartellverhältnis steht, aber nicht so exklusiv ist wie dieser und unter seinen norddeutschen Mitgliedern alles umfaßt, was zum alten System im besten Sinne des Wortes gehört. Seine schönen Räume hat der Klub in dem mächtigen Renaissancebau in der Sommerstraße Nr. 6; aus den Portalen III und IV des Reichstages braucht man nur über die Straße zu gehen, und man ist da. Hier kennt man keine Diners von fünf, sechs Gängen, wie sie sich heute unsere Revolutionsgrößen gönnen; man ißt hier für sage und schreibe acht Mark seine Suppe und das Fleischgericht mit Gemüse. Aber geistig hochragende Männer aus der glücklichen Kaiserzeit Deutschlands sieht man rundum. Und von den Wänden grüßen die Bilder aus entschwundenen Tagen, vor allem ein wundervolles Gemälde Wilhelms I. in Lebensgröße, dazu andere Porträts aus dem Zollernhause, auch vom alten Franz Josef, ferner eine Bronzestatue des Großen Kurfürsten, ein Riesenbild der Erstürmung von St. Privat und andere historische Erinnerungen. Sie stammen fast alle aus den früheren Kasinos zweier Gardegrenadierregimenter, wie auch ein Teil der behaglichen sonstigen Einrichtung. In wenigen Tagen wird dieses neue Heim eröffnet, während der Klub bisher nur nüchterne Hotelräume in der Prinz-Albrecht-Straße zur Verfügung hatte. Gedacht war er als Sammelpunkt aller Angehörigen der Rechten. Die beiden

Digitized by Google

Vorsitzenden sind der deutschnationale General v. Hutier und der deutsche Volksparteiler Exzellenz v. Richter. Nachträglich hat aber der Abg. Dr. Stresemann einen eigenen „Reichsklub der Deutschen Volkspartei" begründet, in dem er selber an der Spitze steht, und hat einen Teil der Mitglieder, namentlich auch die zahlungsfähige Gruppe Jakob Nießer, mitgezogen; geblieben sind im Nationalen Klub dagegen die Rechtsliberalen um Richter und Vögler herum. Alles, was ganz auf die republikanische Neuorientierung eingeschworen ist, und darunter besonders jüngere Regierungsmitglieder, zieht den dritten politischen Klub vor, „Die Deutsche Gesellschaft von 1914", in dem vornehmsten Privathause der nördlichen Wilhelmstraße, eine Gesellschaft, die während des Krieges stark vaterlandsparteilichen Einschlag hatte, aber in ihrem Mitgliederbestande allmählich nach links rückt. Die Vorgänger der politischen Klubs, die alten Fraktionsstammtische bei Siechen und anderswo, sind eingegangen. Jeder Versuch zu ihrer Wiederbelebung scheitert, nicht nur wegen der teuren Preise, sondern auch, weil eben die alte Stammtischgemütlichkeit dahin ist. Wir von 1920 sind abgehetzte Leute. Die Flut von Gesetzen, von Ausschüssen, von Reden verschlingt alles. Als noch der „alte" Reichstag in der Leipziger Straße stand, da kannten seine Besucher den gänzlich interfraktionellen „Bowlenklub", der nach dem meistkonsumierten Stoffe benannt war, und in dem die Diplomaten und Parlamentarier, Minister und Tagesschriftsteller den Becher schwangen, Bismarck und Georg v. Huhn von der Kölnischen Zeitung und Windthorst einander einträchtig zutranken, — vorbei, vorbei. Heute werden schon Jugendklubs für Proletarierkinder der vier verschiedenen kommunistischen Richtungen gegründet. Alles spaltet sich.

Unter den Linden macht noch immer Fürst Bülow seinen täglichen Spaziergang in der Sonne, läßt sich von seinem

Digitized by Google

Dackel, der den Reichspudel ersetzt hat, an der Leine ziehen und blinzelt in die verwandelte Welt. Jetzt wird er auch schon wieder mehr vom Publikum erkannt. „Bülow mit Kakao", sagt der Berliner; wegen der Farbe des Dackels. Vor allem aber grüßen die Fremden, die Bernhard v. Bülow irgendwo in der Welt auf diplomatischem Parkett begegnet sind. Berlin ist von ihnen ja übervoll. Die Stadt ist internationaler denn je. Auch die „coloured gentlemen", die Farbigen, nehmen zu: nirgends in Europa oder Amerika werden sie so umschwänzelt, spielen sie eine solche Herrenrolle. Zum Teil gehören sie zu dem ständigen Personal irgendeiner Filmstätte aus Gips und Rabitzputz um Berlin herum oder privatisieren als freie Filmkünstler. Darunter auch die schlanke und raffiniert elegant gekleidete Negerin, die in ihren Kreisen den Beinamen Lieblingsfrau des Maharadschah trägt. Wenn sie nicht gerade filmt, was verhältnismäßig selten der Fall zu sein scheint, zeigt sie sich in der Friedrichstadt am Arme irgendeines weißen Freiers, alle Tage eines anderen. Der Begriff der Rassenschande scheint auch den männlichen Deutschen unbekannt zu sein. Das geölte Kakaogesicht mag noch angehen. Aber das Mundwerk ist so breit, daß man ruhig eine Hypothek darauf aufnehmen könnte. Draußen auf der Friedrichstraße: Sie. Und drinnen im Apollotheater: Er. Man führt in diesem Friedrichstraßen-Varieté eine Pantomime auf, Haremsnächte genannt. Ein herkulischer Neger zwischen mehr oder weniger, meist weniger, schleierumhüllten weißen Mädchen. Also etwa ein Haremsleben im Stile der Bilder auf Zigarettenschachteln, ein Leben, wie es nirgends im Orient sich findet, wo fast durchweg wie bei uns die Einehe herrscht und die wenigen mehrfach verheirateten Moslim für jede Frau einen vollkommen eigenen Hausstand unterhalten. Aber davon weiß die junge Welt, die ins Apollotheater strömt, natürlich nichts. Unter wohl-

Digitized by Google

wollender Duldung unserer republikanischen Aufsichtsbehörden sieht sie lebende Bordellbilder, wird „international" verseucht und verliert den Stolz auf die eigene Rasse.

Zwischen vier und sechs Uhr nachmittags bevölkern die Internationalen, auch die fremden Überwachungsoffiziere in Zivil, diese natürlich in „angenehmer deutscher Begleitung", alle unsere Kaffeehäuser. Im „Kaiserhof" und anderswo gibt es ja Schlagsahne, die die Berliner Mädchen sich bezahlen lassen, und im „Faun", Ecke Friedrich- und Taubenstraße, bessere Musik, als man sie in Paris oder Brüssel an solchen Orten hören kann. Übel wird es am Abend, wenn die Pfropfen knallen und die Musik abwechselnd Tänze — für die vom „Faun" bezahlten Paare im Mittelraum — und deutsche Sentimentalitäten vom Rhein und vom Wein und von Frauen spielt. Die Besucher schlagen den Takt mit dem Hausschlüssel an das Glas und singen mit: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Da gröhlt ein besoffener Schieber: „Se ham ihn ja schon!" Gelächter rundum. Der lange ernsthafte Ire mir gegenüber, ein englischer General in Zivil, dem sein deutsches Mädchen vergeblich zutrinkt, wird rot im Gesicht vor Ekel, und der zitronengelbe Japaner drüben, der ebenfalls von seiner Begleitung „Deutsch lernen" will, läuft grau an. Ein Dokument von unserer Zeiten Schande. Man sagt, daß der preußische Schulmeister Königgrätz gewonnen habe; vielleicht gelingt es dem deutschen Lehrer in diesen Jahrzehnten der Schmach, die wir noch zu durchleben haben, das deutsche Volk wiederzugewinnen, das sich verloren hat, nachdem ihm fünfzig Jahre lang durch die sozialdemokratische Partei das nationale Bewußtsein wegagitiert worden ist. 22. Oktober 1920

Digitized by Google

5

Die Sache mit Lola — Fritz Ebert und Henny Porten — Die Bettkarten der Regierung — Die Großherzogin, das Dienstmädchen und die neuen Herren — Die Vakanz für Rauscher in Tiflis — Klawunde als Polizeihauptmann — Nacht- und Nepplokale — Trarbachs Weinstuben der Entente versperrt

Alltäglich und allnächtlich wird in der Reichshauptstadt, bald hier bald da, ein Ding gedreht. Ein Ding ist keine Sache. Man soll nicht sagen, was 'ne Sache ist. Aber „die Sache mit Lola", das ist ein Ding, das muß man gesehen haben. Sache.

Ich möchte wissen, ob irgend jemand, der weder Berliner noch Warschauer ist, diese fünf Sätzchen da oben versteht. Es ist kaum mehr Deutsch, sondern mehr schon Rotwelsch. Aber im Konfektionsviertel am Hausvogteiplatz schlürft man mit Kennermiene solche Wortkaskaden ein und wackelt dazu mit den Ohren vor Vergnügen. Seit der vorigen Woche ist das Komödienhaus am Schiffbauerdamm, wo „Die Sache mit Lola" über die Bretter geht, allabendlich ausverkauft, und auch in der nächsten Woche wird der gewöhnliche Sterbliche, der nicht Großkonfektionär oder Kurfürstendammschieber ist keinen Parkettplatz erlangen können. Pallenberg macht die Sache. Schon den Titel des Schwanks, dessen Inhalt andere gedichtet haben, hat sicherlich er erfunden. Und nun sprudelt er los — man weiß nicht, was flinker und gelenkiger ist, seine Zunge oder seine Hände — und extemporiert noch was dazu und jongliert mit jedem Satz, bis sein Publikum vor Lachen nicht mehr kann und sich fast in Krämpfen windet. Wenn diesem Pallenberg in irgendeinem Stück auf der Bühne zugerufen wird, er solle deutsch sprechen, so antwortet er sicher:

Digitized by Google

„Deutsch? Wieso Deutsch? Der Deutsch ist doch im Deutschen Theater bei Reinhardt, und ich bin hier im Komödienhaus!" Und schon prusten die alten Herren im Parkett, und die jungen Mädchen kreischen, als wenn sie gezwickt würden. Pallenberg ist der Liebling dieses Berlin. Wenn er als „unmöglicher" Provinzler mit einer noch unmöglicheren Gattin auf die Bühne kommt, sich in Lola aus dem Korsettsalon verliebt, seiner Gattin, um die Sache mit Lola zum Klappen zu bringen, einen Schlaftrunk eingießt, den er versehentlich selber austrinkt, so wird sein Publikum hysterisch vor Vergnügen. Mit Literatur hat das kaum mehr etwas zu tun, und die Kunst Pallenbergs gehört schon fast ins Varieté. Aber er ist eine Zugkraft ersten Ranges für zahlungsfähige Leute, denen das Lachen als eine Art Vibrationsmassage zur Verdauung nötig ist.

Wenn man lachen will, geht man doch ins Theater. Sache. Wer gerührt werden will, mag im Kino sitzen.

Das ist die landläufige Ansicht unserer Berliner. Auf der Flimmerleinwand wird Weltgeschichte gemacht, erschütternde Weltgeschichte. Da sieht man, wie Katharina die Große gelebt und geliebt hat, da sieht man, wie die schöne Anna Boleyn bei Heinrich VIII. ihr tragisches Dasein vollendete. Und das haben ja auch unsere höchsten Herrschaften im Entstehen geschaut. Von jedem illustrierten Wochenblatt grinst einem neben Anna Boleyn—Henny Porten die feiste Bonhommie des Landesvaters Fritz Ebert entgegen, der die Aufnahme draußen in der Filmstadt mitgemacht hat. Er wollte eigentlich gar nicht. Er ist mehr für das Häusliche. Frühstück ist die schönste Jahreszeit, sagt er sich, wenn es ihm von Reichslakaien im Palais Wilhelmstraße 73 serviert wird. Aber der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, und man zerrt ihn. Bitte sehr: Staatsraison! Jeder Monarch muß aus Staatsraison tausend Lächerlichkeiten mitmachen. Und hier ist die Sache die,

Digitized by Google

daß die Ufa, die Universum-Film-Gesellschaft, die während des Krieges zur deutschen Propaganda im neutralen Auslande herangezogen und dafür finanziert wurde, beim Reiche noch mit vielen Millionen in der Kreide steckt; dieses Geld möchte sie wieder durch Ausfuhr von Films aus der englischen Geschichte über den Kanal hereinbringen, und um das Ausland aufmerksam zu machen, braucht sie Eberts dralles Reklamegesicht. Bismarck hat sich mal mit der Lucca typen lassen. Warum nicht Ebert mit Henny Porten? Immer noch besser als nackend mit Gustav Noske. Dabei ist doch gar nichts. Pallenberg würde sagen: „Zu den besten Importen gehört Henny Porten. Auch Hennessy und Port sind nicht übel. Aber diese Importen lieb' ich abgelagert, und die Henny Porten jung." Wer sich also darüber aufhält, daß Fritz Ebert Marksteine redet und sein Gesicht überall hinhält, der weiß nicht, wie ungern Friedrich der Behäbige das tut. Er ist nicht schuld. Man drängt ihn, man zwingt ihn. Auch die Republikaner wollen ihr Tschingtara.

Wer jetzt zu ihrer Clique gehört, der hat es gut. Heute läßt sich alles durch Verbindungen schieben. Früher konnte jeder Mensch am Schalter eine Bettkarte für den Schlafwagen lösen. Wer jetzt die Nacht hindurch zu einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit nach Köln oder München oder Stuttgart und am nächsten Abend gleich zurück will, der mag zwei Nächte aufrecht sitzen, wenn er kein ärztliches oder sonstiges gewichtiges Zeugnis für Schlafwagenbenutzung vorweisen kann, denn 40 v. H. sämtlicher Plätze sind für die Regierung beschlagnahmt. Sie braucht die Plätze gar nicht. Sie schläft ja in den Bureaus in Berlin und nicht unterwegs. Aber so wird sie zur Gnadenspenderin: man muß Verbindung mit ihr suchen. Wer irgendeinen Novembersozialisten kennt, irgendeinen blauasierten jungen Ministerialrat, der früher vielleicht Kommis im Konfektionsviertel war, der kriegt

Digitized by Google

Bettkarten soviel er will. Der alte König von Württemberg aber steht Kette vor dem Schalter, wenn er eine Fahrkarte nach Friedrichshafen braucht. Diese „Despoten" muß man es fühlen lassen, sagen die neuen Herren. Bei der Großherzogin von Weimar heiratet ein Dienstmädchen, das jahrelang — auch jetzt „im Elend" — ihrer Herrschaft die Treue gewahrt hat. „Viel kann ich Ihnen nicht stiften," sagt die Großherzogin, „aber ein Bett, eine Kommode, einen Schrank von meinen alten Sachen im Schloß in Weimar sollen Sie für Ihre Aussteuer haben." Sagt es und schickt das Mädchen mit einer eigenhändig geschriebenen Anweisung auf die Sachen nach Weimar. Aber die neuen Gewaltigen dort, Männer von Würde und Takt, jagen das Mädchen wieder fort: „Was Ihre Olle da schreibt, ist uns ganz egal; wir rücken von den Sachen nichts raus!" So geschehen 1920, im zweiten Jahre der glorreichen Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit. Herr Scheidemann aber hat aus königlichen Beständen in Kassel Möbel im Werte von 70 000 Mark bekommen und zahlt dafür nur eine Anerkennungsgebühr von jährlich 300 Mark.

Die politische Ernte muß jetzt ausgedroschen werden; wer das Seinige in der Scheuer hat, kann zufrieden sein, denn wer weiß, ob nach den nächsten Wahlen die Futterkrippe sich noch füllen läßt. Auch der Presseagent und Redenentwerfer der neuen Herren, Ulrich Rauscher, hat richtig noch kurz vor Toresschluß sein Pöstchen ergattert. Zwar war es nichts mit der Akropolis in Athen. Aber er hat nun wenigstens verkünden können, daß er zum Gesandten „bei der sozialistischen Republik Georgien" ernannt sei. Tiflis an der schäumenden Kura ist auch nicht übel, zu dem über 5000 Meter hoch mit seinem Eiszuckerhut in den Äther ragenden Kasbek kommt man in wenigen Stunden, und die Bevölkerung ist, auch wenn sie sich nicht gerade kratzt, in ihrer malerischen Burka und Papacha, mit dem geschliffenen Kinshal im Gürtel, romantisch

Digitized by Google

anzuschauen. Ich könnte Rauscher auch die Adresse manches Bärenjägers geben, mit dem ich dort in den Bergen herumgestiegen bin. Sicherlich wird in Tiflis, wozu man den Deutschen bloß gratulieren könnte, der Politiker Rauscher sich wieder zum Feuilletonisten Rauscher wandeln und uns ein unterhaltsames Büchlein aus des Prometheus Landen und dem neuerstandenen Reiche der sagenhaften Kaiserin Tamara bescheren. Aber noch tritt Rauscher nicht kaukasische Felsblöcke, sondern Berliner Asphalt, und macht, wenn man ihm begegnet, ein verhageltes Gesicht. Pech muß der Mensch nämlich haben. Not heißt die Amme aller großen Männer der Geschichte. Nun hat man dem guten Rauscher gesagt, er werde Gesandter in Tiflis, aber der neue Etat, den der Reichstag überdies erst genehmigen soll, — wirft nicht einen Pfennig Gehalt für diesen Posten aus, sondern verkündet trocken: „Die bisherigen diplomatischen Vertretungen für Albanien sowie in Kiew, Moskau und Tiflis fallen fort, da es unsicher ist, wann und in welcher Weise die diplomatischen Beziehungen zu diesen Ländern wieder aufgenommen werden können." Und doch, was gilt die Wette, schafft es Rauscher. Auch ohne etatrechtliche Genehmigung. Er wird schon noch Exzellenz. Man muß nur Geduld haben.

Oder einstweilen mit einem kleineren Pöstchen vorlieb nehmen. So vernünftig ist jedenfalls Herr Klawunde, der früher Inhaber eines Gemüsekellers war, im Januar 1919 plötzlich Stadtkommandant von Berlin wurde, also die Räume bezog, in denen Graf Kuno Moltke und General v. Boehn gehaust hatten, dort aber weniger saß, als in einem „intimen" Weinlokal in der Behrenstraße mit seinen lustig zechenden Freundinnen; er ist jetzt ganz zufrieden damit, daß Genosse Braun, der preußische Ministerpräsident, ihn — zum Polizeihauptmann in Potsdam ernannt hat. Das ist „der Geist von Potsdam", der heute herrscht; der, den im Reichstag

Digitized by Google

Herr Scheidemann und in Paris Herr Poincaré zitierten, sieht seine Stunde noch nicht dämmern. Da muß erst die Generation Klawunde dahin sein, ehe wieder ein Geschlecht mit Gedanken Friedrich Wilhelms I. oder gar des Alten Fritz sich regen kann. Der alte Geist von Potsdam materialisiert sich nicht. Er lebt nur in einigen Herzen, die ihn hinüberretten in bessere Zeiten.

Hie und da kommt er freilich an ganz unerwarteter Stelle zum Vorschein. In Berlin spielen sonst der Dollar, das Pfund, der Franken die erste Rolle; dafür kann man Schlagsahne, Schampus und Mädchen kaufen, Stoffe, Möbel und alten deutschen Familienschmuck nach Hause in die Ententeländer schicken. In allen Nacht- und Nepplokalen dominiert der fremde Eindringling in Zivil und gibt mit lässiger Miene große Trinkgelder, die wir aus unseren Steuern aufbringen müssen. Die Polizei, die eben erst wieder — nach viermaliger bescheiden-dringlicher Verwarnung — in der Zimmerstraße ein Weinlokal geschlossen hat, in dem von nachts 12 bis morgens 5 Uhr Nackttänze vor Eroberern und Schiebern stattfanden, hat es sehr schwer, weil bei jeder Razzia sofort Dutzende von Ententeangehörigen auf ihre angebliche Exterritorialität pochen und ihr gutes Recht auf Lebensgenuß verfechten. Aber einen Gastwirt — wenn man den Inhaber einer der größten Weinfirmen so nennen darf — gibt es, der den Tanz um das goldene Kalb, den Tanz um Dollar und Pfund und Franken nicht mitmacht: den Inhaber von „Trarbach". Sein Haupthaus, ein wahrer Palast, befand sich früher in der Französischen Straße. Man aß und trank dort trefflich zu erträglichen Preisen — und man befand sich meist in guter Gesellschaft. Als dann die Ära der Kriegsschieber und der Revolutionsschieber kam, legte Herr Kreßmann seinen Betrieb still, mit der öffentlichen Begründung, daß sein altes Publikum die heutigen Preise nicht bezahlen könne, und daß er für das neue

Digitized by Google

Publikum seine Weine nicht hergäbe. Um mit dem Rest des großen Lagers allmählich zu räumen, läßt er noch seine kleine Filiale in der Kantstraße, neben dem Theater des Westens, bestehen. In diesen gemütlichen Weinstuben aber prangt an den Wänden das Plakat: „Angehörigen der Entente ist der Aufenthalt hier nicht gestattet."

Ich glaube, der Mann hat seinesgleichen nicht in ganz Deutschland. Als vor zwei Jahren, im Felde unbesiegt, das Korps Lequis in Berlin unter den knatternden Preußenfahnen wieder einzog, als der Namenszug Fridericus Rex von ihrem zerfetzten Tuch grüßte, da habe ich zum ersten Male seit meiner Kindheit fassungslos geschluchzt. Als ich dann das schlichte Plakat in der Weinstube dieses deutschen Mannes sah, ist zum ersten Male seit 1918 wieder die alte Zuversicht in mein Herz gezogen. 29. Oktober 1920

6

„Koks, bitte, gefällig?" — Morphium im Straßenverkauf — Die neue Ausstellung der Sezession — Weibliche Anatomie in der modernen Plastik — Das proletarische Theater — Otto Braun auf der Elchjagd — Der Fall Wartensleben — Kurse für Spioninnen — „Was heißt Tatraten?"

Die Hafenstädte, das weiß man, sind Lasterhöhlen. Es ist da alles zu haben, was den Menschen entnervt, aussaugt, ruiniert. Auf dem Wege von Konstantinopel über Port Said nach Saigon kann man sein blaues Wunder in Kokain und Haschisch und Opium erleben. Eine ähnliche Trift führt westwärts von Neapel über Lissabon nach Buenos Aires. Überall ernährt sich armseliges Volk von der Vermittlung des Giftes an rettungslos Sinkende in der Sterbewelt, die man

Digitized by Google

fälschlich die Lebewelt nennt. In die Reihe dieser „Hafenstädte", wo man im Nirwana einschläft und im Siechen- oder Irrenhaus aufwacht, ist Berlin längst eingetreten. Seit zwei Jahren werden in der Reichshauptstadt die ruinierenden Reizmittel ohne Bemühung von Arzt und Apotheker freihändig angebracht. Die Morphiumseuche nimmt zu. Man trifft immer mehr verhältnismäßig junge Leute beiderlei Geschlechts mit ganz altem, eingefallenem, gelbem Gesicht, die dem Morphinismus frönen. Abends auf dem Alexanderplatz, dicht am Polizeipräsidium, ist der Markt: da kann man Morphium nicht nur für ein paar Einspritzungen von den dort umherwandelnden Bassermannschen Gestalten bekommen, sondern so viel, daß man damit eine ganze Kleinstadt ins Grab zu bringen vermöchte. Und wenn man abends in einem Kaffeehaus des Westens sitzt, fragt einen in neun von zehn Fällen der Kellner: „Koks, bitte, gefällig?" Er meint aber nicht diesen notwendigen Stoff für unsere Zentralheizung, sondern Kokain. Und wenn wir uns umsehen, erblicken wir auch hier und da Pärchen, die das weiße Pulver schnupfen. Die kleinen Opiumkügelchen zum Rauchen sind auch überall zu haben. Deutschland tanzt an offenen Gräbern; und leichenfahle Leute, die nicht mehr tanzen, sondern nur noch Gifte schnupfen, rauchen, einspritzen, sinken hinein, häufen sich zu Bergen, wo eben erst Gruben waren. Angesichts dieser modernen Verheerungen erscheint einem der Alkohol gar nicht mehr als der Würgengel, als der er sonst immer abgemalt wurde, — er ist längst von Beelzebub selber abgelöst. Der zermürbt nicht nur den Körper, sondern auch die Seele. Der Morphinist wird zum konstitutionellen Lügner. Der ehedem bravste Bureaugehilfe, der Kokain zu schnupfen anfängt, bestiehlt die Portokasse. Seitdem Scheidemann vor zwei Jahren von der Reichstagsrampe aus rief: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!", rutscht dieses Volk auf schiefer

Digitized by Google

Ebene dem Abgrund zu. Immer schneller, immer schneller. Ohne Unterschied des Standes. Wenn wir nicht wüßten, daß es noch weite Schichten in unserem Volke gibt, die sich rein erhalten, so müßten wir an unserem Schicksal verzweifeln, — aber die gibt es noch, Gott sei Dank, sogar in Berlin. Auch die Sittengeschichte verläuft, wie die politische, in Wellenlinien, es gibt kein ständiges Auf oder Ab, denn sonst wären wir längst Engel oder Teufel, und doch bleiben wir, über Jahrhunderte gemessen, immer dieselben; nur augenblicklich sind wir im tiefsten Wellental.

In solchen Zeiten hat manchmal die Religion, manchmal die Kunst zur Aufrichtung beigetragen. Das religiöse Sehnen ist heute stark, schlägt aber vielfach in Aberglauben aus. Die Kunst läßt uns zurzeit ganz im Stich oder stößt uns noch tiefer ins Elend hinein. Dieser Tage hat die Berliner Sezession ihre neue Ausstellung eröffnet, nicht mehr im alten Heim am Kurfürstendamm, weil die dortigen Räume — 105 000 Mark Miete jährlich — von einem noch mehr zahlenden Kino in Besitz genommen werden, sondern weiter zurück zur Stadt zu, gegenüber der Joachimsthaler Straße. Man hat es dem Kaiser sehr verdacht, daß er so unmodern war, seinen privaten Geschmack beizubehalten und sich über die Sezession als „Rinnstein- und Elendskunst" absprechend zu äußern. Amtlich ist er der Moderne nicht in den Arm gefallen. Er hat einen Mann wie Bruno Paul zum Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums ernannt. Er hat sich auch schon vorher nicht gegen den sogenannten Jugend-Stil van de Veldes gesperrt, dessen schier altmodische Überbleibsel wir heute noch auf den Schlangenlinien der Einfassung unserer Germania-Briefmarken sehen. Wer aber heute in die Ausstellung der Sezession geht, diese Schreckenskammer, der gibt dem Kaiser tausendmal Recht — oder lacht sich schief über den ganzen Irrsinn. Wir sehen auf den Gemälden dort lauter Gesichter

Digitized by Google

von Morphinisten im letzten Stadium, wenn man Gesichter überhaupt erkennt und nicht nur Kleckse. Fast weht einen Verwesungsgeruch an. Eine „Kreuzabnahme“ Klaus Richters zeigt uns die gelbe ausgetrocknete Mumie eines am Hungertode Verstorbenen. Ein Bild von Fritsch, „Seefahrt“, einen geschminkten Schimpansen in einer knallroten Bütte auf einer Wiese, über deren Staketenzaun Fische springen. Eine „Schneelandschaft in Litauen“ ist eine Stube voll von Leuten, die offenbar einem Gasangriff erlegen sind und nun dem Jüngsten Gericht entgegenfaulen. Auch die Plastiken sind schon von der Verheerung ergriffen. Im Schnadahüpfl heißt es: „. . und ein Kind mit runder Brust“ und reimt sich auf bayrisch Bier und Leberwurst. Danach kann man hier lange suchen. Die weibliche Brust hat die Gestalt eines Rhomboeders oder eines Pyramidenstumpfs, erfahren wir in der Sezession. Dazu gehört ein seitlicher Kropf, dazu gehören Affenfinger an den halbmeterlangen Füßen oder umgekehrt Elephantiasis, dazu gehört auch das Mikrokephalenhirn. Man schüttelt sich. Aber es soll Leute geben, die so etwas kaufen.

Wir Altmodischen suchen Erhebung in der Kunst. Selbst Hermann Obrist in München, der doch Wegkünder der Modernen ist, hat einmal den Beruf der Kunst mit den Worten umschrieben: „Sie soll uns mit gesteigert lebensanregenden Empfindungen entlassen.“ Das gilt von Malern wie Bildhauern, von Musikern wie von Schauspielern. Das gilt von der Kunst höchster wie minderster Gattung. Mein Leben ist gesteigert, wenn ich Beethovens Neunte höre. Andere Leute hören lieber: „Ach Ernst, ach Ernst, was du mir alles lernst!“ Was aber vielfach jetzt sich als Kunst bezeichnet, das ist entweder vollendeter Irrsinn oder — politische Tendenz. In Berlin veranstaltet das „Proletarische Theater“ in Arbeitervierteln seine Wandervorstellungen. In den Prospekten wird

Digitized by Google

ausdrücklich gesagt, daß man auf die Kunst pfeife, daß die Hauptsache die „Propaganda der Tat" sei, das Einhämmern der Revolutionsidee. Der Leiter hat keine Konzession, keinen Ausweis über seine künstlerische Fähigkeit, wie man sie früher von Theaterdirektoren verlangte. Der preußische Ministerpräsident, Genosse Braun, drückt lachend beide Augen zu. Ein lustiges Berlin, dieses rote Berlin.

Auch die Provinz hat ja ihre Meriten. In Ostpreußen gibt es ehedem königliche Forsten, in denen der Elch noch haust. Er wird jetzt von Novembermännern gestreckt, auch Genosse Braun hat sich dieser Tage einen geleistet, denn Fahrt und Verpflegung hat er ja umsonst, ein Dienstauto steht ihm auch zur Verfügung, und die gezogene Kugelbüchse beschlagnahmt „Ihm" kein Entwaffnungskommissar. Schopenhauer hat einmal launig und zugleich bitter bemerkt, das Leben sei zeitraubend und kostspielig. Das finden unsere neuen Regenten durchaus nicht; das Leben, das sie jetzt führen, sei jedenfalls unterhaltsam und billig.

Man muß nur, wie gesagt, die nötigen Beziehungen haben. Im Reichstage macht Hermann Müller Sensation mit der Mitteilung, eine Gräfin Wartensleben (sie selber stammt nicht von altem Adel, sondern von neuem Reichtum) habe ungenutzt eine Riesenwohnung in Berlin. Sie war freilich ihr schon abgenommen und beschlagnahmt, als er seine Rede hielt; doch dies nur nebenbei. Wir wissen, daß es nicht mehr angebracht ist, daß Landadelige noch ein pied-à-terre in Berlin unterhalten. Fast alle haben es ja auch schon längst aufgegeben. Graf Rederns Palais am Pariser Platz ist seit Jahren Hotel Adlon. In der Behrenstraße, in der Wilhelmstraße sind die alten Geschlechter verschwunden. Aber ein Geheimrat der neuen Regierung hat am Kurfürstendamm eine Wohnung von 22 Zimmern, die ihm nicht beschlagnahmt wird. Sie dient, wie er in einer amtlichen

Digitized by Google

Bescheinigung am Stammtisch es lachend herumzeigt, staatlichen Zwecken, da er in seinen Räumen „Kabinen" ausbilde, in Liebes- und sonstigen Künsten erfahrene Damen zu Spioninnen und Lockspitzeln. Allzuviel kostbare Zeit scheinen sie dem kleinen Zyniker, unserem Geheimrat, nicht zu rauben. Nicht nur er allein braucht über Wohnungsnot nicht zu klagen. Man darf nur nicht verdächtig sein, reaktionär zu denken, die alte über die neue Zeit zu stellen. Denn dann kann man es sofort erleben, daß einem ein Küchenherd in den Salon gesetzt wird und dem Herde auf dem Fuße eine vielköpfige Kommunistenfamilie folgt. Wer sich der Zeit anpaßt, hat's gut. Der Bankier Markiewicz, der so zeitgemäß ist, daß er sogar für die Polen eine Anleihe emittierte, baut sich jetzt in der Markgrafenstraße eine Villa. Im Jahre 1914 versteuerte er ein Vermögen von 170000 Mark, die Villa mit Innenausbau kostet über 5 Millionen Mark. Wo mag er das Geld nur herhaben? Die Kriegsgewinne, die Gewinne seit 1914, sind unseres Wissens doch weggesteuert . . .

Ja, der eine baut eben neu, der andere sieht abbröckeln, das ist der Lauf der Welt. Die wißbegierige kleine Frau des japanischen Attaché, die so eifrig Deutsch lernt, begegnet mir am Kurfürstendamm und fragt mich: „Was heißt Tatraten?" Ich bin ratlos. Da trippelt sie weiter neben mir her und weist auf ein Ladenschild. Wahrhaftig: „T . . at . r . a . ten". Ich trete näher und sehe, daß ein Billethändler hier haust, aus dessen Schild „Theaterkarten" einige fußgroße Porzellanbuchstaben abgefallen sind, die er bei den heutigen teuren Preisen nicht erneuert. Ähnlichem Zerfall begegnet man auf Schritt und Tritt. Ich möchte nicht die Dessous unserer Tauentzien-Girls untersuchen, denn auch da sähe ich wohl Zerfall. Wir werden uns noch nach dem vielverspotteten Wollhemd des deutschen Italienpilgers zurücksehnen. Es war doch heil und ganz. Im Reichsetat gibt es aber heute nicht

Digitized by Google

so viele Löcher als in den Strümpfen des heranwachsenden jungen Deutschland. Aus Seide sind sie freilich. Und in der richtigen Umgebung, das will ich übrigens nur gestehen, ist mir ein Pariser Seidenstrumpf auch lieber, als der von einem Heideschäfer gestrickte wollene. 5. November 1920

7

Die Hutnadel der Postaushelferin — Warum haben wir so viele Diebe? — Klubsessel-Gesellschaften — Der Fall Hermes, Kohn und Possel — Die „heilige Franziska" und der Berliner Parlamentarier — Theater für Kammertanzspiele — Überall Nackttänze — Georg Kaiser — Die alte Zeitungsfrau am Askanischen Platz

„Wozu sind Hutnadeln da?" „Damit sie gesichert werden!" So oder ähnlich hat es im ungeschriebenen Katechismus der Vorkriegszeit gestanden. Dann erlebten wir nicht die Umwertung aller Werte, aber den Ersatz aller Persönlichkeiten, was ungefähr auf dasselbe herauskam; die den alten treuen Beamten ersetzende Postaushelferin, die fast aufsichtslos heranwuchs, schrieb nun in ihren Katechismus: „Die Hutnadel dient zur Untersuchung der Feldpostpäckchen!" Man sticht durch und zieht heraus. Ist die Nadel fettig oder süß geworden, dann lohnt es sich, das Päckchen in der Unterrocktasche verschwinden zu lassen. So zog die Untreue ein. Allein in Berlin hat es im letzten Jahre über siebenhundert Verfahren wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung gegen Postunterbeamte gegeben. Darunter leiden die Braven und Ehrlichen, unsere für die ganze Welt vorbildlichen Stephansjünger, die noch in der Berufstreue des alten kaiserlichen Deutschlands erzogen sind, unsäglich. Wie es eine

Digitized by Google

„Selbstreinigung der Flüsse“ gibt, wie da die Sinkstoffe zu Boden gehen und die durch Fabrikwässer hereingeleiteten Bakterien von der Sonne getötet werden, so, hofft man, werde auch die moralische Verwilderung bei uns absterben. Aber die Republik duldet das nicht. Einem Bekannten von mir hat ein alter Geldbriefträger sein Herz darüber ausgeschüttet. „Wie soll es denn besser werden, Herr Major,“ sagte er, „wenn der Staat selber die Besserung verhindert! Wenn wir früher zehn Hilfsbriefträger brauchten, meldeten sich zweihundert, wir suchten die besten davon aus und erzogen sie. Und heute? Wir sind verpflichtet, nur das zu nehmen, was das Demobilmachungsamt uns überweist. Das sind dann zehn Lumpen und Banditen!“

Das ist eben die Kehrseite der sozialen Fürsorge. Heute glaubt jedermann den Anspruch darauf zu haben, daß der Staat ihn unterbringt und versorgt, während es früher eine Auslese der Tüchtigen im freien Wettbewerb gab. Wer ein fettes Pöstchen hat, will es auch dann nicht aufgeben, wenn das Pöstchen überflüssig geworden ist. Daher ist es auch so schwer, die sogenannten Klubsessel-Gesellschaften auszurotten. Die Reichswollegesellschaft hält Millionen von Kilo Rohstoff zurück und gibt ihn sozusagen nur löffelweise her, damit die Preise nicht sinken. So kommt es, daß der Berliner einen wirklich guten Anzug nicht unter 1800 Mark bekommt, und daß die Armen — darunter Angehörige der besten, geistig führenden Schichten — ihre Blöße kaum decken können. Daneben gibt es noch in der Leipziger Straße 75/76 die Reichshaderngesellschaft. Warum heißt sie nicht „Reichsaufsichtsstelle über Hadern und Lumpen“, oder, noch besser, „Aufsichtsstelle über die Reichslumpen“? Die täte uns doch besonders not. Wenn es einer dieser Gesellschaften, so der für Fette und Öle, dank einem energischen nichtsozialistischen Minister, wie es Hermes ist, einmal an den Kragen geht, so

Digitized by Google

tun sich sofort die Ministerstürzer zusammen. Der ganze „Fall Hermes" ist im Grunde, wörtlich und buchstäblich, der Fall der beiden Direktoren Kohn und Possel, die nur ungern das fette Pöstchen aufgaben, das ihnen Villen in verschiedenen fremden Ländern eingebracht hatte. Wobei es sehr bemerkenswert ist, daß der Führer der sozialdemokratischen Preußenfraktion, der Abgeordnete Heilmann, journalistisch ihr Vorkämpfer ist. Unter manche Leute, die früher als bescheidene Berichterstatter mit violetten Hektographenfingern herumliefen, ist viel Geld gekommen, nicht nur Ämter- und Titelfülle. Der sozialdemokratische Journalist Bake — Verzeihung: Herr „Unterstaatssekretär a. D." Bake — ist heute Millionär. Nicht alle dieser Reichgewordenen legen ihr Geld gut und sicher an, sondern sie verleben es, sie verlieren es. In Berlin ist dieser Tage ein Frauenzimmer von der Nachtseite der Großstadt, die in ihren Kreisen den Beinamen der heiligen Franziska führte, nebst ihrem sogenannten Gatten, einem Gelegenheitsarbeiter aus dem Metzgerberuf, vor Gericht zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Sie hatte die Spezialität, ihre Besucher, die sie von der Straße mitnahm, mit Chloroform zu betäuben. Beim Erwachen fanden sie sich dann — natürlich ohne Uhr, ohne Geldtasche, ohne Ring und Brillantnadel — irgendwo in einem Rinnstein. Die geschickte Franziska erbeutete so ganze Vermögen. Zu ihren Opfern gehört auch — ein Mitglied der Reichstagsfraktion der unabhängigen Sozialdemokratie.

Das Erregendste für männliche Zeitalter ist: Macht über andere haben. Hier liegt die tiefste Wurzel der Leistung im Berufe, des Raffens im Erwerbsleben, des Sieges in der Liebe. In Zeiten femininer Schwäche hört dieser Wille zur Aktivität auf. Dann will man nur „sich ausleben", nämlich sich amüsieren lassen, sich hingeben, als Treibholz schwimmen; und so wird man dorthin geschwemmt, wo noch tiefinneres

Digitized by Google

Triebleben seine Wirbel wirft: zum Tanz. Man kann ihn als Spießbürger bekritteln, als Moralist aufrichtig beklagen. Aber er war immer da und wird immer da sein. Er ist unmittelbarste Reflexbewegung des pulsenden Blutes, oder, wie seine Schwärmer sagen, der Seele. Der gewickelte Säugling schon tanzt mit klein-klein-Fingerchen, die freigeblieben sind, vor sich in der Luft. Die dreijährigen Kinder brauchen gar nicht den Anreiz etwa durch die Musik, denn sie haben sie sowieso im Blute: sie fassen sich an den Händen und drehen sich. Im Tanze löst sich alle Bedingtheit, werden wir wieder Urnatur; das linkische Ladenmädchen, das eben noch steife Grandezza mimte, vergißt alles Schauspielern und gleitet mit gesenkten Lidern wie traumhaft durch den Saal. Die Schwingungen des Blutes setzen sich in Bewegung um, schalten alles Intellektuelle aus, bringen nur das Triebhafte an die Oberfläche. Aber sie brauchen sich nicht in Hüpfen umzusetzen. Ich habe nubische Mädchen gesehen, die mit geschlossenen Füßen viertelstundenlang an derselben Stelle des Teppichs im Zelte standen, aber ihr ganzer Körper tanzte. Auch Vulkane stehen still und brodeln doch in ewiger Bewegung. Gegen den Tanz waren alle Konzile und alle mittelalterlichen Magistrate machtlos. Wer ihn etwa unseren Mädchen im Dorfe verbietet, der ist ein Narr. Aber der heutige Großstädter der femininen Sorte tanzt eben nicht: er läßt sich etwas vortanzen!

In der Bülowstraße, kurz vor dem Nollendorfplatz, ist ein eigenes Theaterchen für Kammer-Tanzspiele erstanden. Auf der kleinen Bühne wird von acht bis zehn nur getanzt; Sagte ich: getanzt? Ach, es wird mehr getölpelt, als getanzt; die babylonischen, assyrischen, indischen, orientalischen Tänze — mit deutscher Operettenmusik und raschelnden Papierrosen — geben uns nichts von der entfesselten, gelösten Urseele der fremden Völker, der „altdeutsche" Tanz ist eine Parodie

Digitized by Google

auf bäuerisches Wesen, der russische Kasatschok ist an jedem Herdfeuer der ukrainischen Steppe nicht nur inniger, glühender, eruptiver, sondern auch von besserer Technik. Das „Eigentliche" sind die Eva-Tänze und die lebenden Bilder. Dafür bezahlt man die fünfzig Mark in den ersten Parkettreihen und nimmt den Rest der achtzehn Programmnummern in den Kauf. Einige leidlich gewachsene, splitterfasernackte Mädchen drehen sich und winden sich als bewegliches Aktmodell. Das Publikum sitzt als Fleischbeschauer da. Die löbliche republikanische Regierung aber plant, wie es heißt, strenge Durchführung einer Verordnung — gegen Animierkneipen. Wem der erste Parkettplatz und Brille und Opernglas noch nicht genügen, der geht nachts in irgendeine Weinstube des Westens, wo es von zwölf bis vier solche Nacktänze zwischen den Tischen und Stühlen gibt. Man braucht nicht einmal Eintrittsgeld zu bezahlen, sondern nur einen tüchtigen Aufschlag auf die Getränke; für einen mäßigen 1918er Oppenheimer werden da so fünfundneunzig Mark entrichtet. Die Schaustellungen beschränken sich nicht etwa auf die Wohnviertel der sogenannten oberen Zehntausend, dort, wo das „Taufhaus des Westens" steht, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, sondern finden sich ebenso in den reinen Arbeitervierteln im Norden Berlins. Wir sind auf einem Tiefstand der Tanzkultur angekommen. Die Internationalen aber, die Weltbummler, die früher in Paris oder Sevilla oder Kairo ihre Sensationen suchten, sagen heute, man könne alles zusammen in Berlin haben, wo für Zahlungsfähige alles erreichbar sei. Wir haben früher bessere orientalische Tänze gesehen. Die Sent M'Ahesa blüht unvergessen: ihren wirklichen Namen will ich nicht nennen, sie ist die Tochter einer alten Patrizierfamilie in Riga und hat sich beim Studium altägyptischer Kunstgeschichte an der Universität München für ihren fast priesterlichen Tänzerinnenberuf begeistert.

Digitized by Google

Auch Nacktänze sind nicht etwa erst eine Erfindung der jetzigen Tage. Einst tanzte vor geladenem Publikum — es ging bis zu den Bundesratsmitgliedern hinauf — die Olga Desmond in Berlin hüllenlos zwischen spitzen Schwertern. Das war noch Tempeldienst wirklicher Kunst, wurde aber auch alsbald im Varieté verpöbelt. Der Vater der Tänzerin trug einen alltäglichen bürgerlichen Namen, war ein kleiner Buchdruckereibesitzer und hatte elf lebendige Kinder, für die nun die eine Tochter sorgen konnte.

Ein Tanzpoem ist in Reinhardts Großes Schauspielhaus eingezogen, Georg Kaisers „Europa". In dem Riesenraum wird es seiner Leichtfüßigkeit beraubt, wird es zu einer dickaufgetragenen Offenbachiade. Derweil streitet sich die Öffentlichkeit um die Person des Dichters, der bekanntlich als Häftling nach München verbracht worden ist, weil er unter Mithilfe seiner Frau Wertsachen im Betrage von mehr als einer Viertelmillion gestohlen und verschoben hat. Ob er ein Dieb oder ein Kranker ist, mögen Gerichte und Psychiater entscheiden. Die Berliner demokratische Presse aber duldet es jedenfalls nicht, daß einem Pazifisten, Antimilitaristen, Sozialisten ein Härchen gekrümmt wird, und überschlägt sich in Rettungsversuchen. Sie proklamiert — das Recht des Dichters auf Verbrechen! Tiefer geht's nimmer. Wir sprechen jetzt viel vom „Untergang des Abendlandes", weil wir vergessen, daß das Auf und Ab und Wiederauf sich ewig wiederholt. Das Abendland in seinem unzerstörbaren germanischen Keim ist gesund und stark, nur darf es eben nicht die asiatische Beulenpest auf moralischem Gebiete einschleppen lassen, die in Politik und Kunst den Trotzki und Kaiser jede Vergewaltigung des Abendlandes zuläßt.

Abseits von dem sinnverwirrenden Wirbel dieses Groß-Berlin gibt es in Groß-Berlin selbst noch viele stille und reine Wasser, an deren Rändern es kräftig sprießt und wächst.

Digitized by Google

Unbekümmert um alle Verfallserscheinungen gedeihen kleine, biedere Familien in rüstiger Arbeit und senden ihre jüngsten Triebe wieder empor. An der Einmündung der Anhalter Straße auf den Askanischen Platz steht, ein Bild der Gesundheit, in jedem Wetter seit Jahrzehnten eine alte Zeitungsfrau mit rosigem Gesicht unter eisgrauem Haar. Ich hielt sie, wenn ich im Vorbeigehen ein Blatt bei ihr kaufte, nie weiter auf, kümmerte mich nicht um sie und dachte, es sei eben ein altes alleinstehendes Weiblein wie Tausende anderer auch. Da steht nun gestern ein flachsblonder Kleiner, stramm und pausbäckig, neben ihr und sagt, er wolle mal wegen der Lateinaufgaben noch schnell herum zu einem Kameraden. Die Zeitungsfrau ist seine Großmutter, die ihn erzieht, nachdem der Vater gefallen und die Mutter gestorben ist. Sie erzählt mit leuchtenden Augen, daß dieser Sextaner mal etwas Tüchtiges werden solle. Aber man müsse natürlich dahinter sein: „Deutsch un Rechen un Jeojraphie, da kann ick ihn jut bei helfen, bloß det Lateinsch is so schwer, da muß ick feste schwitzen!“ 12. November 1920

8

Die Massary als spanische Nachtigall — Modenschau im Marmorsaal — Die ausgezogene Amerikanerin — Was heißt „Mode“? — Die gelehrten Schimpansen — Teure Bücher

Berühmte Leute werden immer zu Warenmarken verarbeitet. Jeder trunkfeste Deutsche wußte früher am Morgen nach einer ausgedehnten Sitzung den Bismarck-Hering zu schätzen. Heute grüßt uns von allen Anschlagsäulen Berlins die Reklame der Massary-Zigarette. Wieviel Provision die Massary, unser großer Operettenstern, für die Hergabe ihres

Digitized by Google

Namens bekommt, weiß man nicht, nur das weiß man, daß sie über Toilettensorgen längst hinaus ist. Allerdings auch schon über die Jahre hinaus, in denen jüngere Finanziers sich darum rissen, ihre Toiletten bezahlen zu dürfen; heute kann sie dafür von großen Modehäusern den nötigen Behang bekommen, um darin auf der Bühne Reklame zu spazieren. Singen kann sie eigentlich auch nicht mehr. Sie hat es aber im Blute, Couplets charmant herauszubringen. Wie sie selbst erzählt, hat sie schon als Sechsjährige sich Vaters Zylinder aufgesetzt und losgeträllert: „Ja, beim Souper erlebt man tolle Sachen!“ Sie ist nun, wenn ich nicht irre, schon Großmutter, oder kann es dieser Tage werden. Und dennoch: wenn sie im Rampenlicht daherflirrt, balzt das ganze Parkett. Ninon de Lenclos war auch noch mit achtzig Jahren verführerisch. Da ist die Massary denn doch noch erheblich jünger, und wenn sie in raffinierter Aufmachung, gut konfektioniert, dabei sogar noch ohne jede Paraffineinspritzung, lächelt, girrt, schwänzelt — seit gestern als „Spanische Nachtigall“ im Berliner Theater —, so ist das Publikum hin. Einfach hin. Eine Atmosphäre glücklichsten Behagens wogt im Foyer. Hier ahnt niemand, daß wir in der Zeit nach einem verlorenen Kriege leben, wenigstens widerspricht dieser Ahnung der unerhörte Kleiderluxus der Premierenbesucher. Hier ahnt man übrigens auch kaum, daß man sich in Deutschland befindet; allenfalls in einem der geplanten Internierungslager für fremdstämmige Schieber.

Es ist heute schwer, derben, guten Serge als Futterstoff zu bekommen, aber die kostbarsten Seiden, Tuche, Brokate gibt es in Wagenladungen. Es erstehen täglich fast so viele neue Schneiderateliers wie Feinkostgeschäfte. Einen Triumphzug der Mode haben wir am Dienstag in dem Marmorsaal des Zoologischen Gartens gesehen, wo eine junge Tänzerin die mondäne Dame als Puppe und Falter vom Morgen-

Digitized by Google

grauen bis in die Nacht darstellte, zuerst sich aus ihren Cocons, einer duftigen Wolke von Spitzen und Tüll, vom Lager erhob, umschwirrt von einer tanzenden Schar gelockter kleiner Putten, dann die vielen Stadien der Geselligkeit in einer Umgebung ebenfalls gutgekleideter Statisten durchlief, in leuchtend bunten Wintersporttoſtümen und schließlich in dem gewickelten Nichts der großen Abendtoilette sich zeigte. Atemlos folgte das Publikum der Modenschau. Soviel ich mich unter diesem Publikum aber auch umsah, ich fand keine bekannte Dame aus der guten alten Zeit. Viel neuer Reichtum, viel „Internierungslager", nahezu völliges Fehlen der Leute von Welt, dafür aber Neuwelt und Halbwelt — die letztere von der ersteren beneidet, weil sie zwar nicht einmal so verwegene Toiletten trägt und auch nicht besser polierte Fingernägel hat, aber gepflegtere Hände. Die Modehäuser hatten zu der Schau, die ein Bildhauer künstlerisch eindrucksvoll arrangierte, alles herbeigeschleppt, was heute „dernier cri" ist. Auch der nüchterne Volkswirt konnte eine Ahnung davon bekommen, was das als Exportindustrie bedeutet, und das ist schließlich das einzige versöhnende Moment. Sonst konnte ich nur bedrückt, während der eine und der andere Goldfasan im Gefolge des Paradiesvogels, der Tänzerin Albu, durch den Saal schwebte, an die Bilder aus Konstantinopel, aus der Großen Straße in Pera, denken, die im Kriege und im Frieden dort an mir vorüberglitten. Je dunkler die Armut, desto greller der Luxus: mitten im türkischen Elend die überelegante tändelnde Levantinerin. Wir machen jetzt dieselbe Entwicklung durch. Und doch wollen wir nicht bitter werden. Immer noch ist uns das Ausland um ungezählte Längen in der Extravaganz voraus. In der besten Gesellschaft von Berlin, in der Gesellschaft, die noch einen Unterschied zwischen der Bekleidung einer Dame und der Enthüllung einer Statue sieht, hat eine junge Amerikanerin dieser Tage Sensation erregt,

Digitized by Google

eine Amerikanerin der obersten Fünfhundert. Ich bin leider kein Modeschriftsteller. Ich weiß nicht, ob meine Feder das Bild nachzuzeichnen vermag. Ich kann nur stolpern und stammeln, wenn ich es versuche. Also, um oben anzufangen: zunächst kommt eine lange Weile gar nichts, man sieht nur Schulter und Rücken, diesen fast bis über den Äquator hinaus. Dann ist ein blaßblau-seidenes Hängerchen da oder eigentlich Kleberchen, denn zum Hängen wären doch Achselbänder nötig, die nicht vorhanden sind. Dieses Kostüm hört überraschend schnell wieder auf. Man ahnt nicht etwa die Strumpfbänder, die sich eine gute Männerhand breit oberhalb der Knie befinden, sondern man sieht sie; sie sind weißblau gestreift, mit großen Amethysten geschlossen, und halten ein Paar „Strümpfe" aus durchsichtig silberweißem Spinnengewebe, das an den Außenseiten eine irgendwo hoch oben beginnende und in blauen Lackhalbschuhen verlaufende blaue Biese aufweist. Bei der Vorstellung vergaßen mehrere Herren den eigenen Familiennamen, hielten sich für eine Nordseeflunder und machten Stielaugen. Die Amerikanerin aber triumphierte. Mochte das alte Europa ihretwegen Kopf stehen ...

Das ist aber schon nicht mehr Mode, sondern Ohrfeige mitten ins Antlitz der Kultur. Die Mode hat mit der Grippe das eine gemeinsam, daß sie irgendwo plötzlich entsteht und dann reißend wie eine Feuersbrunst sich über alle Erdteile wälzt. Aber sie hat bisher doch immer einen Sinn gehabt. Wenn ich den definieren soll, so sage ich: sie unterstreicht die sekundären Geschlechtsmerkmale. Durch einen untergelegten „Willem" vergrößert sie die Haarpracht der Frau, durch kurze Handschuhfinger verkleinert sie feine Damenhände, durch das Korsett hebt sie die Brust und rundet die Hüften, durch die Tournure oder den „Kü" täuschte sie uns eine Venus Kallipygos vor, durch den hohen Absatz versucht sie (ganz vergeblich, wenn kurze Röcke getragen werden) den

Digitized by Google

Fuß zierlicher erscheinen zu lassen, durch Tüllgewoge rundet sie eckige Arme. Heute scheint man auf diesen tiefen Sinn im kindschen Spiel verzichten zu wollen. Man enthüllt nur, man wickelt nur, „alles prima natura“; so wie der Papuaneger sein Papuaweib gern sieht.

Es ist eine wahre Erholung, wenn man die Modenschau im Marmorsaal des Zoologischen Gartens verlassen hat und im Zoologischen Garten selbst vor dem Affenkäfig steht. Da geht es lange nicht so affig zu, sondern viel menschlicher. Seit kurzem sind dort die fünf „gelehrten Schimpansen“ eingezogen, die bisher das Beobachtungsmaterial deutscher Professoren auf Teneriffa waren, und sind nun das Entzücken von ganz Berlin; jeder Halbgebildete schwört von neuem darauf, daß der Mensch sicher vom Affen abstamme. „Seht da die Anfänge der primitiven Handwerkskultur!“, predigt begeistert ein sogenannter Darwinist. Also sehen wir hin. Ein Besucher hat eine Nuß oder sonst etwas in den Käfig werfen wollen, der Wurf ist aber zu kurz geraten. Ein Affe, nicht faul, nimmt ein Bambusstöckchen und versucht damit den Leckerbissen zu ergattern. Es langt noch nicht. Da nimmt er ein zweites Bambusrohr und steckt es in das erste: nun ist der lange Löffelstiel präpariert. Unser Professor schluchzt fast vor Begeisterung. Das ist Überlegung, das ist Verstand, das ist handwerksmäßige Technik, das ist Menschentum! Ach, wenn es weiter nichts ist, mein Teckel ist noch viel klüger, nur daß er leider keine Finger hat. Und noch „menschlicher“ finde ich jenen von einem bekannten Weidmann beobachteten Fuchs, der tagelang mit einem schweren Holzklotz im Maule auf einen Baumstumpf sprang und durch dieses Training so weit kam, daß er schließlich einer Wildsau, die hier mit ihren Ferkeln ihren Wechsel hatte, eines wegschnappen und damit in kühnem Sprunge sich hinaufschwingen konnte. Nein, die Affen bleiben Affen, die Menschen bleiben Menschen. Es

Digitized by Google

gibt kein Hinüber. Der „Proanthropos“ ist nicht gefunden, hat selbst Rudolf Virchow immer wieder festgestellt. Wäre eine Entwicklung vom Affen zum Menschen möglich, so müßte es auch eine Rückentwicklung vom Menschen zum Affen gegeben haben. Aber kein Robinson wird zum Tier. Und nun noch der letzte durchschlagende Beweis. Wesen derselben Art können sich begatten. Das Maultier stammt von Hengst und Eselin. Aber noch nie ist die in wüsten Zeiten von Schaubudenbesitzern versuchte Züchtung eines Affenmenschen gelungen. Die gelehrten Schimpansen von Teneriffa sind nicht der Anfang, sondern das Ende einer Reihe: die kultiviertesten Geschöpfe des greisen Affentums, eine feine Karikatur des Menschen. In dieser Rolle kann man sie freilich stundenlang beobachten und sich immer wieder an ihnen ergötzen. Der eine männliche Affe geht gelangweilt auf allen Vieren mit hocherhobenem Steiß in den Nebenkäfig. Ein Affenweibchen wirft blitzschnell hinter ihm die Tür ins Schloß. Das Männchen fährt herum, rüttelt an der Tür, läßt aber alsbald davon ab, winkt lässig und wirft mit geschürzter Oberlippe nur einen vielsagenden Blick herüber: „Ah, Weiber!“ Es ist zum Quietschen. Hier können Schauspieler etwas lernen.

Im täglichen Leben hört das Schauspielern aber immer mehr auf. Das bekannte Couplet Otto Reutters „Alles wege de Leut“, das in der Vorkriegszeit Lachstürme entfesselte, würde heute kaum verstanden werden. Daß einer, der zu Hause Pellkartoffeln und Hering ißt, im Restaurant mit Bekannten zusammentrifft und blasiert bemerkt: „Schon wieder Austern heut!“ (alles wege de Leut), oder daß einer in zerrissener, unglücklicher Ehe lebt und doch wegen der Leute Jahr um Jahr Kindtaufe hält, — dieses und ähnliches ist doch schon längst nicht mehr wahr. Menschen von Bildung sind in der Not aufrichtiger und tapferer geworden. Man spielt nicht mehr den feinen Mann, wenn man es nicht dazu

Digitized by Google

hat, man schränkt seine Geselligkeit ein und läßt sie schlichter werden, man verbirgt keine Knappheit, sondern scherzt über sie hinweg. Leberecht Hühnchen macht wieder Schule. Es geht nicht anders. Das Schlemmen überläßt der geistige Arbeiter heute den neuen Reichen und den bessergestellten Handarbeitern. In einem reinen Arbeiterviertel, dem nördlichen Berlin-Moabit, werden heute wöchentlich im Durchschnitt 2400 Mastgänse verkauft. So stark ist in ganz Lichterfelde, Südende, Lankwitz, Zehlendorf, wo der gebildete Mittelstand wohnt, nicht der Verbrauch. Der Handarbeiter kann sich manches leisten, weil ihm sein Werkzeug umsonst geliefert wird. Der Kopfarbeiter muß es teuer bezahlen. Ich habe für eine wissenschaftliche Arbeit über gewisse kulturelle Probleme des Weltkrieges eine Reihe von Büchern nötig, die es in unseren verarmten Bibliotheken nicht gibt oder auf die man dort wegen des starken Begehrs monatelang warten müßte; ich muß sie mir also kaufen. Da habe ich mir nun ein englisches Buch bestellt, die Memoiren des Admirals Fisher, und denke beim Empfang der Rechnung, ich müßte in den Kniekehlen einknicken: 437 Mark 50 Pfennig! „Tja, die Falluta!“, sagt mitleidig mein Buchhändler, als er mir den leichten roten Leinenband überreicht. Ich bin nun neugierig, bis zu welchem Betrage solche Ausgaben als notwendiger Berufsaufwand bei der Steuer abgezogen werden dürfen. Ich muß mal Erzberger fragen... 19. November 1920

Digitized by Google

9

Mystizismus in der Großstadt — „Cäcilia mit dem Wimmerschinken“ — Die Reaktion marschiert — „Bedrieft mir nich!“ — Der Kronprinz und sein Ältester — Berliner Entwaffnungsspitzel — Der ehemalige Oberleutnant v. Fetter — Rehabilitierte und honorige Prinzen

Der Luxus und das Schlemmertum, die einem heute in der Großstadt so aufdringlich entgegentreten, sind nicht eine Ausgeburt nachrevolutionärer Zeiten. Sie sind zu allen Zeiten dagewesen, nur der Unterschied zwischen Prassen und Elend ist manchmal besonders grell. Der Ausgang des Mittelalters ist voll von Magistratsverordnungen gegen übertriebenen Aufwand, ohne daß damit ein wesentlicher Erfolg erzielt wurde; mitten in die Schwelger hinein aber raste der schwarze Tod, — und auf derselben Straße begegneten sich Nachtschwärmer und Geißlerzüge. Diese Kontraste berühren sich auch heute. In die Luxusbar von Berlin W. huschen pelzvermummte Gestalten — und gleichzeitig ziehen barhäuptig und mit offenem Schillerkragen junge Leute in die dunkelnde Kirche. Die freideutsche Jugend ergibt sich dem Mystizismus. Es gärt in ihr von Kummer und Zorn über das Versagen der „Alten“ in der großen Weltenwende dieser Jahre, und da will sie, die Jugend, uns wieder verinnerlichen und von innen her aufbauen. Die Zeiten der großen Sehnsucht kommen wieder über uns, wie dereinst beim Sinken des Heidentums. Irgendwo lösen sich ein paar Gestalten aus dem Häuserdunkel und überqueren die Straße, schon sind es ganze Gruppen, man unterscheidet die helleren Mädchenstimmen von denen der Knaben und jungen Männer, mit umgehängten Zupfgeigen strömen die Leutchen einer Kirche zu und versammeln sich auf

Digitized by Google

dem Chor. „Das ist die Cäcilia!“ sagt einem geheimnisvoll der alte Küster. „Cäcilia mit dem Wimmerschinken!“ spotten ein paar Gassenbuben. In der dunklen Kirche aber wird es lebendig, zirpend schwirrt ein leiser Ton zur Decke empor, Akkorde erklingen, aber immer noch in der dürftigen Bescheidenheit und gewollten Armseligkeit des Wandervogel-Instruments, junge Stimmen fallen ein, und ein geistliches Volkslied wallt durch den Raum. Das ist mittelalterliche Inbrunst, wie sie uns nur jemals aus den Blättern der Geschichte entgegenrauscht; viel Unklarheit in diesem ganzen Mystizismus, und doch schon ein Schwellen zu bewußter Stärke, auf die ein Adolf Hoffmann mit blöden Augen starrt, ohne sie zu begreifen.

Die Abkehr von den Götzen unserer Tage ist nicht auf Berlin, ja nicht einmal auf Deutschland beschränkt. „Die Reaktion marschiert“, nur in ganz anderem, als dem Handgranatensinne, den die rote Presse ihr unterlegt. Auf seinen Schultern hat dieser Tage das Volk von Athen jubelnd die heimgekehrten Königssöhne wieder in ihr Schloß getragen. In Schweden hat die bisher herrschende Sozialdemokratie abdanken müssen. Mit sehnsüchtig gebreiteten Armen warten die Völker auf eine neue Zeit, auf eine neue Obrigkeit, nachdem sie erkannt haben, daß die für Hofschranzen eingetauschten Volksschranzen schlimmer sind als jene. Auf der Trambahn in Berlin, auf der Stadtbahn, auf den Vorortbahnen kann man heute — das erzählt bekümmert der Republikaner Hellmut v. Gerlach in seiner Zeitung — überall aus einfachem Arbeitermunde hören, wie enttäuscht man sei, und wie schlecht das Experiment vom November 1918 dem Volke gedient habe.

Die Allzueifrigen, die sich „auf den Boden der gegebenen Tatsachen“ stellten, ihre Vergangenheit verleugneten und dem Baale dienten, kommen jetzt überall unter die Räder. Selbst der Oberbürgermeister Wermuth eine immerhin eminente

Digitized by Google

Arbeitskraft, muß es jetzt erleben, daß niemand seinen Fall bedauert, jedermann über seine Gesinnungsschwäche die Achseln zuckt. Was er im Stadthause hinterläßt, das ist ein rotes Parlament von Futterkrippenpolitikern, an dem Berlin noch zugrunde gehen kann. Da auf das wenig Vertrauen erweckende rote Gesicht hin der Stadt Berlin keine Großbank auch nur einen Heller leiht, wurde jüngst eine Aufstellung der zum Verpfänden geeigneten Liegenschaften gemacht. Das Aktenstück wurde von den alten Beamten, die es ausgearbeitet hatten, dem neuen Dezernenten, einem roten Stadtrat, überwiesen. Er sah es sich an, wurde nicht klug daraus, steckte es wieder in den großen Umschlag, schrieb mit Buntstift darauf: „Bedrieft mir nich!“ und ließ es wieder zurückgehen. Natürlich betraf es ihn. Darauf große Beratung unter den Stadtbauräten, Magistratsassessoren und sonstigen Fachleuten, wie man es dem neuen Herrn nur beibringen sollte. Kurz entschlossen schrieb einer auf den Umschlag: „Bedrieft Ihnen doch!“, schickte das Aktenstück erneut hinein, und nun bekam es auch das Visum des braven Stadtvaters. Glaubt man nun wirklich, daß solche Erlebnisse nur an den Stammtischen der sogenannten Gebildeten weitererzählt werden? Nein, sie dringen doch in das ganze Volk! Die Mißstimmung über die Quacksalberei von Nichtskönnern in unserer Verwaltung nimmt reißend zu, und daß gerade die Großstädte das rote Joch über kurz oder lang abwerfen werden, das steht für den Kenner der Volksseele fest.

Es gibt dafür so allerhand kleine Anzeichen. Zwei Jahre lang waren in den Berliner Schaufenstern die Bilder aller Fürstlichkeiten verschwunden; noch im vorigen Jahre wären die großen Spiegelscheiben eingeworfen worden, wenn man hinter ihnen auch nur eine Ansichtskarte mit irgendeinem Prinzen darauf entdeckt hätte. Heute kommen sie im Zentrum Berlins wieder zum Vorschein. „Was wollen Sie“, sagt der

Digitized by Google

Papierhändler, „die Rosa Luxemburg kauft ja doch kein Mensch!“ Was von dem Leben der Kaisersöhne in die Menge dringt, das gibt der Sentimentalität vielfach Nahrung. Sie haben es knapp. Aber sie leben voll ruhiger Würde. In Potsdam trabt täglich ein schlanker Junge zum Gymnasium, der weit über seine Jahre hinaus still und ernst ist und neben dem Lernen kaum Spiele kennt: der älteste Sohn des Kronprinzen. Der Vater weilt fern von der Heimat. Noch ist die Mutter da, aber auch sie wird fortziehen, nach Öls mit allen Geschwistern. Der älteste Junge muß seinen Weg allein finden. „Wann kommt Vater endlich?“ Niemand kann ihm das beantworten. Und die Monarchisten, von denen es heißt, daß sie dauernd vom Einzug der Hohenzollern träumen, sind in Wirklichkeit keine Träumer, sondern harte Denker. Sie sagen dem Kronprinzen, den die Sehnsucht nach Heimat und Familie verzehrt, er solle in seiner freiwilligen Verbannung — „interniert“ ist er ja nicht mehr — so lange verbleiben, bis die Ordnung in Deutschland wieder gesichert ist. Noch spukt ja in roten Köpfen der Gedanke an Bürgerkrieg. Daß aber ein kommunistischer Aufstand niedergeschlagen, von neun Zehnteln des deutschen Volkes mit beispielloser Wut zertreten werden würde, erscheint bei der jetzigen Stimmung als sicher.

Noch bergen sich überall viele Gewehre, nur die Munition, das kann man wohl jetzt schon sagen, wäre auch für Spartakus knapp. Wie erfaßt man das Verborgene, ganz gleich, ob es bei „Linksputschisten“ oder bei „Rechtsputschisten“ liegt? Der Reichskommissar Dr. Peters hat bisher mit Zuckerbrot und Peitsche gearbeitet, mit Prämien und mit Strafandrohung, und nun beginnt er — auch mit Spitzeln zu arbeiten. Das Wuchern der Angeberei war von jeher auf republikanischem Boden besonders üppig. Unsere frühere politische Polizei wurde in Berlin, noch unter Eichhorn, aufgehoben

Digitized by Google

und gleich darauf verzehnfacht wieder hergestellt. Auch das früher so gehütete Briefgeheimnis, das in der Verfassung von Weimar eigens verbürgt wurde, ist ja aufgehoben. Und ein Heer von Spionen aus allen Gesellschaftsschichten flutet durch Berlin; schon fliegen Kegelklubs und andere Harmlosigkeiten auseinander, weil unter den ältesten und den jüngsten Mitgliedern der eine oder der andere als Spitzel entlarvt wird. Zu einer der größten Organisationen wächst sich die des Entwaffnungskommissars aus, die überall — Pulver riecht. Es gibt da neun Ober- und Gentlemanspitzel, die eine Unzahl von Agenten beaufsichtigen, denen das Beschnüffeln der Privathäuser, der Kneipen, der Fabriken obliegt, und an der Spitze des Unternehmens steht der ehemalige Oberleutnant v. Fetter, der einst im Wertheimprozeß durch alle Blätter gezogen wurde, der Liebling von Mama Truth-Wertheim, geschiedener Pinkus, die ihm immer einen Hundertmarkschein unter den Teller legte, wenn er zum Essen auf Schloß Cladow erschien. Er hatte Chancen, obwohl ein „Graf" Metternich mit ihm um die junge Wertheim konkurrierte. Im Familienkreise Wolf Wertheims lief jedenfalls das Wort um: „Fetter — ja, Metter — nich!" Dann aber kamen die Enthüllungen, Fetter mußte aus der Armee hinaus, Wolf Wertheim machte Pleite. Metternich heiratete ein Brettlmädchen und die hysterische kleine Wertheim einen Gastwirt in Tirol. Nun aber ist Fetter Ordnungsstütze der Republik, läßt unterschiedslos ehemalige royalistische Kameraden und ebenso knallrote kommunistische Arbeiter sich verpfeifen und zieht täglich neue Maschen in sein riesiges Netz

Mag sein, daß er sich während des Krieges rehabilitiert hat. Es gibt manchen Gescheiterten, der sich erbot, mit seinem Blut früheren Leichtsinn wegzuwischen. Es hat in verschiedenen Familien bis hoch hinauf räudige Schafe gegeben. „Menschen, Menschen san mir alle, Fehler hat an jeder gnua; 's ist so von Natua!" singt der Wiener. Auch ein Hohenzoller

Digitized by Google

war darunter. Der ehemalige Kommandeur der Schwedter Dragoner, Prinz Friedrich Heinrich, hat den ganzen Feldzug auf seine Bitte als gemeiner Soldat mitgemacht und auf jede Beförderung verzichtet, hat auch keine Extrawurst gebraten bekommen. Zwei honorige Neffen des Kaisers sind übrigens gefallen, der eine als Jagdflieger in Frankreich, der andere als Infanterieleutnant in Rumänien; und zwei Söhne des Kaisers wurden an der Front verwundet. Vom Prinzen Eitel-Friedrich weiß man, daß er wie ein Berserker draufloging. Von persönlich rücksichtsloser Tapferkeit waren der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Sachsen-Altenburg, mehrere bayerische, mehrere lippische Prinzen, und der Kronprinz von Sachsen hat sich als Bataillonsführer auch nicht in seinen Unterstand verkrochen, wenn die „großen Koffer" angesaust kamen. Das alles sind Dinge, die nach dem fürchterlichen Rausch der letzten zwei Jahre jetzt auch den Leuten in den Berliner Arbeiterkneipen allmählich zum Bewußtsein kommen. Man kann Wunderdinge erleben, wenn man heute herumhört. 26. November 1920

10

Die Höflichkeitswoche — Bürgersteig-Disziplin — Vom schönen Geschlecht — Die Zulassung der Frauen zur Börse — Kathinka v. Oheimbs Salons — Der Wandersumpf unter Berlin

Alles fließt, sagt der griechische Philisoph; gebt mir einen Standpunkt, sagt der moderne Relativist. Auch die moralischen, gesellschaftlichen, ästhetischen Begriffe sind nach Land und Zeit und Volksschicht verschieden. „Mein Mann liebt mich nicht mehr," heult die russische Bäuerin, „er hat

Digitized by Google

mich schon lange nicht mehr gehauen!“ In einem Knigge des 17. Jahrhunderts — damals kannte man in der besten Gesellschaft noch keine Taschentücher — finde ich die Bemerkung, daß es geckenhaft sei, sich zu schnäuzen, indem man nur einen Finger seitlich an die Nase lege; der solide, anständige Mensch umfasse mit zwei Fingern die Nase und schlenkere dann ab. Wenn ein Münchner mir sagt, ich sei ein „Urviech“, so habe ich alle Veranlassung, das als Schmeichelei aufzufassen; sagt ein Berliner mir etwas Ähnliches, so ist es eine gewollte Grobheit. Auch an ein und demselben Ort sind die Anschauungen über gesellschaftliche Formen je nach dem Stande verschieden. Trotzdem hat ein Berliner Zeitungsverlag es unternommen, uns alle nach dem gleichen Maß auf unser Benehmen zu prüfen. Die Berliner Höflichkeitswoche ist da. Wer unter den vier Millionen Berlinern einem der Prüfer gerade in den Arm läuft und sich von seiner liebenswürdigen Seite zeigt, kann prämiiert werden, — und siehe da, ganz Berlin lächelt süß, die Trambahnschaffner umfassen beim Hinaufhelfen mit noch kräftigerem Griff die rückwärtigen Rundungen der Damen, die Schutzleute lassen dauernd ganze Wagenzüge halten, um persönlich irgendeinen alten Herrn über den Fahrdamm zu führen, und aller Augenblicke rempelt einen jemand an, um nur schmetternd „Padong!“ sagen und den Hut vom Kopfe reißen zu können. Über die Preisträger ist schon etliches verraten worden. Die erste Gekrönte war ein Schalterfräulein bei der Post, das, während eine Menge Menschen noch Kette stand, dem Abgesandten der Zeitung, der „nur etwas Geld wechseln“ wollte, mit großer Freundlichkeit und unter herzigen Begleitworten für seinen Fünfmarkschein lauter Groschen hinzählte. Leider verschweigt der Bericht, was das wartende Publikum dazu gesagt hat. Unter dieses Publikum werden wohl nicht viele Höflichkeitspreise gefallen sein. Und vor allem hätte der Abgesandte

Digitized by Google

selbst für seine grobe Belästigung versohlt werden müssen; bei der Zeitungsfrau an der nächsten Straßenecke hätte er sich seine Groschen holen sollen, da brauchten dann keine Leute zu warten. Ganz fürchterlich kann es aber werden, wenn die Höflichkeitswoche erst vorüber ist, es sich also „nicht mehr lohnt", den Menschen ein Wohlgefallen zu sein. Dann kommt der richtige Berliner ohne Prämientünche wieder zum Vorschein, jener Berliner, der einem seelenruhig sagt: „Wenn ick eenen aus Vasehen uff de Hiehneroogen trete, vastehste, denn hau ick ihm jleich hinterher eens in de Fresse, ehe er mir dumm kommt!"

Das klingt doch wenigstens herzhaft. Oft ist unsere Höflichkeit zu leerer Form erstarrt, so, wenn wir den Älteren, den Höherstehenden, die Dame stets rechts gehen lassen, auch wenn das auf dem Bürgersteig die Straßenseite ist, wo die meisten Schmutzspritzer von den vorüberrollenden Wagen kommen. Sinnvoller handelt da der Engländer; er nimmt, wenn er Ehre erweisen will, für sich immer die schlechtere oder gefährdetere Seite, ganz gleich, ob das rechts oder links ist. Die innerlich unritterlichste, unhöflichste Nation ist nach meinen Erfahrungen die französische. Der Franzose hat zwar stets einen Schwall höflicher Worte bereit, aber kaltblütig stößt er die ihm entgegenkommende Dame, wenn sie nicht jung und pikant ist, vom Bürgersteig; und beim großen Basarbrande trat er die Frauen und Mädchen nieder, um nur das eigene Leben zu retten. Unseren Schieberjünglingen traue ich das auch zu; sie lümmeln sich in den Cafés und sind auf den Straßen rücksichtslos.

Oft hört man gerade in Berlin, wo die Massenhaftigkeit der Frau im Erwerbsleben besonders auffällt, die Ansicht äußern, jegliche Ritterlichkeit habe in dem Augenblick ihren Sinn verloren, in dem die Frau als Konkurrentin des Mannes auftrete. Das ist in gewissem Sinne richtig. Im Berufs-

Digitized by Google

leben müssen wir geschlechtslos sein. Es ist sogar widerwärtig, wenn die schlicht gekleidete Stenotypistin, die in der Arbeit tüchtig ist, kurz angebunden behandelt wird, vor dem seidenbestrumpft daherschwänzelnden kleinen Paradiesvogel aber, der keine Zeile ohne Tippfehler fertigbringt, die ältesten Bureaubeamten die Tür aufreißen. Die Reichshauptstadt mit ihren zahllosen Ämtern und Kriegsgesellschaften birgt ja ganze Armeekorps weiblicher Angestellten. Zum mindesten außerhalb des Berufes, besonders im öffentlichen Verkehr, kann man sich da ruhig seiner Ritterpflicht erinnern. Gegenüber dem schwachen Geschlecht; gegenüber dem schönen Geschlecht. Schopenhauer, der alte griesgrämige Ehekrüppel, fragt zwar höhnisch, warum eigentlich das „schmalschulterige, breithüftige, kurzbeinige Geschlecht" das schöne heiße, und manch einer spricht es ihm noch heute nach. Etwas absolut Schönes gibt es natürlich nicht, und in Geschmacksdingen soll man nicht streiten. Der Zulukaffer hat da ganz andere Ideale als wir. Der chinesische General Yin-Tschang, einst Gesandter in Berlin, der so geläufig berlinerte wie ein Berliner Droschkenkutscher und auch ganz unchinesisch offenherzig war, erzählte mir einmal, der Chinese möge im allgemeinen weiße Mädchen nicht, denn sie hätten einen so unsympathischen Wildgeruch. Und einem Kameraden in der ostafrikanischen Schutztruppe erzählte ein Askari, der in seiner früheren Heimat Menschenfresser gewesen war, man esse lieber Schwarze als Weiße, denn diese schmeckten so nach altem Hammel. Also eine Einigung über diese Dinge wird schwer zu erzielen sein. Aber warum wir Europäer das weibliche Geschlecht das schöne nennen, das begreife ich doch: je unähnlicher ein menschliches Wesen dem Tiere ist, desto schöner finden wir es, stellen daher den Nigger mit seinem vorgebauten Gebiß an das Ende der Reihe und an den Anfang die weiße Frau mit ihrem im Gegensatz zum Manne und Tiere ganz haarfreien Gesicht und ihren

Digitized by Google

ganz untierisch zarten und runden Formen. Natürlich gibt es auch da sehnige Exemplare, denen man nicht gern begegnet, Frauen mit Haaren auf der Oberlippe und — Haaren auf den Zähnen, und das sind oft diejenigen, die auch im Berufsleben keine Männerkonkurrenz scheuen. Im Reichstag tobt jetzt schon manche weibliche Ministerialrätin mit gewaltiger Aktenmappe einher und schleudert Blitze aus ehedem so hübschen braunen Augen. Sogar zur Börse, die sich bis zuletzt gegen die Frauenemanzipation gesperrt hat, will ein Gesetzantrag die Frauen jetzt zugelassen sehen, obwohl man dort mehr Nerven braucht, als das „schwache" Geschlecht sie im allgemeinen aufbringt. In Berlin hat es kurz vor dem Kriege eine Frauenbank — von und für Frauen — gegeben, in der von der ersten Prokuristin bis zum letzten Laufmädel alles weiblich war; aber die Bank ist elend in die Binsen gegangen. Die Natur — das sehen wir an tausend Beispielen aus ihrem Reiche — will keine solche Isolierung der Geschlechter. Und im Berufsleben ordnet die Frau nur höchst ungern der Frau sich unter.

Selbst den männlichsten Frauen liegt am meisten die ausgleichende, die Vermittlertätigkeit, die Gelegenheitsmacherei. Es waren immer Frauen, die einen „Salon" hatten, wo Poesie und Politik aufeinandertrafen; so war es in Berlin schon in den Zeiten der Rahel, und so ist es noch heute. Der letzte Salon dieser Art, so sagt man, sei der der Frau v. Hohenhausen gewesen, der literarischen Freundin des Prinzen Georg von Preußen, der als Dramatiker unter fremdem Namen ein Mann von Ruf war. Ich habe als junger Mensch in den neunziger Jahren manche Stunde in der geistvollen Gesellschaft dort verbracht. Heute sind es die Salons der resoluten und weniger literarischen als politischen Frau Kathinka v. Oheimb, in denen man sich trifft. Als selbständige Industrielle und als Abgeordnete der Deutschen

Digitized by Google

Volkspartei hat sie Netze mit großer Reichweite. Besonders Demokraten haben neuerdings hier ihr Stelldichein, und mit ihnen werden Pläne über die kommende „große" Mittelpartei besprochen. Knappe Zeiten waren der Entwicklung solcher Salons immer günstig, — und heute, wo man wieder für ein Stündchen „nach" dem Abendbrot eingeladen wird und nicht mehr „zu einem Teller Suppe", der sich dann zu sechs Gängen auswuchs, und wo die Gastereien überhaupt nachlassen, hat man ja immer mehr Zeit.

Gesumpft wird trotzdem in Berlin genug. Wie sollte es auch anders sein? Wir leben sogar auf einem Sumpf. Der lange vor dem Kriege begonnene und nun ganz schläfrig weiter betriebene Bau der neuen Untergrundbahn Nord—Süd verschandelt die ganze Friedrichstraße wohl noch auf Jahre hinaus. Die Verzögerung erklärt sich nicht nur durch den Geldmangel bei den ungeheuerlich gestiegenen Kosten, sondern auch durch die Geländeschwierigkeiten. Man muß mit den wasserdichten Tuben, den Tunnels für die Bahn, nicht nur verkapselte unterirdische Flüßchen, die von Stein und Asphalt bedeckt sind, kreuzen, nicht nur losen Schwemmsand, sondern auch den Ursumpf des alten wendischen Fischerdorfes Berlin, das wandernde Moor, dessen furchtbarem Druck keine Betonwände Widerstand zu leisten vermöchten. Man hat nun die Tube so gelegt, daß das Moor unten und oben freie Passage hat, um seine Wanderung von Ewigkeit her in Ewigkeit fortzusetzen. Man spricht in der internationalen Welt so viel von der Kühnheit der Newyorker Schnellbahnen. Aber die Herren drüben haben es leichter, denn dort ist alles harter Fels. Auf dem Berliner Sumpfboden gibt es größere und in der Erfüllung auch dankbarere Aufgaben. 3. Dezember 1920

Digitized by Google

11

Kinder in Not — Zehn Millionen Fläschen Schampus — Minnas Steuerabzug vom Seidenkleid — Spekulierende Jungens — Briefmarkenauktion — Die Kommerzienrätin am Spieltisch — Mama Goldhahn — Rosenkavalier und Wurschtmaxe

„Kinder in Not!" schreit es uns von allen Mauern entgegen; Käte Kollwitz, der aus den oberen Ständen aus innerem Herzensdrange niedergestiegene Kunstheiland des Proletariats, hat das Plakat gezeichnet, auf dem eine verzweifelte Mutter uns ihr rhachitisches, abgemagertes, den Kartoffelbauch vorstreckendes Kind entgegenhält. Das Bild erinnert etwas an die grelle Art des Bettelns, wie man sie bei unkultivierten südländischen Völkern gewohnt ist, wo Aussätzige vor allem Volk ihre Fingerstummel weisen. Sie wird nun auch bei uns allgemein. Der Bettler in Feldgrau an der Straßenecke im Zentrum zeigt auch bei etlichen Grad Frost sein offenes Bein mit Lupus-Verheerungen. Wir sind abgestumpft, und so muß man denn auf uns mit stärksten Nervenreizen wirken. Das Bild „Kinder in Not!" soll die Nerven erschüttern, nicht das Gemüt rühren. Man rechnet auf den reichen Schieber, man muß auf ihn rechnen, der sich durch eine große Gabe dann innerlich von dem Grauen loskauft. In Berlin hat außerdem ein ganzes Heer von Schulbuben an den drei Kinderhilfstagen mit Sammelbüchsen jeden Vorübergehenden umstellt, alle Kaffeehäuser und Weinstuben abgeklappert, sich in die Wagen der Untergrundbahn gedrängt. Es war eine freiwillige Massenorganisation mit recht gutem Geldergebnis. Aber sie beschränkte sich im wesentlichen auf die Innenstadt und auf die vornehmeren

Digitized by Google

Wohnviertel. Im äußersten Norden und Osten tauchte nur hin und wieder ein verängsteter Schulbube auf, denn er bekam — wir haben wirklich sonderbare Zeitgenossen — viel böse Worte zu hören, wurde verjagt und gelegentlich mit Wegnahme der Sammelbüchse bedroht. Der Haß ist größer als die Not. Man will keine Wohltätigkeitsopfer der Bourgeoisie. Die roten Tageblätter warnen vor der Kinderhilfe, als sei sie ein Attentat auf das Volk.

Das macht die Idealisten, die immer wieder in Liebe sich neigen möchten, schließlich mutlos. Wenn irgendwelche Fremdlinge etwas für uns tun, so ist das Benehmen der Beschenkten ganz anders. Die Amerikaner haben durch ihre Munitionslieferungen in der Zeit ihrer Neutralität und durch ihre Unterstützung der englischen Blockade das ganze Elend über uns gebracht, aber für ihre gelegentlichen Spenden küßt man ihnen fast die Hände. Die Engländer sehen zu solchem Liebeswerk an unseren Ärmsten scheel und schreiben in Londoner Blättern, die Verschwendung in Deutschland sei derart maßlos, daß wir wirklich keine Hilfe brauchten; vor dem Kriege seien 6 Millionen Flaschen Schaumwein jährlich bei uns konsumiert worden, und jetzt seien es 10 Millionen. Erstens wäre darauf zu erwidern, daß der meiste Schaumwein nicht in Berlin und anderen Großstädten des inneren Deutschlands getrunken wird, sondern — auf unsere Kosten — im besetzten Westen von den Engländern, Belgiern und Franzosen, und zweitens sind die in London veröffentlichten Zahlen falsch: in Wirklichkeit hat Deutschland früher 12 bis 13 Millionen Flaschen Schaumwein jährlich verbraucht, und heute sind es nur 7 Millionen Flaschen. Das Schlemmen mancher Schichten unseres Volkes, die früher sparsam lebten, das Schlemmen selbst bis in die Arbeiterkreise hinein hat aber noch einen besonderen Grund. Die Steuerschraube, zu stark angetrieben, ist überdreht; jedermann wirft sein

Digitized by Google

Geld hinaus, weil Sparen ja doch keinen Zweck mehr habe. „Wenn ich gut lebe", sagt mir ein Autokutscher aus unserer Straße, „so bekomme ich keine Tuberkeln; alles andere ist Quatsch." Unser Dienstmädchen hat 1914 in ihrer ersten Stellung auf dem Lande überhaupt noch keinen Hut gekannt, sondern Sonntags ein Kopftuch getragen. Als wir ihr aber im Juli dieses Jahres die Geschichte mit den 10 Prozent Steuerabzug erklärten, da ging sie hin, kaufte sich ein seidenes Kleid und sagte: „Nun kann der Staat mir davon 10 Prozent abziehen; wenn er will, bis zur halben Wade!" In einem aufstrebenden Gemeinwesen mit gesunden und geordneten Verhältnissen legt man für seine alten Tage oder für die Kinder zurück. So war es früher bei uns. Heute fühlen sich die Sparer, da die Mark nur noch 5½ Pfennig wert ist, betrogen, und niemand übernimmt eine Gewähr dagegen, daß die Mark vielleicht einmal auf ½ Pfennig oder noch tiefer sinkt. Überdies wird der Sparer geschröpft und als Kapitalist verketzert; unser Volk hat vergessen, daß Kapital selten etwas anderes ist als nur — aufgespeicherte Arbeit. Manchmal ist es freilich Schiebergewinn, aber gerade solche Gewinne werden zumeist weniger erfaßt als das ehrlich erarbeitete und daher leichter nachweisbare Geld.

Das Spekulations- und Schieberfieber greift immer noch weiter um sich und verheert sogar unsere Jugend. Der Unterprimaner, der Arbeitsbursche, der „einen Waggon Seife an der Hand" hat, ist in Berlin häufiger vertreten als die Öffentlichkeit ahnt. Da alle Welt vom Gelde spricht, denkt schon der Hosenmatz in Mark und Pfennig. Vor den Schaufenstern hört man da die erbaulichsten Gespräche, ganz in dem Rotwelsch der Großen. „Hast Meinung für Jupiterhölzchen? Da is noch was bei zu machen!", piepst solch ein Knirps. Neulich fiel mir bei unserem Quartaner die dickgefüllte Hosentasche auf. Ich habe eine Schwäche für Quar-

Digitized by Google

tauer-Hosentaschen und frage also, was darin sei. „Och, nichts!“ Ich drehe also um und dabei kommt ein Schnupftuch zum Vorschein, ein Taschenmesser, ein Kompaß, zwei krumme Nägel, ein Ende Bindfaden, ein halber Apfel, eine tote Maus und eine verknüllte Briefmarke. Der Junge greift zuerst nach der Marke, einer einfachen blauen Zwanzigpfennigmarke. „Die wird mal sehr wertvoll,“ sagt er, „heute gibt es nämlich nur noch grüne!“

Die Briefmarkensammler — die „Philatelisten“ — haben eine große Woche hinter sich. Im Künstlerhaus in der Bellevuestraße hat der größte Berliner Händler in dieser Branche eine Auktion veranstaltet, die rund 4 Millionen Mark ergab. Die Preise für Briefmarken sind — anscheinend in allen Ländern — noch rapider gestiegen, als die amerikanische Valuta, und werden zu einem Spekulationspapier wie Pomona oder sonstwelche Diamanten-Aktien, da die Hausse ständig ist. Für eine deutsche Kolonialmarke mit Schiffchen, großes Format, 1-Mark-Wert, die es doch zu vielen Tausenden gibt, zahlt man heute, ob sie „nur“ aus Deutschsüdwestafrika oder „gar“ von den Karolinen stammt, 380, 450, 600, 920, 1100 Mark. Ungeheuer stark ist die Nachfrage aus dem Ausland. Auf der Briefmarkenauktion im Künstlerhause wurde zwar, merkwürdigerweise, noch deutsch ausgerufen, aber im Hintergrunde unter dem Publikum hörte man zumeist französisch oder englisch sprechen. Man führt uns alles aus, was wir überhaupt noch an „Werten“ besitzen, und wenn es gestempelte Markenwerte sind. Solche Sensationen, wie sie es noch in unserer Jugend gab, daß etwa eine alte Sachsen, 3 Pfennig rot, auftaucht oder die erste Mauritius, sind heute freilich kaum noch zu erwarten, aber es gibt noch viele ungehobene Schätze, namentlich von Briefmarken deutscher Einzelstaaten aus der Zeit vor 1866. Alte Familientruhen werden um und um gekehrt. Nicht einmal Großvaters

Digitized by Google

Liebesbriefe sind mehr heilig, sondern müssen ihre Umschläge hergeben. Manche Familie hält sich ja heute nur dadurch über Wasser, daß sie der Urväter Hausrat durchstöbert und verklopft. Der Markenhandel für die großen Häuser war nie so bequem wie jetzt, da nicht nur die Nachfrage, sondern auch das Angebot groß ist. Da kommen Generalstöchter und Grafensöhne und fragen stockend, ob man Briefmarken auch kaufe, werden dann ins Privatkontor gebeten und kramen ihre Sächelchen aus, sind dann aber sehr erstaunt, daß sie zunächst „für Abschätzung" 1 bis 5 Prozent des geschätzten Wertes bezahlen sollen, der ihnen nur bei Verkauf wieder erstattet wird, und daß schließlich der Wert nur als ein geringer Bruchteil dessen sich erweist, was sie nach den Preisen in der Schaufensterauslage angenommen haben. Da geht ihnen dann die tiefe Manchesterweisheit auf: der Mensch ist ein zweibeiniges Wesen, dazu bestimmt, billig einzukaufen und teuer zu verkaufen. Sie selber aber werden diese Höhe der Menschenwürde nie erklimmen.

Aus den Händen der Verdiener flattert das Geld freilich auch schnell wieder davon. Der Umlauf ist rasend, der Sturmlauf korybantisch. Am wildesten erst in den Spielklubs. Gespielt wurde ja zu allen Zeiten; laut Tacitus haben schon die alten Deutschen tüchtig geknobelt, aber den richtigen Hochbetrieb gab es früher doch nur außerhalb, in Monte oder Ostende. Eine der eifrigsten auswärtigen Spielerinnen war die dieser Tage verstorbene Kommerzienrätin Jandorf, die am grünen Tisch mit Chips und mit ihren eigenen (freilich brillantenbehängten) Knochen klapperte, während der Herr Gemahl stundenlang hinter ihr stehen und dauernd „blaue Lappen" oder „Bräunlinge" aus der Brusttasche seines Frackes ziehen mußte. Ich habe mir das einmal, fern von Deutschland, beim Baccarat angesehen, bis mir schwindlig wurde. Der Mann selbst spielte nicht. Er war durchaus die „ein-

Digitized by Google

nehmende" Persönlichkeit in dem Kaufhaus, das unter dem Namen Jandorf in ärmeren Stadtvierteln den sogenannten Posel an das Publikum vertreibt, wobei wohl der Hauptverdienst herausschaut, und unter dem Namen Kaufhaus des Westens in der Tauentzienstraße die Ansprüche der Verwöhnten befriedigt — bis zur Luxus-Manicure herab. Ganz toll ist das Spielen in Berlin seit der Revolution geworden. Früher beschränkte es sich hier auf die paar alten Klubs, in denen vornehmlich die Großkonfektionäre vom Hausvogteiplatz ihr Geld rollen ließen und wo vielfach das Deutsche noch mit sehr östlichem Akzent gesprochen wurde. Heute sind alle Stände von der Spielwut ergriffen, und die Zahl der Spielnester ist Legion. Das Geschäft ist sehr lukrativ. Die Polizei hebt fast täglich das eine oder andere Nest aus, aber sie sind nicht tot zu kriegen. In ihrer Villa in der Burggrafenstraße ist dieser Tage wieder Mama Goldhahn von den Grünen gefaßt worden; sie feiert demnächst ungebrochen das Jubiläum ihrer fünfundzwanzigsten Aushebung. In der Bamberger Straße, in der Knesebeckstraße, in der Taubenstraße, in der Prager Straße sind andere Klubs jüngst aufgeflogen, aber nur, um sich anderswo wieder niederzulassen. Und genau das gleiche, nur etwas weniger pompös, finden wir in Berlin N. und in Berlin O. und in Berlin j. d. — in „Berlin janz draußen" —, denn spielen tun eben alle.

Und wenn die Gerupften dann herauskommen, so werfen sie auch die letzten Zwanzigmarkscheine weg. In der Gegend der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche steht die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen „der Rosenkavalier", wie man ihn getauft hat, und macht mit seinem ambulanten Blumenladen das beste Geschäft. In der guten alten Zeit kannten wir nur einen solchen nächtlichen Geschäftsmann, der im sogenannten „lateinischen Viertel" stets an Ort und Stelle war, wenn Bruder Studio aus der Kneipe trat: der Wurscht-

Digitized by Google

maxe. Eines der letzten Originale Berlins, der Wurzelsepp der Reichshauptstadt. Er hatte seine richtige Fleischerschürze um und den Messingbottich mit heißen Wienern vor dem Bauch, aber den Zylinder auf dem Kopf, das Monokel im Auge, den Schnurrbart ungarisch gezwirnt und stets ein Witzwort oder ein von den Kunden aufgeschnapptes lateinisches Zitat auf den Lippen. Wer nach Jahren als alter Herr wieder mit dem Studentenvolk kneipte und den Wurschtmaxe sah, dem ging das Herz vor Erinnerungswonne über. Er schenkte Maxe wohl auch einen Taler. Aus diesen Talern hat der Wurschtmaxe sich eine Villa im Vorort gekauft und ist dort Gemeinderat geworden; sein Geschäft mit heißen Wienern aber hat er kurz vor dem Kriege aufgegeben, als sein ältester Junge das Assessorexamen bestanden hatte. 10. Dezember 1920

12

Im Palais Ebert — Ein menschenscheuer Präsident — Die regierende Landesmutter — Feste der Hochfinanz — Der Erbprinz zu Fürstenberg verlobt sich — Abbruchsverkauf beim Fürstenkonzern — Der Fall Friedmann — Quäkerschokolade mit Schweineschmalz — Quartaner ohne Leibwäsche

Der Palazzo Wilhelmstraße 72/73 mit seinem großen Ehrenhof, der von zwei Löwen aus Sandstein und von zwei Sicherheitswehrleuten im Schafpelz bewacht wird, sieht barock und verschneit und friedlich aus; man könnte meinen, hier hause der Bruder Friedrichs des Großen. In Wirklichkeit residiert in diesem Schlosse Friedrich Ebert, der für die Zeit der Nationalversammlung gewählte vorläufige Landesvater, dessen Seßhaftigkeit für solide Grundsätze zeugt. Nicht immer

Digitized by Google

machte das Palais Ebert einen so friedlichen Eindruck wie heute; häufig genug war es von Stacheldrahtgewirr und „spanischen Reitern" gesperrt, hinter denen im Ehrenhof ein Geschütz aufgefahren war, denn der Teufel traue den lieben Landeskindern. Besonders denen aus der Kaste des Reichspräsidenten selbst, aus dem sogenannten Proletariat, das jede Obrigkeit hängen möchte, selbst wenn es eine unzweifelhaft rote und republikanische ist. Dem braven, von seiner Partei auf das Abstellgeleise Wilhelmstraße 72/73 verschobenen Friedrich Ebert, der nur gerne und reichlich einen guten Happen ißt, bleibt leider das Schicksal der Könige, ein Klatschobjekt zu sein und heimlicher Orgien bezichtigt zu werden, nicht erspart. Dabei besucht er nicht nur nicht die zitierten Bars, sondern ist eigentlich überhaupt nie aus seinen vier Wänden herauszukriegen. Den losen Mäulern muß also das Handwerk gelegt werden, und in den letzten Wochen hat es mehr Reichspräsidentenbeleidigungsprozesse gegeben, als früher Majestätsbeleidigungsprozesse, gegen die die demokratische öffentliche Meinung sich so gern empörte. Übrigens hatte man früher „oben" doch noch mehr Humor. Als der alte Matthias v. Köller noch Minister war, hatte ein Versammlungsredner ihn ein Rindvieh genannt. Der rote Agitator bekam einige Tage später eine Vorladung zur Polizei und ging mit dem Gefühl hin, jetzt werde es wegen Beleidigung des Ministers des Innern sicher Gefängnis geben. Auf dem Amt aber wurde dem aus allen Wolken fallenden Manne lediglich folgendes eröffnet: „Der Herr Minister läßt Ihnen sagen, daß er nicht Ihrer Ansicht ist, daß er ein Rindvieh sei; Sie können gehen."

Heute macht man es sich leichter; auch das Regieren mit Hilfe der Staatsanwaltschaft lernt sich. Nur müßte es besser bezahlt sein. Außer seinem an sich ja ganz anständigen Gehalt, von dem er dienstlich nichts auszugeben braucht, bezieht Ebert eine Zulage von nur 100·000 Mark jährlich für

Digitized by Google

Repräsentationszwecke, und da hat ein bürgerlicher Abgeordneter, der Zentrumsindustrielle Klöckner, Erhöhung auf 200 000 Mark beantragt und dafür Zustimmung bis zu der äußersten Rechten gefunden. Man muß dem Reichspräsidenten doch die Möglichkeit geben, ein bißchen was herzumachen. Weniger verständlich aber ist es mir, daß man ihm neben seinem freien Auto, für das er allein schon rund 100 000 Mark Benzin- und sonstige Betriebskosten etatmäßig verbuchen darf (das alles, wie auch Wohnung, Möbel, Bedienung, frei neben seinen Barbezügen), nun auch noch freie Eisenbahnfahrt gewähren will, während der Kaiser jeden durchfahrenen Kilometer selber bezahlen mußte. Aber Friedrich Ebert wird davon freilich kaum ausschweifenden Gebrauch machen. Er ist kein ruheloser Geist. Er hat auch nicht das Bedürfnis nach steter Anregung im Verkehr mit allen Ständen, nach dem Hinauskommen aus der Wolke seiner ständigen Umgebung. Er bleibt zu Hause und nährt sich redlich und erhält sich seinem Volke gesund und spaziert allenfalls, von seiner Dogge und seinem Fox begleitet, zur Verdauung gelegentlich ein wenig in dem Park hinter seinem Palais. Er ist fast menschenscheu, weil er nicht wünscht, daß man ihm wieder nachsagt, er habe den richtigen „Benimm" einer Majestät noch nicht, seitdem er sich in Badehosen so hat photographieren lassen, daß jedermann sein Lebendgewicht taxieren kann. So ist er denn heilfroh, daß seine kluge und taktvolle Frau ihm einen Teil der unumgänglichen öffentlichen Pflichten abnimmt. Die kann's. Auch in der bürgerlichen Welt herrscht nur eine Stimme darüber. Wie sie neulich die Komiteedamen der Kinderhilfe empfing, für jede einzelne von ihnen ein huldvolles und immer wieder ein anderes Wort hatte, das hatte Schick. Und nichts Parvenümäßiges. Frauen sind in solchen Dingen unglaublich gelehrig; bei Frau Ebert ist das Sichbewegenkönnen aber nicht angelernt, sondern

Digitized by Google

kommt von innen heraus, und sie fällt in dieser Beziehung gegenüber mancher ihrer Exzellenzen-Genossinnen aus dem roten Lager, die die „Knotilde“ nicht abstreifen können, sehr angenehm auf. In dem ganzen Hause herrscht eine sympathische Stille dank der ruhigen Sicherheit dieser Frau, wenn man natürlich auch bei einigem bösen Willen etliches Komische registrieren könnte. Von den Kindern macht der älteste Sohn, der aber auch noch ein Jüngling ist, die in diesen Kreisen übliche politische Karriere; er ist trotz mangelhafter Bildung Schriftleiter an einem roten Käseblatt in der Provinz. Der zweite ist noch zu Hause. Die Tochter, die früher in einem kaufmännischen Geschäft getippt hat, hatte eine Zeitlang den „sozialen Fimmel“, schwärmte für Frau Zietz und wollte sich dem Volksdienst als Schulpflegeschwester widmen, läßt sich jetzt aber in Vaters badischer Heimat als Bibliothekarin ausbilden. Natürlich versuchen gewisse Kreise Berlins, sich an die Wilhelmstraße 72/73 heranzukristallisieren, und die Hofbeamten Friedrich Eberts können sich vor Einladungen zu rauschenden Festen bei Bankier Sobernheim und ähnlichen Leuten kaum retten; aber Ebert selbst drückt sich, wo er kann.

In der Welt der Berliner Bankiers von altem Reichtum und der Revolutionsgewinnler von neuen Millionen geht es überhaupt hoch her. Von einer republikanischen Schlichtheit in römischem Sinne ist da nichts zu merken. Die Frau des Kommunisten Herzog filmt sich Hunderttausende zusammen. Der Spartakist Cassirer macht vom Klubsessel aus in Weltumsturz bei französischem Champagner. Der Bolschewist Kopp bewohnt eine Riesenflucht prächtiger Säle. Was aber früher „Gesellschaft“ war, das ist aus der Öffentlichkeit verschwunden. Da hat sich dieser Tage der älteste Sohn des Fürsten zu Fürstenberg, der 29jährige Erbprinz Karl Egon, verlobt. Das wäre früher für Berlin ein Ereignis gewesen;

Digitized by Google

heute aber erfahren es nur die Allernächsten. Die Fürstenbergische Familie bot früher — aber gänzlich ohne eigenes Zutun — den Geschichtenträgern allerlei Stoff. Der Mann, den man auf hundert Photographien in der Uniform der Marineinfanterie im Gefolge des Kaisers sah, gelegentlich auch im Adlerhelm der Gardes du Corps, sei der eigentliche Berater Wilhelms II., und noch mehr Einfluß habe auf den Kaiser die Fürstin selbst. Bei einer Schüssel knuspriger Whitebaits zwischen zwei Tröpfchen Zitrone habe ich mir einmal von einem Generaladjutanten des Kaisers, der ihn aus jahrzehntelangem täglichen Verkehr kannte, erzählen lassen, daß das Gegenteil die Wahrheit sei: das freundschaftliche Verhältnis zu den Herrschaften in Donaueschingen erkläre sich gerade daraus, daß sie den Kaiser nie mit Politik behelligten. Besonders die resolute, frische Fürstin, eine Österreicherin, der immer nachgesagt wurde, sie wirke hochmütig-reaktionär, ist ein gänzlich unpolitisches Naturkind gewesen. Als sie 1906 in Donaueschingen einzog, strich sie mit der Hand über die Möbel und sagte angesichts aller fürstlichen Beamten: „Nun hob'n mir die große Erbschaft g'macht, und i trau mi net amal auf die Stühl' z' sitzen!" Die große Erbschaft ist derweil arg zusammengeschmolzen. Der sogenannte Fürstenkonzern, zu dem auch die Hohenlohes gehörten, hatte mit seinem auch industriellen, auch mobilen Millionenvermögen Großes vor, wollte eine Art Fugger des 20. Jahrhunderts werden, kaufte Eisenwerke, Schiffe, Banken, Warenhäuser, Hotels. Aber das Geldverdienen liegt diesen Leuten nicht im Blute. Ihre Unternehmungen wurden schließlich so „saniert", daß ihnen der Atem ausging. Der von ihnen vorgeschobene Wolf Wertheim machte Pleite. Ihr großzügigster Plan, aus Emden ein zweites Hamburg zu machen, scheiterte an Ballins Einflüssen und an der Interesselosigkeit des preußischen Staates. Die letzten Anteile des

Digitized by Google

Eisenwerkes Kraft hat jetzt die Firma Müller & Co. in Rotterdam-Antwerpen aufgekauft.

Man wird mutlos und man zieht sich zurück. Gegen den Ring, der von Trotzki in Petersburg bis zu Schwab in Newyork reicht, kommt man doch nicht auf; da fehlt unsereins die Erfahrung und Vererbung von Jahrtausenden. Nur in den reinen Höhen deutscher Wissenschaft macht der Geschäftsgeist noch zuweilen Fiasko. Das ganze medizinische Berlin spricht augenblicklich mit Genugtuung davon, daß der Tuberkulose-Friedmann endgültig abgetan sei. Er fand einst in Schildkröten säurefeste Stäbchen, die er für echte Bazillen hielt, obwohl es, wie jetzt Professor Möller in der Medizinischen Gesellschaft nachgewiesen hat, nur sogenannte Grasbazillen waren, harmlose Dinger, ohne jede Heilwirkung als Gegengift. Es mag etwa 1909 oder 1910 gewesen sein, als Professor Friedmann als „Wohltäter der Menschheit" nach Amerika fuhr, von voraneilender gutgemachter Reklame eingeführt. Schon an der Freiheitsstatue vor dem Newyorker Hafen umschwärmten ihn die kleinen Blitzdampfer der Reporter. Im Triumph zog er ein, verdiente Unsummen, verschwand dann aber ebenso schnell, als ein Milliardärssohn ihm unter den Händen starb, während in den vorhergehenden Fällen — suggestive Selbsttäuschung der Patienten —, von Besserung und Heilung gesprochen worden war. Für Amerika war Friedmann seither erledigt. In Deutschland fristete er, zuletzt dank Sklarz und Hänisch, seinen Ruhm weiter, bis er nun zusammengebrochen ist. Der einzige, der durch das Friedmann-Mittel „gesundgemacht" wurde, ist Friedmann selber. Im übrigen wütet die Tuberkulose in Deutschland schlimmer denn vor zwanzig Jahren; und alles, was in der Zwischenzeit vernünftige Hygiene erreicht hat, ist durch die harte Not der Gegenwart, durch Unterernährung und mangelhafte Bekleidung im bösen Winter wieder zunichte gemacht worden.

Digitized by Google

Die Sammlungen für die Kinderhilfe allein in Berlin werden trotz allen Widerbellens der radikalen Roten wohl an die 10 Millionen Mark ergeben, wenn nicht mehr. Auch die Quäker verdoppeln ihre Anstrengungen. Leider gehen sie dabei so pedantisch vor, daß man glauben könnte, sie seien nicht praktische Amerikaner, sondern Deutsche. Jeder Teller Suppe „muß" die vorgeschriebenen Prozente an Fett, Kohlehydraten, Eiweiß usw. enthalten; so kommt es, daß den Kindern auch in die süße Schokoladensuppe, die sie einmal wöchentlich bekommen, ein großer Klecks Schmalz getan wird, und das widersteht allmählich. Eine Portion Bratkartoffeln wäre ihnen lieber. Auch sonst läßt der Appetit bei der ewigen Wiederholung der dicken Suppen nach, und es bleiben halbvolle Kessel stehen; man sollte sich bei der Zusammenstellung weniger nach den Tabellen von Nahrungsmittelchemikern, als nach dem Rat erfahrener Hausfrauen richten. In ganz Deutschland werden die Kinder unter 14 Jahren jetzt nach der Rohrerschen Formel gemessen und gewogen, damit die Quäker die nötigen statistischen Unterlagen bekommen. In einer Schule — nicht etwa einer Volksschule im Norden, sondern einem Gymnasium im westlichen Vorort — geschah dies dieser Tage auch. Von 21 Quartanern (in anderen Klassen war es ähnlich), die sich bis auf Unterhose und Strümpfe zum Wiegen entkleiden sollten, weigerten sich vier standhaft und zuletzt unter Tränen. Sie — besaßen überhaupt kein Unterzeug, trugen Hose und Sweater auf bloßem Leibe! Und das sind Kinder aus sogenannten gebildeten Kreisen. Ich habe die 21 Quartaner zum Sonntag nach Weihnachten zu allerlei Kurzweil zu uns eingeladen. Da ostpreußische Verwandte vom Lande mir die nötige „Wagenladung Stullen" zu diesem Kinderfest zugesagt haben, konnte ich mir die Freude der Einladung leisten. Fassungsloses Staunen rundum. „Wir sind also eingeladen und brauchen unser

Digitized by Google

Abendbrot wirklich nicht mitzubringen?“ Solch eine Revolution in den Kindergemütern war schon lange nicht da; als Kommentar zu dem Diktat von Versailles verdient sie in die Kulturgeschichte zu kommen. Aber doch sehen alle diese Jungens hell und freudig in die Zukunft, keilen sich, wie die Väter und Großväter es getan, schwärmen für alle großen deutschen Helden und werden nie in ihrem Leben Pazifisten. Erst recht nicht. Die Winsler im Walde von Compiegne werden sie einst verachten und hassen. 17. Dezember 1920

13

Nach dem goldenen Sonntag — Puppen auf Abzahlung — Proletarier-Weihnachten — „Ich will wieder Religion haben!“ — Fitzlefitz der Himmelsschneider — Maria Orska als Salome — Der Reichsverband der Vorbestraften

„Die gnadenbringende Weihnachtszeit — 'türlich, 'türlich, wenn sie gute Umsätze bringt . . .“ Fast geistesabwesend sagt es, als ich ihm vor einigen Tagen gesegnete Weihnachten wünsche, der Inhaber eines alten großen Spezialgeschäftes. Seine Augen sehen übermüdet und fiebrig aus; er überschlägt und rechnet fortgesetzt, und wie es ihm geht, so geht es Hunderttausenden großstädtischer Kaufleute. Die Frage um Sein oder Nichtsein entscheidet sich für viele von ihnen innerhalb der drei Wochen vor dem Feste. In Berlin — und das trifft wohl auch für andere Orte zu — wird bitter geklagt, daß die Zahl der Käufer erschreckend zurückgegangen ist, denn namentlich in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes hört man immer wieder: „Wir haben diesmal abgemacht, daß wir uns nichts schenken, nur ein Bäumchen

Digitized by Google

wollen wir haben und einen Kuchen backen." Der Schmachtriemen wird immer enger geschnallt. Wer aber noch kauft, der kauft üppiger als früher. Die Feinkostgeschäfte hier werden ihre Spickgänse los, die Pelzhandlungen ihre Kreuzfüchse. Man praßt und prangt, wo man es noch hat. Das Erstaunlichste aber habe ich in einem großen Spielwarengeschäft des Nordens erfahren: Arbeiterfrauen kaufen ihren Kindern Puppen von 300 bis zu 500 Mark das Stück — auf Abzahlung! Sie haben vielleicht kein Laken mehr zu Hause. Die Frau rührt Nadel und Faden nicht an, aber am Weihnachtsmorgen muß Lieschens neue Puppe auf der Straße den Neid der Nachbarn erregen. Und die Straußfederboa der Mutter erst! Das ist das Ungesunde im Handel und Wandel dieses Dezembers 1920, daß der deutsche Kaufmann vorher nicht die Richtung des Kaufbedürfnisses abschätzen konnte. Dinge, deren Absatz früher zum Feste gesichert war, bleiben Ladenhüter — im allgemeinen alles, was zur soliden Behaglichkeit des Daseins gehört, auch des geistigen Daseins. Bücher werden leider nicht mehr so wie früher gekauft, wo man den Wissenshunger stillen wollte und konnte. Der — andere Hunger erlaubt es heute nicht, gerade bei den Leuten, bei denen man noch Wissenshunger findet. Aber teuere Luxuswaren gehen gut.

Die alte Poesie des Weihnachtsmarktes auf der Straße, wo man „for'n Sechser" so allerlei Herrlichkeiten, für einen Groschen den schönsten Hampelmann oder selbsttätig stelzende Puppen kaufen konnte, ist dahin. Auch der Christbaumwald auf den Berliner Plätzen ist dünn geworden. Der seelische Zusammenbruch unseres Volkes findet hier und da in der bewußten Ablehnung des Christbaumes seinen Ausdruck. Es gibt Menschen, die ihn daheim verbieten und statt dessen aus rotem Papier und goldenen Fransen einen großen fünfzackigen Sowjetstern bauen. Schule und mildtätige Vereine

Digitized by Google

halten die deutsche Sitte freilich noch aufrecht und lassen den Lichterbaum strahlen. Da wird noch mit frischen Stimmchen in alter Ergriffenheit „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen. Es gibt aber Kinder, die dürfen da nicht hin. Sie „haben keine Religion mit“, der Vater wacht eifersüchtig darüber, daß sie nicht vom Christentum angesteckt werden; also dürfen sie auch von den Lehrern zu solchen Feiern nicht zugelassen werden. Das ist die trübste Kindertragödie unserer Zeit. Es ist manchmal zum Herzbrechen. Da kommt die kleine Frida von Portiers nebenan nach Hause. In der Schule hat sie vor der Tür gestanden, während die Kinder „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!“ sangen, und nun sitzt sie verstört da, schluchzt sich fast in den Schlaf und kritzelt abends auf ein Wunschzettelchen: „An Christkindchen! Ich möchte wieder Relijon haben. Frida.“

Man kommt den Großstadtkindern mit Theatermärchen. Das ist die unglücklichste Erfindung unserer nüchternen Zeit, denn sie zerstört dem Kinde sein eigenes, viel reicheres Phantasieleben. Es sind ja keine Beleuchtungseffekte und gar keine Prunkkostüme nötig. Gebt dem kleinen Mädel nur ein Stück Holz, ein Läppchen, einen Bindfaden: dann hält es abwechselnd ein Prinzeßchen im Arm oder zieht eine goldene Karosse. Wenn man die Kleinen zum ersten Male in ein „Weihnachtsstück“ ins Theater bringt, so erglühen sie ob all des Neuen und Farbenprächtigen natürlich, aber wenn es ein ihnen schon bekanntes Märchen ist, das sie aufgeführt sehen, so gestehen sie nachher, sie selber hätten es sich doch schöner vorgestellt. So viel Leuchten, wie in einem Kinderherzen steht, kann kein Theater nachmachen. Am besten kann die Mutter es entfachen, wenn keine Lampe brennt, wenn das „Schummerstündchen“ gefeiert und nur erzählt wird. Das Wort ist der stärkste Maler. Das Bild, die Geste, das Theater sind nur Stümper. Am schlimmsten sind schon ge-

Digitized by Google

wisse moderne Theatermärchen, die auch für die Großen ein Zugstück sein sollen, wie „Fitzlefitz der Himmelsschneider", das gegenwärtig über eine Berliner Bühne geht, eine Albernheit trotz mancher schwankhaft lustigen Stellen. Den Kindern aber wird alles zertreten, was sie golden in sich aufgebaut haben. Der Halbgebildete, der Bildungsphilister tut sich was darauf zugute, wenn er Gott den Herrn, wenn er den „lieben Gott" als Biedermeier nach Th. Th. Heine in Schlafrock und Pantoffeln abgebildet sieht, aber dem Kinde nimmt man damit das himmlische Reich.

Kurz vor Weihnachten ist im Theater in der Königgrätzer Straße eine Neueinstudierung für das nach Märchensensation gierende Berlin herausgekommen, für das Berlin der fetten Geldverdiener und ihrer schlanken Freundinnen, eine Neueinstudierung, aus der das sich amüsierende Mädchen und gelegentlich auch die Mutter mit starrenden Augen und bebenden Nüstern Anschauungsunterricht einsaugt. Der perverse Londoner Feingeist Oskar Wilde ist mit seiner „Salome" zu neuem Leben erweckt, dieser Tragödie in einem Akt, die den Sinnen mehr als alle fünf Akte der gesamten Dramenliteratur bietet. Das Büchlein ist in der von Aubrey Beardsleys manierierten Bildern verunzierten Inselausgabe erschienen und versetzt uns in den schwülen Orient, in die schweren Düfte des Hohen Liedes, in den steinernen Schrei der Wüste, in den Wein- und Blutdunst des Zeitalters des Königs Herodes. Wilde, den schon die jüngsten Berliner Tippmäuschen heute richtig „Ueild" benennen, ist ein unerhörter Nachempfinder, wo es sich um sexuelle Reizungen einer abamüsierten Snobwelt handelt. So hat er denn auch das steil sich emportürmende, schauerlich purpurfarbene Drama von dem Mörder Herodes und seiner lasterhaften Gattin, das ebensogut in die Zeit der Merowinger oder die der Hamlettragödie hineinpassen könnte, zu einer Studie der Perversität

Digitized by Google

umgefälscht, die bis an Leichenschändung herangeht. Aus dem Herodes-Herodias-Drama, das nach der biblischen Geschichte mit einem furchtbaren Gottesgericht endet, ist die Geschichte der Sinnenvergiftung Salomes geworden. Auch die Oper „Salome" von Richard Strauß, der ja Wildes Text zugrunde liegt, ist das gleiche, nur durch Musik gemildert und gedehnt. Bei Wilde selbst wirkt alles unvermittelt, wie sadistische Peitschenhiebe. Man bewundert freilich die Musik der Worte, den nahezu hebräischen Parallelismus des manchmal psalmodierenden Dialogs. Hier muß die Maria Orska, deren unüberbietbare Bombenrolle diese Salome trotzdem bleiben wird, notwendig versagen. Das Parkett macht Stielaugen, wenn sie beim Toilettemachen vor dem Tanz der sieben Schleier in einer Ecke des Königshofes gleichmütig ihren Bauchnabel enthüllt und schließlich, nur mit Lendenschurz und Büstenbinde angetan, nahezu in paradiesischer Nacktheit vor dem Tetrarchen sich windet und sich bäumt und selbst ihre Finger wie zehn kleine Schlangen locken läßt, so daß König Herodes, die Lippen naß vor Gier und Geifer, nur noch schnauft und stöhnt. Mitten in dieser Schaustellung bewegt sich Maria Orska aber nicht als die Salome aus Jerusalem — sie hat nichts Orientalisches an sich —, sondern bleibt die große polnische Courtisane, eine Wedekindsche Lulu, die vor zahlungsfähigen Weltbummlern spielt. Sie bleibt das Weib aus Slawenblut, voll starker Leidenschaften, die bewußte Sirene; sie wird nicht zu der willenlosen Orientalin, die die Wüste gebar und die mit verhängten Augenlidern wie in heißem Südwinde steht und rhythmisch zittert. Natürlich ist auch Wildes Text daran schuld. Sven Gades Regie hat übrigens in dem Königshofe, durch dessen Säle und durch dessen riesige Eukalyptusbäume der südländische tiefblaue Sternenhimmel schimmert, und mit den wirklichen, nicht nur angeschminkten und trikotierten Negersklaven als Fächlern

Digitized by Google

und Sänftenträgern alle Sehnsüchte Reinhardts noch übertroffen. Auch die Darstellung ist wie aus einem Guß. Ludwig Hartaus König Herodes ist echt in Blut und Blick, in Art und Wesen, ohne jede europäische Tünche oder Hemmung, der härene Täufer Johannes des Konrad Veidt erschütternd in seiner starren Größe, der Römer Tigellinus, ein Urbild heutiger englischer Weltreich-Diplomaten, prachtvoll in seiner gepflegten Ruhe. Die Direktion Meinhard und Bernauer, die in ihren beiden anderen Berliner Theatern mit ihren Kassenstücken, der „Spanischen Nachtigall" der Fritzi Massary und der „Sache mit Lola" ihres Gatten Max Pallenberg die ganze Wintersaison abrahmt, hat mit der Salome nun auch in der Königgrätzer Straße das große Weihnachtsgeschäft begonnen. Mancher pilgert ja schon allein um der Orska willen hin, manch einer möchte freilich verstört wieder hinaus, aber jedermann ist „drin" in dem Stück. Sobald der Vorhang erst aufgegangen ist, vergißt der Besucher die Zeit, die Nachbarn, das Räuspern, die Pralinees.

Es wird natürlich der Tag kommen, wo auch solche Aufführungen wieder unmöglich sind, wo wieder zartes Empfinden die Nervensensationen und die Sinnesorgien auf der Bühne verbietet. Der Kulturhistoriker weiß, daß Flut und Ebbe einander ablösen. Was früher als schandbar galt, ist heute allgemein. Erst im Jahre 1848 ist das bis dahin als unanständig verpönte — Rauchen auf der Straße erlaubt worden. Umgekehrt ist man heute prüde in vielen Dingen, die früher natürlich waren. Zustände, wie sie früher in Deutschland noch zu Beginn der Neuzeit in den städtischen Badestuben üblich waren, würden heute weder von der Polizei, noch von der öffentlichen Meinung geduldet werden. Auch das Theater ist immer nur ein Spiegelbild der jeweils herrschenden Sitte; es verbessert nicht die Menschen, sondern ändert sich mit ihnen.

Digitized by Google

Daß wir augenblicklich auf einem Tiefpunkt der Kultur angekommen sind, ist allerdings nicht zu bestreiten. Ungeheure Verschwendung und ungeheure Diebstähle halten einander die Wage. Vor etlichen Jahren nahmen den Platz an den Anschlagsäulen, als die Theater- und Versammlungsanzeigen nachließen, die Familienseufzer ein: „Grete, kehre zurück! Vater ist wieder gut. Deine Mutter." — oder „Karl, Deine betrübten Eltern suchen Dich; Else wartet auch — alles kommt in Ordnung." Heute werden an diesen Stellen Tausende und Zehntausende von Mark Belohnung geboten für das Wiederbringen gestohlener Teppiche, Juwelen, Autos. Die Gilde der Einbrecher spottet jeglicher Staatsautorität. Dieser Staat läßt es sich ja sogar gefallen, daß der „Reichsbund der Vorbestraften" sich überall in öffentlichen Versammlungen organisiert. Niemand verbietet dieses Ärgernis. Ein wenig aufgehalten worden ist die Organisation aber dadurch, daß der Kassierer des Reichsbundes prompt mit den Bundesgeldern durchgegangen ist. Es fragt sich nur, ob man prinzipientreu auch weiterhin „unter sich" bleiben oder wenigstens als Kassierer einen Unbestraften nehmen will.

In Berlin, wo ja alles untertaucht, was sich draußen im Reiche unmöglich gemacht hat, ist jedes fünfte Kind unehelich, jeder neunte Erwachsene vorbestraft. Hier und in einigen deutschen Hafenstädten hat der Reichsbund bisher seine meisten Mitglieder gewonnen. Allerdings treten nur wenige „schwere Jungens" ihm bei, sondern meistens nur Leute, die wegen einer Lappalie zu Unrecht bestraft worden zu sein glauben. Die schweren Jungen bleiben lieber inkognito. Das gelingt ihnen jetzt häufiger als früher. Unter dem alten System wurden in Deutschland, das damals an der Spitze aller Polizeien der Welt marschierte, 98 Prozent aller Mörder entdeckt — in Amerika beispielsweise nur 37 Prozent; aber unter dem roten Regime ist es heute anders geworden, und in Berlin

Digitized by Google

wird bereits die Anekdote kolportiert, der „Klub der unentdeckten Raubmörder" habe — den Polizeipräsidenten zu seinem Ehrenmitglied ernannt. 23. Dezember 1920

14

Unter dem Mistelzweig — Helfferichs Heirat — Alkoholfreie Punschessenzen für Silvester — Sporttreibende und Sportzuschauer — „Boxen ist einzig" — Berliner Unterhaltungsrestaurants — Schnitzlers „Reigen"

„Warum küssen sich die Menschen?" fragt der Kater Hidigeigei, nämlich bei Scheffel, dem fröhlichen Sänger, und das ist schon lange her. Heute fiele der Kater von einem Erstaunen ins andere, denn das Küssen hat noch mehr überhand genommen, obwohl weise Professoren es als höchst unhygienisch nachgewiesen haben. Eigentlich ist es ja in allen Jahrhunderten eine beliebte Muskelübung. Im britischen Museum in London befindet sich ein über 4000 Jahre alter Brief in Keilschrift, in dem ein besorgter Vater seinem Sohn, einem Studenten der Astrologie, etwa folgendes schreibt: „Ich werde Dir auf keinen Fall mehr Geld schicken. Wenn Du mit Deinem Monatswechsel nicht auskommst, so liegt das wohl daran, daß Du eine bewußte Kellnerin zuviel küssest." Solche Papas gibt es auch heute noch; dann sollten sie aber nicht dem Küssen Vorschub leisten, und das tun sie heute mehr denn je. In Berlin und auch anderswo ist in diesem Jahre zu Weihnachten, auch in wohlhabenden Familien, nicht solch ein Blumenluxus getrieben worden wie sonst, aber der Mistelzweig wurde „glatt geräumt" und hing nun überall an Kronleuchtern oder unter Türbalken, und nach englischem Brauch — er ist wie alles Englische wieder Trumpf bei uns — darf und

Digitized by Google

muß ein Paar, das unter dem Mistelzweig sich trifft, sich küssen. Ein Stechpalmenzweig tut's wohl auch, und der erste Kuß bricht das Eis, beim zweiten bedarf es keiner Zuschauer mehr, und bald kann eine neue „Verlobung unter dem Christbaum" registriert werden. Weihnachten war hierin diesmal recht ergiebig. Das würde auch der Kater Hidigeigei anerkennen müssen, wenn er die Anzeigenseiten in den Zeitungen läse. Trotz Möbel- und Wohnungsnot ist von einer Ehescheu weniger als früher zu merken. Im Gegenteil. Die „Dame mit der Drei-Zimmer-Einrichtung und dem Mietkontrakt" ist heute eine gute Partie, und es gibt schon Zimmervermieterinnen in Berlin, die, wenn ein neuer „möblierter Herr" sich nach einer Bleibe erkundigt, schlicht und hoheitsvoll erklären: „Jawohl, aber nur, wenn Sie unsere Tochter heiraten!"

Es ist ein Jahr her, daß ich mit zwei Damen der Gesellschaft im Zuschauerraum des parlamentarischen Untersuchungsausschusses saß, während Helfferich als Zeuge sprach, über 1917, über Erzberger. Gebannt hing alles an seinen Lippen; Weltgeschichte wehte durch den Saal. Meine Nachbarin zur Rechten stieß mich an. Ich war auf eine Frage über den Nuntius Pacelli oder das Haus Parma oder die Vermittlungsaktion des spanischen Gesandten in Kopenhagen gefaßt. Statt dessen trafen nur die Worte mein Ohr: „Ist Helfferich verheiratet?" — und als ich den Kopf schüttelte, der Seufzer: „Das ist doch jammerschade!" Nun, jetzt können die Damen aufatmen, er hat geheiratet, noch unter dem Christbaum am letzten Mittwoch, auf dem Siemensschen Familiengute Wendisch-Alsdorf im Kreise Halle. Der 1901 verstorbene Georg v. Siemens war Direktor der Deutschen Bank, und Helfferich stand der Familie dienstlich und außerdienstlich nahe. Seine jetzige Frau, deren größten Liebreiz ich stets in der vornehm-ruhigen Schlichtheit ihrer Erscheinung und ihres

Digitized by Google

Auftretens gesehen habe, ist die jüngste der fünf Töchter, ist 34 Jahre alt — während er 48 Jahre zählt — und war mit einem Legationsrat von Müffling vermählt, der als Reserveoffizier des 2. Garderegiments z. F. ins Feld zog, seit 5 Jahren verschollen und amtlich für tot erklärt ist. Man vermutet, daß er von den Franzosen nach Afrika verschleppt und dort gestorben oder ermordet ist. Näheres hat man trotz vieler Bemühungen nie erfahren. Ebenso schwer aber ist es, über die jetzige Frau Helfferich viel zu erfahren. Auf sie scheint das viel mißbrauchte Wort zuzutreffen, daß die beste Frau die sei, von der man am wenigsten spricht, denn selbst solche Damen der alten Berliner Gesellschaft, die immer noch als lebendige Chronik über alles Hoffähige herumstelzen, wissen nichts anderes von dieser Frau zu erzählen, als daß sie „fubbe doll nett" sei, und da sie nebenbei klug und geistreich und von gediegener Bildung ist, kann man über das Paar sich freuen. Der alte Fritz sagte: „Meine Husaren sollen kein Weib nehmen!", aber der Husarennatur Helfferichs wird die Ehe nichts schaden. Sie wird ihm neue Kraft geben. Mag das Gewimmel der Feinde sich hüten!

Noch unter dem Christbaum wird in Berlin nun überall Silvester vorbereitet, diesmal vielfach mit sogenannten alkoholfreien Punschessenzen. Der Kampf gegen Alkohol und Nikotin findet ein wachsendes Heer unter seinen Fahnen.

Im Übermaß ist alles schädlich und volksverwüstend. Aber aus dem Felde weiß ich, daß man nach einer Zigarrenverteilung ganz andere Marschleistungen aus der Infanterie herausholen kann. Gift in geringen Mengen kann die Vitalität heben. So sagen einem denn auch heute die Ärzte nur noch selten, man solle dies und jenes und noch etwas unbedingt lassen, sondern sie erklären, man solle bei seinem gewohnten Leben bleiben und nur Exzesse meiden. Also mäßig sein. Der alte Haeseler trank das runde Jahr hindurch nur Wasser.

Digitized by Google

Aber einmal, an Kaisers Geburtstag, hob er regelmäßig den vollen Champagnerkelch und leerte ihn auf das Wohl des obersten Kriegsherrn. In seinem Keller in Harnecop hatte er nichts. Aber als die Abordnung der 11. Ulanen zu ihm kam, ihn als ihren Chef zu begrüßen, da ließ er aus Wriezen ein paar Flaschen Wein kommen, denn er war, wenn auch für seine Person enthaltsam, kein Eiferer. Doch beim Sport ist der Alkohol auch in kleinen Mengen allerdings ein Siegvernichter.

Im übrigen werden wir aus einer Nation von Sporttreibenden immer mehr eine Nation von Sportzuschauern. Aus dem Ring unserer Fußballer ist jüngst eine ganze Anzahl der besten Stürmer und Torwächter ausgebrochen, um gegen 18 000 Mark Jahresgehalt (gegenüber englischen Verhältnissen eine Lappalie) zu Berufsspielern vor zahlenden Zuschauern zu werden. Viele von diesen kehren freilich reuig wieder zurück und bitten den Berliner Verband um Wiederaufnahme in den Kreis der Amateure. Auch im Boxen, dem großen Modesport, ist die Verlockung groß, Professional zu werden. Genau so wie die Engländer sich immer über die „blutige Roheit" unserer Studentenmensuren aufgehalten haben, haben wir das Boxen für rüde gehalten. Jetzt aber hat es uns gewonnen. Drüben in England greift der junge Mann, ehe er morgens ins Bureau geht, zu seinem Handschuh von 12 Unzen, ruft über den Gartenzaun den Nachbar an und ficht mal erst ein paar Gänge mit ihm aus. In Eton-College, das für die Engländer mehr bedeutet als für uns Schulpforta oder die Latina in Halle, strahlt noch heute der Ruhm jenes Sechzehnjährigen, der einst — das mag so um 1850 herum gewesen sein — trotz seiner Schwächlichkeit einen Boxkampf von 2¼ Stunden durchfocht und daran starb. Von diesem Jungen wird mehr erzählt als von Wellington oder Nelson. In Berlin ist die Boxbegeisterung noch im Wachsen. Zu den

Digitized by Google

Faustkämpfen drängen die Leute mehr als zum Kino; wir werden uns damit abfinden müssen, daß sie auch bei uns zum Hauptvolksvergnügen werden. Dieser bei uns junge Sport hat es freilich noch schwer, gesellschaftsfähig zu werden, und ich will ihm daher gern ein Patengeschenk mitgeben, das ich jüngst bei der Lektüre der Hohenzollernbriefe von 1813/15 fand. Prinz Wilhelm, der nachmalige alte Kaiser, ist in London, sieht alles Sehenswerte, auch einen Boxkampf, und schreibt darüber seiner Schwester: „Bochsen ist einzig!" Bisher ist noch niemand auf dieses Wort gestoßen. Ich gebe es gratis her und bin überzeugt, daß es mit der Unterschrift „Wilhelm I." über Jahr und Tag als Emblem bei allen Boxklubs hängt.

Man freut sich jeder körperlichen Ertüchtigung um so mehr, je widerlicher die Entartung auf Bühnen und Bühnchen sich breitmacht. In unseren sogenannten Unterhaltungsrestaurants ist der alte herzhafte Humor eines Otto Reutter und ähnlicher Meister längst verschwunden. Man singt Zoten für die Zahlungsfähigen im Publikum, um den letzten Rest von Scheu bei ihren „kleinen Mädchen" zu übertäuben. Das ist keine Kunst und kein Humor mehr, sondern Zutreiberei und Gelegenheitsmacherei. Auf der Bühne aber wird Schnitzlers „Reigen", der 1903 in München einmal in geschlossener Gesellschaft aufgeführt wurde, jetzt öffentlich dargestellt; vielleicht nicht ganz so, wie es sich der „pschütte" österreichische Militärarzt gedacht hat, aber doch noch eindeutig genug. Man ist ganz abgebrüht. Das Großstadtpublikum — „deutsch" ist es allerdings nur in Anführungsstrichen — hat von der Erschütterung noch nichts gemerkt, die das Weltgericht uns gebracht hat. Da waren unsere Vorfahren 1807 ganz anders. Für das heutige Geschlecht sind die Zeiten eines Fichte und Schleiermacher noch nicht gekommen. Es muß erst zerbrochen werden, um sich wieder erheben zu können. 30. Dezember 1920

Digitized by Google

15

Fastnachtstreiben beim Jahreswechsel — Potsdamer Tanzwoche — O Jotte, wie det aussieht! — In der Ententekantine — Le Kaiser — Neujahr einst und jetzt — Das Münchener Operngastspiel — Schrekers „Gezeichnete" — Prophezeiung für 1921 — Der pessimistische und der optimistische Frosch

Norddeutschland hat keinen Karneval, als Ersatz dafür aber Silvester. Alles, was der Mensch an lange zurückgehaltener Lebenslust besitzt, knallt da los wie ein Champagnerpfropfen; Narrheit wird die Weisheit dieses Tages, gekaufte Scherzartikel ermöglichen auch dem Humorlosen allerlei Ulk, und zwischen dem herkömmlichen Philharmonie-Ball zu Silvester in Berlin und einer Münchner Redoute der Vorkriegszeit ist kein wesentlicher Unterschied. Hier wie dort ist das Treiben natürlich keine Hochschule der feinen Lebensart. Alle Hemmungen des guten Tones werden bewußt ausgeschaltet; jungen Mädchen also, die nicht in die Waden oder sonstige Rundungen gezwickt sein wollen, sind diese Bälle nicht zu empfehlen. Noch einmal hat man sich in Berlin in den Tagen des Jahreswechsels nach Herzenslust ausgetanzt, im Weinpalast wie in der Kaschemme, denn kein Stand, ja sogar kein Alter ist in unserem 20. Jahrhundert taumelfrei, etwa schon seit der Zeit, wo die fußfreien Röcke aufkamen. Der Höhepunkt sei jetzt überschritten, meinen bedächtige Leute. Es gebe schon Tanzlehrer, die nicht überlaufen würden, sondern nach Schülern suchen müßten, und die Preise, die zwischen 80 Mark für den Kursus in Moabit und 100 Mark für die — Stunde in Wilmersdorf schwanken, seien im Nachlassen. Mag sein. Zu merken ist davon aber

Digitized by Google

noch nicht viel. Mehr oder weniger jugendliche Großmütter jazzen, alte Volksschulrektoren trotten, die umfangreichsten Kommerzienrätinnen steppen. Die Zentrale für Heimatdienst, dieses riesige, von dem Ministerium Scheidemann begründete Propagandainstitut, veranstaltet einen Ball für seine Chefs und seine Tippdamen, und die erste Gesellschaft des alten nichtroten Preußens ließ sich von dem Plan einer „Potsdamer Tanzwoche", in der allein der Donnerstag als Ruhetag bezeichnet war, nur mit Rücksicht auf die schwere Erkrankung der Kaiserin abbringen. Wir sind allzumal Sünder, besonders um Neujahr. Meine Küchenfee wankte morgens um 6 Uhr mit geschwollenen Füßen heim, nachdem sie in dieser Nacht in staubigem Saale schätzungsweise 20 Kilometer in zu engen Schuhen mit Stöckelabsätzen durchhopst hatte. In den Trambahnen war am Neujahrsmorgen das Gedränge lebensgefährlich. Am selben Nachmittag aber geschah etwas Unerhörtes: die Vorstellung im Großen Schauspielhaus, dem „Theater der Dreitausend", wo nachmittags um ½3 Uhr der „Danton" über die Szene gehen sollte, mußte abgesagt werden, weil kein Publikum da war. Ganz Berlin schlief.

Der Neujahrslärm Schlag 12 Uhr in der Nacht hatte diesmal alles bisher Erlebte übertroffen. Noch nie war das Geschäft in Feuerwerkskörpern — besonders Kanonenschlägen und Fröschen — so lebhaft gewesen, und nun krachte, knallte, knatterte es, daß man in vielen Häusern an blutigen Ernst glaubte, an Bürgerkrieg und Straßenschlacht, und daß manche Zimmervermieterin in Nachtjacke und Todesangst zu ihrem „möblierten Herrn" flüchtete. Wenn er überhaupt da war. Auch die ehrsame Wittib drüben in der Kreuzbergstraße tat es, denn „ihr" Herr war solide, der saß einsam am Klavier und spielte sich mit Beethovens Mondscheinsonate in moll ins neue Jahr hinein; als aber nun die Wirtin wundermild als Spuk im Türrahmen erschien, brach er plötzlich ab, hieb wie

Digitized by Google

wild etwas anderes auf die Tasten und sang dazu die Berliner Verse:

O Jotte, wie det aussieht,
Wenn meine Frau sich auszieht:
Haare an de Wand,
Zähne in de Hand,
Beene wie die Kiepen, —
Et is zum Piepen!

— und schon war die mitternächtige Erscheinung verschwunden, und krachend schlug die Tür ins Schloß. Selbstverständlich kümmerte sich Berlin in dieser Nacht nicht um die Polizeistunde — übrigens auch die Polizei nicht um Berlin. Das Feuerwerksgeknalle erinnerte alle Ostasiaten an chinesische Neujahrsstunden, das ganze Treiben überhaupt nicht an die aus Blutfülle geborene Lust, sondern eher an das sinnlose Niederlärmen aller bösen Geister, vor denen man im Grunde Angst hat. Die Ausgelassenheit von heute ist vielfach ein Ausdruck der Hoffnungslosigkeit. Es wird alles verjuxt, weil man glaubt, ein Emporkommen sei nicht möglich. Und mitten in dem lärmenden Berlin ging ein Verzweifelter hier und da still aus dem Leben; die Neujahrsnacht verzeichnet acht Selbstmorde alter und armer Leute.

Manch einer wurde auch von Jammer und Wut in diesem Trubel übermannt. Im Café „Eins A" am Potsdamer Platz führten französische Soldaten diesen gefährlichen Wendepunkt der Stimmung herbei, indem sie sich hochfahrend benahmen und scharfe Pistolenschüsse abfeuerten. Sie wurden jämmerlich verbläut. Sie hätten in ihrer Kantine in der Jägerstraße bleiben sollen, wo es guten französischen Landwein zu zwei Mark die Flasche gibt. Der gerissene Wirt, ein Sergeant, hat daneben ein Kasino aufgemacht, wo er denselben Wein an Deutsche nach Kantinenschluß für 40 Mark die Flasche verkauft und Mumm-Champagner für 300 statt für 50 Mark.

Digitized by Google

Trotzdem war das Lokal stets überfüllt: Schiebergewühl und Mäuschenmarkt. Ein englischer Hauptmann ist Vorstand dieser Entente-Kantine und hat sie jetzt, nachdem die ungeheuren Nebengewinne des betriebsamen Wirtes an die große Glocke gekommen sind, geschlossen. Die himmelblauen und die khakigelben Ententebrüder sittenrichtern gern widereinander. Silvester haben sie auch nicht gemeinsam begangen, sondern sich über alle Lokale der Stadt verstreut, in der Hauptsache natürlich auf der Suche nach „angenehmer" deutscher Gesellschaft. Im Hotel Adlon, wo das trockene Gedeck 100 Mark kostete, tanzten englische Offiziere bis morgens 3 Uhr.

Es ist schade, daß die Überwachungskommission ihren Hauptsitz in Berlin hat; was sie hier sieht, erlebt und meldet, das kommt jedenfalls darauf hinaus, daß das heutige Deutschland weder den Geist von Potsdam, den vielgefürchteten, noch den Geist von Weimar, den vielzitierten, aufweise; es sei überhaupt von allen guten Geistern verlassen. Am Neujahrsmorgen bin ich durch das verschlafene Berlin zu der Reihe von Standbildern im Tiergarten gepilgert und habe vor dem Großen Kurfürsten meine Reverenz gemacht. Das ist so alter, lieber Hausbrauch. Exoriare aliquis . . ., hat der Mann da einmal gesagt; aus seinen Gebeinen werde der Rächer entstehen. Ich denke gar nicht einmal an die Revanche gegenüber auswärtigen Feinden, wo heute doch sogar ein General Hoffmann endgültigen offenen Verzicht auf Elsaß-Lothringen predigt, also kein Fünkchen Rachebegehren im ganzen Volke mehr zu glimmen scheint; aber diesem gedankenlosen Berlin wäre die Zuchtrute zu wünschen. Ehedem blickte es am Neujahrsmorgen mit wachen Augen hell in die Welt. Da gab es am 1. Januar auch mancherlei zu sehen. In prächtigen altertümlichen Galakarossen, die just so aussahen, als seien sie aus dem Märchen vom gestiefelten Kater herausgeschnitten, Karossen, auf deren Kofferbrett mitunter leib-

Digitized by Google

haftige Mohren mit Reiherstutz an gelbseidenem Turban standen, rollten die Botschafter und Gesandten aller fremden Mächte zur Gratulation ins Schloß. Die Damen der Diplomatie hatten irgendwo in der Gegend von Schloß und Zeughaus ihre bevorzugten Plätze. „Où est le Kaiser?“ Niemand sprach vom „empereur“ oder von „Guillaume II.“, denn wer „der Kaiser“ schlechthin war, das wußte man in allen Erdteilen. Auch Temps und Times nannten ihn so. Der Kaiser. Das wird er im Gedächtnis der Mitwelt auch bleiben, so große Mühe sich unsere demokratische Presse auch gibt, die Bezeichnung „Exkaiser“ einzubürgern —, als ob ein Monarch, wie ein beliebiger Wahlpräsident, nur zeitweilig diesen Berufstitel führte, nicht der „angestammte“ Träger der Krone aus fünf Jahrhunderten bliebe. Man mache doch einmal den Versuch, in Württemberg von dem „Exkönig“ zu sprechen, und man wird erfahren, wie selbst in dem stark demokratisch angehauchten Süddeutschland über solche Geschmacklosigkeiten gedacht wird. Wir haben einen Kaiser im Exil, aber er ist der Kaiser. Und sogar durch Groß-Berlin — die Straßenhändler verkaufen wieder Prinzenkarten — geht ein leises Sehnen nach jenen Zeiten, wo am 1. Januar Wilhelm II. in einer Reihe mit sechs wehrhaften Söhnen mittags um 1 Uhr unter dem Schmettern des Präsentiermarsches zu Fuß vom Schloß zum Zeughaus herüberkam. Die Galakarossen waren inzwischen verschwunden. Nur eine Droschke zweiter Güte, die fast schon legendär geworden war, rumpelte unter den Linden heran, und ihr entstieg der alte Feldmarschall Graf Haeseler. Vorbei, vorbei. Grämlich und still liegt an diesem Neujahrsmorgen 1921 Berlin vor seinen Besuchern. Die zwei Polizisten vor dem Palais Eberts in der Wilhelmstraße machen das Bild auch nicht eindrucksvoller.

Am Tage darauf aber hat das geistige Berlin wenigstens eine schöne Genugtuung. Die Münchner Operngäste sind

Digitized by Google

da und geben „Don Pasquale“ zu einem Presseabend. Da kann Herr Jeßner, der nachnovemberliche Leiter der Berliner früher königlichen Theater, sich mit seiner Kunst verstecken, denn so etwas Heiter-Schönes und fast Erdentrückt-Leichtes bekommt er freilich nicht fertig. Auch die übrigen Berliner Bühnen nicht, die großenteils sinnlose Operetten spielen, Beinparaden mit Musikbegleitung. Allerdings muß man, wenn man gerecht sein will, zugeben, daß daran — das Reich mehr schuld ist als Berlin. Wer aus dem Reiche hierherkommt, meist in Geschäften, der will nicht Kunst genießen, sondern einfach das sehen, „wovon man spricht“, und wenn es die Toiletten der Massary sind. Die auswärtigen Besucher, das sind die Füller und Zahler. Nach ihrem Geschmack und nicht nach dem des geistigen Berlin richtet sich das Programm, und so ist es denn meist das Programm der ohne Frau herkommenden Geschäftsreisenden. Die wollen ja nachher am Stammtisch oder im Kontor auch nicht von der großen Linie der Kunst, sondern von dem „dollen“ Berlin erzählen. Da ist es immerhin schon eine Leistung, wenn unser Opernhaus als Neuheit „Die Gezeichneten“ Schrekers herausgebracht hat, ein Werk, das wenigstens von gewaltigem, musikalischem Intellekte zeugt. Die Reihe der nicht mehr ausschließlich von ihrem inneren Dämon, sondern von ihrem reifen, rechnenden Verstande geführten großen Tondichter hat mit Richard Strauß begonnen — und Schreker scheint ihn überholen zu wollen. Trotz mancher peinlich-schreckhaften Wirkung seiner Musik werden wir uns ja auch an ihn allmählich gewöhnen, an all das Unholde, Lärmvolle, Gramvolle dieser ausgesuchten Bosheiten wider unser Nervensystem. Und doch wird Wagner nach wie vor die vollsten Häuser machen. Vor dem Gezeichneten Schrekers, dem mißgestalteten, nach Liebe dürstenden Renaissancemillionär, dessen Fee kurz vor dem Wunder dann von einem brutalen Lebejüngling unter den

Digitized by Google

Millionärsschmarotzern vergewaltigt wird, wird man sich wieder zum Nibelung und zu den Rheintöchtern flüchten.

Unsere ungesunde, fiebernde, nach Sensation lechzende Zeit hat ihren Lauf vielleicht bald vollendet. Einmal müssen wir doch auf dem Tiefpunkt angekommen sein. Einmal wird doch endlich das saubere, fleißige, alte Berlin wieder erwachen, mit sauren Wochen und frohen Festen, mit harter Arbeit und reiner Erhebung. Eine alte Zigeunerin treibt sich jetzt hier herum, die ernsthaft prophezeit: im Sommer 1921 beginne die Wende für Deutschland, und zwar in dem Augenblick, in dem Polen zusammenbreche. Diplomaten der Entente — abgesehen von den hysterischen Franzosen — predigen dasselbe. Ein guter Freund aber, der entschlossen die Uniform des Seeoffiziers ausgezogen und sich in die organisatorische Arbeit unserer Industrie gestürzt hat, schickt mir zur Aufmunterung folgende Fabel: Zwei Frösche hüpften auf einer Wiese, der eine optimistischer, der andere pessimistischer Lebensauffassung. Beide hüpften in einen halbgefüllten Milcheimer und bemühten sich lange vergebens, an den glatten Wänden des Eimers in die Höhe zu klettern. Als es Abend wurde, sprach der pessimistische Frosch: „Ich habe es jetzt satt, ich höre auf zu zappeln, ich nehme einen ordentlichen Schluck Milch und lasse mich auf den Boden des Eimers sinken und versaufe dort!“ Gesagt, getan. Der optimistische Frosch dagegen sprach: „Ich strampele weiter, man weiß nicht, was da kommen kann.“ Er strampelte und strampelte die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen dämmerte, fühlte er Grund unter sich. Er strampelte weiter, und als die Sonne aufging, sah sie den grünen Frosch auf einem großen Berg goldener Butter sitzen. 7. Januar 1921

Digitized by Google

16

Das Monokel der Novembersozialisten — Severings Erlaß — Ein Bummel durch Verbrecherlokale — Was spielen die Großstadtkinder? — Paulsen als „kleiner Löwenstein“ für Berlin — Berthold Otto — Bildung macht reaktionär — Die Not unserer Studenten

Das erste, was die Novembersozialisten als Zeichen ihrer Legitimierung aufbrachten, war das Monokel. Man lief nicht mehr mit rotwollenem Halstuch und im feldgrauen Mantel herum, sondern im Schieberpelzchen mit Taillengürtel — und klemmte sich das Einglas ins Auge. „Tja, jetzt sind wir die Feudalen!“ In dem Erzberger-Prozeß sah man unter den Zeugen einen Dr. Bein — er ist nicht Bein von unserem Bein, nicht Fleisch von unserem Fleisch — aus dem Auswärtigen Amt am Zeugentisch, dessen blaurasiertes Gesicht unter dem Monokelzwang Wellenfalten warf. In allen Ämtern Berlins sitzen diese Neufeudalen. Sie wollen, freilich vergeblich, durch das Einglas glauben machen, daß sie schon vor dem November 1918 Regierungsrat geworden seien. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein Jüngling vom „Republikanischen Führerbund“, dessen Leutnantspatent erst aus der Ära Ebert stammt, sich einen blauen Überrock kauft und damit im Kasino auftaucht. Wer heute eine Massenversammlung von Eingläsern in Berlin sehen will, der braucht bloß im sogenannten Luxus-Autobus, der vom Zeughaus bis Halensee fährt, Platz zu nehmen; in diesem Vehikel, das die sattsam bekannte Tauentzien-Gegend und den Kurfürstendamm durchrollt, hat manchmal jeder dritte junge Mann anscheinend den Veitstanz, nämlich Monokelzuckungen im Gesicht. Ich rate jedem ehemaligen Offizier, der jetzt in Zivil die altgewohnte

Digitized by Google

Augenzier noch trägt, sie wegzuwerfen, damit er nicht für einen Hochstapler gehalten wird; denn auch für die Gentleman-Verbrecher ist das Monokel heute Amtstracht. Einst hatte es einen gewissen erziehlichen Wert. Der blutjunge Leutnant wurde äußerlich zu männlichem Ernste gezwungen, er konnte nicht mehr so frei herauslachen und plappern, denn sonst fiel das Ding womöglich herunter. Und für die alten Herren war es ein Stück Jugend, ein bischen Schwerenöterei, wenn sie das Auge in tausend Fältchen kniffen und durch das spiegelnde Einglas nach einer Jungmädchenblüte schielten. Sogar der alte Papa Wrangel, der Feldmarschall, hat es getragen, der Urberliner; und niemand nahm es ihm übel. Aber der Minister des Innern in Preußen, der rote Herr Severing, hat jetzt seinen Untergebenen, den Polizeioffizieren, das Einglas verboten und sogar gedroht, daß er jeden, der es doch trage, auf seine Dienstfähigkeit hin ärztlich untersuchen lassen werde. Er denkt wunder was damit zu tun, am Ende gar den „Feudalismus" endgültig zu erlegen, hat aber vorerst nur stürmische Heiterkeit erregt. Solche Ukase über äußerliche Dinge war man doch sonst nur in absoluten Monarchien gewöhnt. Der letzte Ausläufer war der Erlaß des Kaisers über die Barttracht der Seeoffiziere, und damals ist gerade die sozialdemokratische Presse von Hohn und Spott geradezu übergelaufen.

Einfältige Gemüter finden, daß der Polizeiminister am Ende wichtigere Aufgaben hätte, beispielsweise die, der Reichshauptstadt wieder zu ihrem alten Rufe zu verhelfen, das sauberste und sicherste Gemeinwesen Europas zu sein. Wir haben jetzt in Berlin richtige Slums wie in London, fürchterliche Viertel des Elends und Verbrechens, und unsere heutige Einbrecherstatistik schlägt jegliche Kriminalphantasie. Dieser Tage habe ich in Begleitung zweier Kommissare einen Kaschemmenbummel gemacht, der zu meinem Erstaunen durch-

Digitized by Google

aus nicht in abgelegene Gegenden führte. Mitten in der Friedrichstraße, im lebhaftesten Großstadtverkehr, im Strahlen der Bogenlampen und im Geschiebe der Talmieleganz, treten wir plötzlich in ein Portal, dann etliche Stufen hinunter in ein Kellerlokal, und schon sind wir in der Hefe. Nicht einer in der Gesellschaft, der kein Verbrecher wäre. Der eine oder andere begrüßt vertraulich die bekannten Beamten. Die erste kleine Unruhe legt sich, denn alles erkennt sofort, daß es keine Razzia gibt, sondern eine harmlose Visite. Allmählich gelangen wir, von einem Lokal zum anderen, aus der Mitte Berlins in den Westen; auch in den vornehmsten Straßen gibt es Stätten, in denen man neben nobel gekleideten Hallunken richtige Landstreicherfiguren findet, die man nie in Berlin vermutet hätte, die allenfalls einmal vor abgelegenen Bauerngehöften auftauchen, Leute in Lumpen und mit schreiend offenem Schuhwerk, verwüstet, verwildert, fuselduftend und voll von Ungeziefer. Ein verludertes Weib steht da, reißt mir unversehens die Zigarre vom Munde: „Gib her den Kotzbalken!“, und fängt vergnügt an zu rauchen. Ein blasser übernächtiger junger Mensch schiebt sich heran. „Na, kleine Braut?“, sagt der eine der beiden Kommissare und schlägt dem verschämt Lächelnden, der wegen Erpressung gegenüber Anormalen schon Jahre gesessen hat, auf die Schulter. Ein anderer, im Smoking, feist, glattrasiert, Typ bessere Schmiere, wird als „unsere liebe Mieze“ von allen Seiten begrüßt. Manchmal gibt es in einer einzigen Straße fünf, sechs solcher Bouillonkeller, von deren Existenz man als solider Bürger nichts geahnt hat, und erst jetzt, mit geschärftem Auge, erkennt man, daß auch die Straße nicht frei ist: hie und da gleitet lautlos und unauffällig ein Schatten einher, der zu dieser Sippe gehört. Sie ist in den letzten beiden Jahren riesenhaft gewachsen. Und wenn man eben erst den Stiernacken und die Hammerfäuste eines Mannes gesehen

Digitized by Google

hat, der als „Maxe mit de Plattbeene“ zu den berüchtigtsten Einbrechern gehört, ist man schier erstaunt, wenn man dann im eigenen Heim wieder eintrifft und es unversehrt vorfindet.

Das Erschütterndste ist die Anwesenheit von Kindern in den Verbrecherhöhlen. Manchmal gehören sie zur Familie des Wirts, hocken spät abends da und lernen noch mitten unter Totschlägern, Zuhältern, Taschendieben ihre Aufgaben für die Schule. Mitunter sind es aber auch schon „Selbständige“, die mit den Verbrechern arbeiten, Kinder im Konfirmationsalter und noch jüngere. Nicht immer sind die stets zitierten sozialen Verhältnisse daran schuld. Auch „guter Leute Kind“ findet den Weg in den Bouillonkeller, auch in wohlhabenden Kreisen gibt es genug Entgleiste; wenn nur die Not Verbrecher zeugte, so brauchten wir noch nicht die Hälfte unserer jetzigen Polizei. Vielfach fehlt es gerade in der Großstadt an Aufsicht und Erziehung, weil man sich hier nicht so fürchtet, ins Gerede zu kommen, wie in einem kleinen Ort. Auf dem Asphalt erblüht nur selten die Scham. Dinge, die sonst der Jugend verborgen blieben, werden hier offen erörtert, und längst ist man jenseits von Gut und Böse. Schon an den Spielen sieht man die Folge. Gewiß, der harmlose Ringelreihen mit seinen Abzählversen, das Murmelrollen und Kreiseltreiben, das Ballwerfen ist noch da, nur das fröhliche Soldatenspiel hat fast überall aufgehört, — und statt dessen erlebt man es, daß in Hinterhöfen und auf Baustellen oder um eine Anschlagsäule mitten in irgendeiner Prachtstraße herum die Kinder „Spartakus“ oder, noch schlimmer, „Ludewig“ spielen.

Nach einem Helfer für unsere Kinderwelt im Asphaltreich sehnt sich alles, aber auch da wird leider nicht nach dem besten Mann, sondern nach dem Parteimann gesucht. Zuerst sollte Oberschulrat von Berlin — also Kultusminister in einem

Digitized by Google

Stadtstaat von 4 Millionen Menschen — der sozialdemokratische Schriftsteller Löwenstein werden. Das erwies sich als gesetzlich unmöglich, weil er nicht Fachmann ist. Dafür ist nun von der roten Berliner Regierung als „kleiner" Löwenstein der Hamburger Volksschullehrer, Dissident und Sozialdemokrat Paulsen gewählt worden, sogar unter Ablehnung des Antrages, daß man zuerst eine Abordnung nach Hamburg schicken solle, um an Ort und Stelle die pädagogischen Erfolge Paulsens zu prüfen. Daß er religionslos und für Religionslosigkeit ist, weiß man. Im übrigen ist er gegen die Lern- und Erziehungsschule und gegen jede Zucht, also, wie Walter von der Vogelweide sagen würde, dafür, daß die Kinder „in der Wilde" aufwachsen. Das Kind soll der Herr in der Schule sein. Was es lernen will, das soll es lernen; der Lehrer sei nur der Berater und Freund und vermeide jeglichen Zwang. Das ist also ungefähr das uralte Programm Jean Jaques Rousseaus, das schon so oft bankerott gemacht hat, wenn auch geistig ganz Große es auszuführen versuchten. In Berlin hat man ja schon längst solch einen Rousseau gehabt, den bekannten Berthold Otto, der seit Jahren die Paulsenschen Ideen in die Wirklichkeit umgesetzt hat. Ein Ideologe empfahl mir den Mann, als ich vor langen Jahren meine beiden Ältesten einschulen mußte. Ich fuhr hinaus zu der Weihestätte in Lichterfelde. „Seht mal, liebe Kinder, wenn ihr in meine Schule kommt, braucht ihr keinen Ranzen und auch keine Bücher, es wird euch alles hier beigebracht!" sagte Otto und strich meinen Kindern übers Haar. Die aber ließen die Köpfe hängen. Nicht einmal Ranzen? Und gerade darauf hatten sie sich so gefreut! Dann sahen wir uns den Unterricht an und erlebten unser blaues Wunder. Um einen langen Tisch herum lümmelten sich sechzehn Kinder, hockten krumm da mit aufgestütztem Kinn, hörten auf den Lehrer hin oder schwatzten, standen auf, wenn es ihnen paßte, und

Digitized by Google

benahmen sich so, daß man den Eindruck hatte, es mit völlig Unerzogenen oder mit Schwachsinnigen zu tun zu haben. Ein großer Junge soll ein französisches Wort an die Tafel schreiben. „Will nicht!“ sagt er und rekelt sich weiter. „Na, dann ein anderer!“ sagt Otto. Nach dem Französischen noch eine allgemeine Diskussionsstunde, von der ich so viel erwartete, nachdem ich Ottos Art, den Kindern Politik und Tagesgeschichte beizubringen, in seiner Wochenschrift vorher ehrlich bewundert hatte. Aber auch da enttäuscht die Praxis. Es herrscht allgemeiner Stumpfsinn trotz Ottos meisterlicher, verständlicher Sprache. Seine Tochter muß durch Fragen die Debatte beleben. Nach Schulschluß schleichen die Kinder weg, lustlos und gedrückt, ganz anders, wie man es sonst an Schulportalen sieht, wenn quirlend die lustige Schar herausströmt. Sie haben sich gerekelt und empfinden nun nicht die Freiheit draußen, sie haben keine Ordnung, keine Straffheit, keine Sauberkeit, kein blitzschnelles Antworten, kein Streben und keinen Eifer gelernt. Bis in die letzten Jahre hinein habe ich mich immer noch nach den Ergebnissen der Ottoschen Methode erkundigt, weil ich eine kleine Schwäche für den Mann habe. Und immer wieder dieselbe Antwort: wenn es „ernst wird“, wenn die Schüler diesem disziplinlosen Kindergarten entwachsen, dann müssen die Eltern Hals über Kopf Privatlehrer nehmen, um — unter Verlust von manchmal mehreren Jahren — die Lücken ausfüllen zu lassen und ihre Kinder für irgendeinen Beruf fähig zu machen. Auch Paulsen, der neue „kleine Löwenstein“, legt den Hauptwert auf seine sogenannte Gemeinschaftsstunde, in der mit den Kindern bloß geplaudert wird. Sagt ein Kind, daß die ganze Rechtschreibung „oller Mumpitz“ sei, nun gut, dann braucht es nicht zu schreiben. „Jeojraphie is Blech! Rechnen is Quatsch!“ Gewiß, mein liebes Kind, du bist souverän. Sagt Paulsen. Sagt die in Berlin

Digitized by Google

regierende Sozialdemokratie. Nur unsere vernünftigen Arbeiterfrauen ringen die Hände. Und die Vertreter von Weißrußland, Abessynien, Haiti machen erstaunte Augen über diese Pädagogik von Wolkenkuckucksheim.

Wird Paulsen wirklich als Papst über die gesamte Berliner Lehrerschaft gesetzt, so wird diese vermutlich entsetzt nach rechts ausrücken. Es rumort in ihr schon arg. Auch in akademischen Kreisen, nicht nur unter den Volksschullehrern, hat man die Experimente satt. Aber niemand hört auf ihre Warnungen. Überhaupt diese Gebildeten! Früher hieß es: Bildung macht frei. Die heutige Sozialdemokratie aber sagt: Bildung macht reaktionär. Mit einem unendlichen Heroismus erkämpft sich die Mehrzahl unserer Studenten heute das Wissen. Einst konnte man in den akademischen Bierhallen hinter der Universität in Berlin für 30 Pfennig eine Portion Hackbraten mit fetter Tunke, Brot nach Belieben in Massen dazu, erstehen, heute aber kostet die Portion dicke Suppe in der Volksküche, ohne Brot natürlich, 2½ Mark, und das Mittagessen in einem beliebigen Bierhaus, das einst für 90 Pfennig serviert wurde, ist heute unter 15 Mark nicht zu haben. Für die Tragödie unserer Hochschüler, die „Hungern und Lernen" heißt, wenn man von der geringen Zahl der Begüterten absieht, hat die Masse kein Verständnis. Man haßt die jungen Leute. Konterrevolutionär seien sie allesamt. Man bespitzelt sie. Und als jüngst der ehemalige Reichskanzler Michaelis für die Ärmsten unter den armen Studenten ein Landheim bei Berlin gepachtet hatte, erfolgte prompt die Anzeige, daß — ein Putsch gegen die Republik dort vorbereitet werde. Die Herrschaften sollten sich beruhigen. Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Und arme Studenten sind nicht einmal Götter. 13. Januar 1921

Digitized by Google

17

Wie man uns beneidet — Ludwig Fulda als Lobredner Berlins — Und doch Kloake — „Casanovas Sohn“ im Kleinen Theater — In der Neuen Welt in der Hasenheide — Prämiierung des tiefsten Rückenausschnittes — Ehrlich Ringende im Großstadtstrudel — Die Gentlewoman-Einkäuferin — Schwiegermütter, Junggesellen, Wohnungsnot

Wir Berliner, die wir übrigens meist gar keine Berliner sind, sondern beruflich aus allen Gegenden des Reiches hierher verschlagen, werden von mancher in ihrem Nest unverstandenen Posemucklerin beneidet, weil wir mitten im sogenannten großen Leben stehen, mitten in täglichen Sensationen. „Die fremden hohen Diplomaten und russisches Ballett und die freie Sezession und Reichstag und die schrecklich unanständigen Theaterstücke und so, — mein Gott, wie interessant!“ Und alles aus erster Hand. Und von allem Geistigen sozusagen das Recht der ersten Nacht. Und bei der Geburt aller großen Dinge in Politik, Kunst, Skandal dabei. Gewiß, gewiß; wir Berliner, die wir gar keine Berliner sind, lächeln zerstreut und abwesend, wenn wir dergleichen hören. Da schlägt die rundliche Dame aus Posemuckel noch den Band des Cottaschen „Greif“ von 1913 oder 1914 auf und zeigt uns eine blau angestrichene Stelle. Ein Mann, der aus Frankfurt stammt, Ludwig Fulda, schreibt da in Stuttgart, daß der Geist Berlins mit wachsender Vorherrschaft die Kultur im übrigen Deutschland bis nach Wien hin bestimme. Geist? Kultur? Wahrhaftig, da steht es geschrieben; und wieder lächeln wir zerstreut und abwesend, denn gerade erst hat im Reichstag ein Erlanger Professor, auch mit Recht, gesagt, daß Berlin die große Schmutzschwemme von Deutschland sei. Wer Erich

Digitized by Google

Schlaikjers gesammelte Aufsätze aus dunkler Zeit („Im Kampf mit der Schande", Buchverlag der Tägl. Rundschau, Berlin 1920) liest, bis er das Gruseln bekommt oder bis heiliger Zorn ihm die Stirnadern schwellen läßt, der wird es ja verstehen, woher die Unmoral und — Kulturlosigkeit Berlins stammt.

Berlin ist nur die Durchgangsstelle, wo fremder Geist geeicht wird. Heute spricht ganz Berlin von der gestrigen Premiere im Kleinen Theater und taxiert sie auf mindestens 150 gefüllte Häuser: „Casanovas Sohn." Es ist die schmierige Geschichte von einer in Scheidung lebenden pikanten Frau, die von zwei Männern, Vater und Sohn, umgiert wird und sich dem alten Wüstling schenken will, der statt seiner aber den Jungen unerkannt einsteigen läßt. Der Verfasser dieses neuesten „Berliner" Zugstückes ist aber Herr Rudolf Lothar, geborener Spitzer, aus Budapest. Auch das Publikum der Première sah ganz nach Budapest aus. In den nächsten Vorstellungen aber werden die wenigsten Berliner im Kleinen Theater zu sehen sein, weit eher hergereiste Posemuckeler, die das teure Billett auf die Reisespesen schlagen. Berlin ist eben eine Art Absteigequartier für das ganze Reich. Und „Absteigequartiere" pflegen keine moralischen Anstalten im Sinne Schillers zu sein.

So paradox es klingen mag: Berlin wird durch das Reich (und durch seine Umgebung bis Lemberg und Budapest) verdorben. Wir Berliner, auch die wirklichen, mit Spreewasser getauften, gehen in Stücke, die für bummelnde Strohwitwer aus dem Reiche geschrieben sind. Das färbt denn auch auf Urberliner Vergnügungen ab. Nicht etwa nur für die Kurfürstendammschieber und ihre Freundinnen, sondern auch für das eigentliche Volk. Das läßt — „Nach uns die Sintflut!" — heute mehr denn je den Taler springen oder vielmehr die Scheine flattern. Zwischen dem Halleschen Tore und Neukölln (Rixdorf) liegt die Hasenheide, einst der Sammel-

Digitized by Google

punkt von Vater Jahns Turnern, heute eine mit hohen Mietskasernen umsäumte Straße des Kleinbürgertums und der Arbeiterschaft, und mitten darin ein Riesentanzlokal, die „Neue Welt". Da gehen keine Millionäre und keine Damen in Blaufuchspelzen hin, sondern Gasarbeiter und Dienstmädchen, Nitzenschieber der Straßenbahn und Plätterinnen, Jünglinge aus dem Heringsgeschäft und Mädels aus dem Grünkramkeller, dazwischen auch mal Unterbeamte, Konfektioneusen, Bureauangestellte, Halbwelt. Ein buntes Gemisch. Da quirlt wirkliches Volk durcheinander. Fünf Kapellen spielen zum Tanze auf, dreißig „echte bayrische Madeln" kredenzen neben einer Unzahl von Kellnern das Bier. Aber jenes Berlin, das vom Reiche verdorben wird, färbt auch hier ab: die Hauptattraktion ist eine — sagen wir einmal: gewagte — Prämienverteilung. Bei dem gestrigen Bierfest, bei dem, wie die verkauften Eintrittskarten bewiesen, nahezu 7000 Personen in der Neuen Welt sich drängten, wurden mit Preisen von je einigen hundert Mark — die „Damen mit dem tiefsten Rückenausschnitt" prämiiert. Der Wirt, den ich sprach, schmunzelte. „Das zieht, was?" sagte er. Die durch die Aufführung der Wildeschen „Salome" und vor allem mancher Filme aufgepeitschte Phantasie verlegt den Endpunkt des Ausschnittes nun natürlich beinahe bis an den Südpol, und das Volk einschließlich der Berliner Arbeiterschaft aller Schichten drängt sich neugierig und lachend schon lange vor 6 Uhr in Massen durch den Eingang. Die Rückenausschnitte werden gemustert, bewundert, getätschelt, obgleich sie wider Erwarten alle schon am Äquator enden — „denn sonst hat das Kostüm doch keinen Halt", erklären achselzuckend die Damenschneider, die Preisrichter sind, dem nach mehr verlangenden Publikum. Wenn man das Volk kennenlernen will, muß man es bei seiner Arbeit aufsuchen, sagt Gustav Freytag in dem Motto zu seinem „Soll und Haben". Man

Digitized by Google

kann es auch bei seinem Vergnügen aufsuchen und da lernen, daß es in der Tat keine zweierlei Moral für „Besitzende“ und „Proletarier“ gibt, sondern daß derselbe Zeitstrudel uns alle um und um dreht. In Berlin ist alles massenhafter, pompöser, vielleicht auch ein bißchen raffinierter. Aber genau so gut oder so schlecht wie in Berlin sind die Leute in Straßburg oder in Kyritz an der Knatter. Nur daß man in Kyritz sich noch etwas mehr vor der üblen Nachrede der Nachbarn fürchtet; in Berlin ist man, wenn man für eine Mark mit der Straßenbahn aus dem Westen in den Osten oder aus dem Norden in den Süden fährt, wirklich in einer — neuen Welt, in der einen keiner kennt und in der man sich nach Belieben austoben kann. Das ist ja die Zugkraft der Großstadt. Man kann untertauchen.

Dieses Verschwinden aus Aufsicht und Töpfegucken und Klatsch nutzt auch mancher ehrlich Ringende aus, um sich hier Verdienstmöglichkeiten zu schaffen, die daheim unmöglich wären. Da erscheinen plötzlich zwei liebe deutsche anständige Kleinstadtmädel bei mir, die sich auf alte Beziehungen von den Eltern her berufen. Sie treiben Musik und leben tagsüber von einem Eimer dicker Suppe, die sie sich aus der Volksküche holen. Das Geld dafür und für Kleidung und Studieren aber erwerben sie sich allabendlich von 8 bis 11 Uhr auf dem Podium eines üblen Kaffeehauses, in dem die Hefe verkehrt. Unberührt von den brandenden Schmutzwellen geben sie da oben gute Musik. Zu zweit ist man gefeit. Und sie jauchzen und danken Berlin. Früher nie gekanntes Verdienen wird auch in Gesellschaftsschichten geübt, in denen man es nie vermutet hätte. In einem Salon im Westen Berlins kredenzt die Dame des Hauses mir den Fünfuhrtee, man knabbert an dem kleinen Gebäck, man plaudert von alter und neuer Gesellschaft, man lebt von Erinnerungen. Eine der Damen, Frau eines verabschiedeten adeligen Stabsoffiziers, erzählt uns

Digitized by Google

Geschichtchen und ist schier unerschöpflich, eine wahre „Truth“ in deutscher Ausgabe. Ich schlage ihr in allem Ernste vor, sie solle ihr Plaudertalent durch Mitarbeit für Zeitungen ertragreich machen. „Ach nein, das erlaubt mein Herr und Gebieter nicht!“ Nun bietet sie mir eine Zigarette an, ich bewundere das köstliche Etui und frage, woher sie es hat. Ja, das ist ihr von einer holländischen Familie, Bekannten aus der guten Zeit, für eine Gefälligkeit geschenkt worden: Holländer, Dänen, Schweizer und andere Fremde kommen in Massen nach Berlin, um dank ihrer guten Valuta ganze Aussteuern „irrsinnig billig“ hier einzukaufen; da aber die Geschäftsleute ihnen, wenn sie persönlich und als Ausländer erkennbar in den Laden kommen, 100 Prozent und mehr Valutaaufschlag berechnen, lassen sie sich durch befreundete Deutsche die Sachen zu deutschem Preise besorgen und — zeigen sich dafür erkenntlich. Manche arme gebildete Familie lebt von dieser Vermittlung. Manche Gentlewoman-Einkäuferin erhält so alle die Ihrigen. Honny soit qui mal y pense.

Reichtümer werden dabei freilich nicht erworben. Auch ohne Eingriff des Wohnungsamtes, auch ohne Zuweisung von Zwangsmietern schränkt sich schon jeder ein, so gut er kann. Für die Schwiegermütter ist das goldene Zeitalter angebrochen. Früher ließ man sie mit ihrem Urväterhausrat allein, und das junge Paar baute sich sein eigenes Nest. Heute kriecht man gern bei Muttern unter und ehrt sie strikt nach dem vierten Gebot und führt friedlich gemeinsame Wirtschaft. So wirkt die Wohnungsnot erzieherisch. Mitunter sogar hochmoralisch. Mit allen Mitteln wird jetzt gegen die Junggesellen eingeschritten, die eine eigene Mehrzimmerwohnung haben, in der sie mit einer jungen Wirtschafterin hausen. Sie sollen nun Wohnraum abgeben, ihr Idyll sich zerstören lassen; und es hilft ihnen nichts, wenn sie noch so beweglich

Digitized by Google

den Berliner alten Vers herunterſingen: „Eener alleene, det is nich ſcheene; aber eener und eene, und denn alleene, det is ſcheene ...“ 21. Januar 1921

18

Die Orska kann aufatmen — Lucie Höflichs Entwicklung — Katharina die Große und Jekaterina Iwanowna — Das rote Lachen — Bei Lutter und Wegner — Gemalte Erinnerungen an E. Th. A. Hoffmann — Verſchwundene Stammtiſche — Die Vereine der Kriegskameraden — Amos, Kap. 5, Vers 21 und 22

Allabendlich flitzt ſonſt das lange gelbe Auto der Maria Orska wenige Minuten vor acht Uhr die Königgrätzer Straße entlang. Im Theater in der Königgrätzer Straße mimt ſie ja ſonſt allabendlich irgendeine Lulu von Wedekind oder Wilde oder Strindberg. Nun aber kann ſie gelegentlich mehrtägige Pauſen einlegen und ſtatt vor allem Volk nur daheim vor ihrem Gatten ſpielen, dem Baron Bleichröder, den ſie im vorigen Spätherbſt geheiratet hat. Im Theater in der Königgrätzer Straße wird ſeit geſtern ein neues Kaſſenſtück gegeben, die „Jekaterina Iwanowna“ von Leonid Andrejew, und das iſt nichts für Maria Orska. Das Stück wird von Lucie Höflich getragen, der blonden Königin aller jungen Herzen.

Es mag ſiebzehn oder achtzehn Jahre her ſein, als Lucie Höflich vor ſtaunenden Augen ein Märchenwunder erſtehen ließ, die „Schweſter Beatrix“ gab. Man glaubte ihr die Jungfrau Maria, die holdſelige Mutter Gottes. Sie bedurfte keines Glorienſcheins aus Flitter oder Blech oder aus Scheinwerferſtrahlen, denn ihr eigenes Krönlein aus geflochtenem goldenen Haar war mehr und gleißte um die Wette mit den

Digitized by Google

meerestiefen blauen Augen. Selbst die ältesten Theaterhabitués waren erschüttert. Zu der Innigkeit der ganzen Erscheinung trat eine Innigkeit der Hingabe, die beinahe nicht mehr Theater war; in Goethes „Faust" wurde Lucie Höflich das deutscheste Gretchen, das jemals ihr „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer" den bangen Lauschern zugesungen hatte. Unser irregeführter Geschmack, der sich an fremdländische, hysterische, näselnde Bübchen wie Moissi und andere Treibhausgewächse gewöhnt hatte, gesundete in der Atemluft der Höflich. Sie wurde reifer im Leben, reifer in der Kunst, stämmiger in ihrem Äußeren, stand in Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" am Waschtrog, spielte derb-naturalistisch die Pfarrersköchin, dann schalkhaft und drollig, zum Anbeißen, die Rössel-Wirtin. Es ist kein Wunder, daß auch der Film sie gewann. Unter all den Flimmersternen, die, mit wenigen Ausnahmen, durch ihr Gezappel die Unruhe noch vermehren, ist sie die hoheitsvollste Erscheinung, auch wo sie unbändig werden kann in Haß und Liebe und Leidenschaft. So geht sie heute als Katharina die Große über die Leinwand in tausend und mehr Lichtspielhäusern, sie, die lichteste unter allen Darstellerinnen Berlins.

Im Theater in der Königgrätzer Straße spielt sie jetzt Andrejews Jekaterina Iwanowna, die reine und keusche Frau, deren große Seele durch die philiströse Eifersucht des verständnislosen Gatten, durch seine fehlgehenden Revolverschüsse, mit denen das Stück nicht etwa schließt, sondern beginnt, erstickt wird. Nun erst taumelt die Frau, als Nachtwandlerin, die jäh angerufen ist, in fremde Arme. Ihr innerer Adel ist zerstört, zertreten, tot, ihr Mann hat Köstliches zerrissen und weggeworfen, haltlos schwankt Jekaterina Iwanowna von einem Buhler zum anderen, während ihr weibischer Gatte, der typisch dekadente Spießbürger, sie trotz allem umwirbt und klagt: „Katja, warum müssen wir

Digitized by Google

einander denn so wehtun?" Ein Abgrund starrt aus Jekaterina Iwanownas, aus Lucie Höflichs Augen; kalt weht es in den Zuschauerraum. Wie die gesamte neuere russische Literatur, ist auch das Andrejewsche Drama im Grunde weiter nichts, als diese einzige große bittere Frage, auf die keine Antwort gegeben wird. Der Nihilismus gibt sie: Unser Dasein ist sinnlos; alles Bestehende ist wert, daß es zugrunde geht, auch wenn das Wehtun vertausendfacht wird. Das Talentierte, aber durchaus Nichtschöpferische im Wesen Leonid Andrejews, der mehr Novellist als Dramatiker ist, tritt uns am schärfsten wohl in seinem Roman „Das rote Lachen" entgegen, den er unmittelbar nach dem russisch-japanischen Kriege schrieb. Die Heimkehrer, die er schildert, sind allesamt wahnsinnig. Sie begreifen nichts, sie erleben Ungeheures, haben aber nicht die Kraft, es zu verarbeiten. Das rote Lachen gellt schauerlich über das weite Rußland.

Auch in Deutschland haben wir es ja gelegentlich kennengelernt, nur daß es selten epidemisch wurde. In kleinem Kreise zuckt es auf, wenn der Alkohol eingeheizt hat. Jekaterina Iwanowna stellt sich halb bekleidet als Modell vor ihre betrunkenen Liebhaber hin. Nicht erlebt, aber geträumt wurden noch phantastischere Bilder in dem alten Berliner Weinkeller von Lutter und Wegner in der Charlottenstraße, dem einzigen „historischen" Keller aus dem 18. Jahrhundert, den die Reichshauptstadt überhaupt besitzt; geträumt damals, als E. Th. A. Hoffmann, der ehemalige Bamberger Musikdirektor und spätere Berliner Kammergerichtsrat, hier beim Weine saß und eine ehrenwerte und gesunde Zecherrunde seinen krausen Einfällen folgte. Nachher saß er nachts zu Hause und schrieb mit zitternden Fingern die Geschichte nieder. Alles war unwirklich geworden, schemenhaft, geisternd; das einzige Wirkliche seine Frau, die bei ihm sitzen und beruhigend auf

Digitized by Google

ihn wirken mußte, damit seine irrlichternden Gespenster ihn nicht in den Abgrund jagten. In dem primitiven, niedrigen, verräucherten Keller von Lutter und Wegner, dessen dicke Mauern Weindunst ausatmen, haben seither ganze Generationen bedeutender Männer gesessen. Die Erinnerung an E. Th. A. Hoffmann aber ist nun in einem neumöblierten Raume aufgefrischt worden, an dessen hellgelben Wänden leicht hingewischt, teils bunt, teils nur in flüchtigen Sepiastrichen, die Gestalten aus seinen sonderbaren Geschichten einherhuschen. Man ist also wieder einmal „stilvoll" gewesen, wie früher beim Umbau des alten Hofbräuhauses in München und sonstigen ähnlichen Barbareien. Der Literaturbackfisch mag mal in Begleitung von Onkel und Tante das saubere Hoffmann-Gewölbe aufsuchen. Der Stammgast aber geht nach wie vor in die alten, schlecht gekalkten Räume.

Bei Lutter und Wegner wird wohl auch mehr über Gerson und Ebert und Mikosch und Breitensträter gesprochen, als gerade über Hoffmann. Die literarischen Stammtische gibt es kaum mehr. Die Stammtische überhaupt bis auf die ganz philiströsen sind im Verschwinden. Die Zeiten, wo ich bestimmt wußte, daß ich zu bestimmter Zeit Adolph v. Menzel im Café Josty („Scht! Scht!" sagten die Kellner, wenn er eingenickt war) oder Strindberg im „Schwarzen Ferkel" oder Ernst v. Wildenbruch (über das Schachbrett gebeugt) im „Kaiserhof" vorfände, sind dahin. Kein Trojan präsidiert mehr der Kladderadatsch-Runde. In der Künstlerklause sitzen immer mehr Banausen im Schieberpelz. Der Fraktionsstammtisch der Rechten im „Siechen" existiert nicht mehr. Auch der „Regierende Stammtisch" an der Potsdamer Brücke, wo bei einem Glase Weihenstephan Exzellenzen in Zivil und Uniformen beieinandersaßen, war einmal. Es gab ein gewisses Mindestmaß an Gemütlichkeit, auf das man in der kaiserlich deutschen Zeit, wo doch im ganzen viel mehr

Digitized by Google

als heute gearbeitet wurde, nicht verzichtete. So konnte man den Landwirtschaftsminister v. Podbielski, der eine fabelhafte Arbeitskraft war, am Donnerstag mittag im Amte nicht treffen. Einmal suchte ich ihn versehentlich um diese Zeit auf. Aber sein Türsteher war sittlich entrüstet: „Na, heute ist doch niemand hier! Heute ist doch Donnerstag! Heute ist doch offizieller Frühschoppen bei Huth!" Diese Zeiten kommen wohl nicht wieder. Man hat, da Bildung und Besitz nicht mehr identisch sind, kein Geld für den Stammtisch. Nur neue Reiche halten da Heerschau ab, und dann meist in protziger Umgebung; Erzberger pflegte als Minister täglich bei Dressel unter den Linden zu frühstücken, und das kostet einem gewöhnlichen Erdenbürger doch die Einnahmen einer ganzen Woche. Was jetzt, aber in großen Zwischenräumen, sich noch zusammenfindet, das sind die Kriegsstammtische, wenn man sie so nennen darf. In Berlin und Vororten lebt ja immer eine erkleckliche Anzahl verabschiedeter Offiziere, und auf der Durchreise oder zu Geschäften in Berlin sind häufig genug ehemalige Offiziere aus dem Reiche. Dann treffen die Herren der alten Kriegstruppenteile sich zu einem Erinnerungsabend, und da wird dann „ein Garn gesponnen". Der eine oder andere der Kriegsteilnehmer bekommt noch heute eine „Charaktererhöhung", die er bei normalem Verlauf der Dinge übrigens sowieso bekommen hätte. Nicht jeder aber nimmt das Geschenk der republikanischen Behörde an. So wurde die Urkunde über die Verleihung des Charakters als Major von einem der damit Beehrten mit folgendem kurzen Anschreiben nach Berlin zurückgesandt: „An das Personalamt des Reichswehr-Ministeriums, Berlin W., Behrenstraße. Amos, Kap. 5, Vers 21 und 22. Freiherr Hiller v. Gaertringen, Königlich Württembergischer Rittmeister a. D." Man schlug wißbegierig in der Bibel nach und las daselbst folgendes: „Ich bin euren Feiertagen gram und

Digitized by Google

verachte sie, und mag nicht riechen in eure Versammlung. Und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speiseopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran; so mag ich auch eure feisten Brandopfer nicht ansehen." 27. Januar 1921

19

Kaisers Geburtstag im Nationalen Klub — Auf dem Pressefball — Statt berühmter Männer kostbare Toiletten — Je-ka-si — Die Saharet ist wieder da — „Das Liebesleben der Dubarry" — Die Maskenballsucht — Womit Ententeoffiziere zahlen

Die Aufrechten und Getreuen in Berlin haben Kaisers Geburtstag begangen, meist damit, daß es zu Mittag diesmal das Sonntagsessen gab und Vater nachher den Kindern von der schönen früheren Zeit erzählte. Hier und da hat man auch in größeren Kreisen sich zusammengetan. Im Nationalen Klub in der Sommerstraße, dessen schwarzweißrote Fahne — provozierend, wie ein ängstlicher Demokrat drüben am Fenster im Reichstag erklärte — zu den Parlamentariern hinübergrüßte, gab es ein Festessen nach alter Art, nur schlicht und einfach für 10 Mark das Gedeck. Dazu eine leider anderthalbstündige Rede und noch andere Reden hinterher. Da haben die Engländer mehr Stil an Königs Geburtstag. Der Jüngste in der Tafelrunde erhebt sich mit seinem Glase und sagt: „The King!", darauf der Älteste mit seinem Glase und antwortet: „God save the King!"; das ist alles, und es macht Eindruck. Im übrigen sah man unter den mehr als zweihundert Festteilnehmern im Nationalen Klub diesmal die meisten Großen der Krone aus der alten Zeit, die hier unter Gesinnungsfreunden ihre Erinnerungen und — ihre Hoff-

Digitized by Google

nungen austauschen konnten. Ein bißchen zu sehr die Großen; ohne Halsorden kam man sich fast halbnackt vor.

Am Sonnabend darauf das Gegenstück: die große Parade des neuen Deutschlands auf dem Presseball. Bis auf wenige in republikanische Dienste übernommene Reichsbeamte und Verwaltungsoffiziere nichts mehr aus der alten Zeit, abgesehen von der zeitlosen Presse, aber auch die nur in wenigen Exemplaren. Sonst viel neuer Reichtum und neue gesellschaftsfähige Parteien bis zu dem „Kommunisten" Herrn Cassirer und anderen Umstürzlern, die hier die Toilette ihrer Frau zur Schau stellen. Dazu viel Theater, viel Film. Von wem die Kostüme geliefert sind, das ist die Hauptsache, und das steht mit Firma und Straße und Hausnummer tags darauf in den Berliner Morgenblättern, zum Teil sogar mit Strichzeichnungen, die also schon vorher angefertigt waren. Die Trägerinnen der kostbaren Roben sitzen in den Logen, die Männer als Besitzer im Hintergrunde. Davor drängt und schiebt sich das tausendköpfige Publikum wie vor den Käfigen im Zoologischen Garten. Das ist der Presseball. Daneben wird natürlich auch ein bißchen getanzt, obwohl weniger Platz da ist als an Frosttagen in den städtischen Wärmehallen. Man läßt auch die Pfropfen knallen; dann greift man in die Tombola und ist gegen Mitternacht um einen ganzen Ballen Papiergeld erleichtert. Früher ging man zum Presseball, um Männer zu sehen, berühmte Männer, und hin und wieder gab es ein neckisches Bild: etwa den baumlangen Bethmann Hollweg, dem Stettenheim als der kleinste Berliner Pressevertreter vorgestellt wird. Heute geht man zum Presseball, um Toiletten zu sehen, kostbare Toiletten; diesmal sind sie überraschend dezent, ohne gewagte Rückenausschnitte, aber sie funkeln von Silber- und Goldbrokat und von allerlei Pailletierung, wie es sich für unser republikanisches Schieberzeitalter geziemt. Am nächsten Tage erhebt die rote Presse

Digitized by Google

ein Pharisäergeschrei. Wie könne man an diesem Tage, an dem die neue Pariser Erpressernote eingetroffen ist, solche Feste feiern! Ja, wie kann man nur, möchten wir auch die zahlreichen roten Größen fragen, die im Strudel mitmachen.

Die Entrüstung der Zeitungen hilft nichts. Auch behördliche Verbote wirken nicht. So zwischen Januar und März ist nun einmal winterlicher Hochbetrieb im Berliner Leben. Theater und Varietés sind überfüllt. Den größten Zulauf hat das neue Riesen-Varieté, die Skala im ehemaligen Eispalast, wo unter dem Schlachtruf „Je-ka-fi" — jeder kann filmen — die Kassenrapporte ins Ungeheure schwellen. Tag für Tag ist das Publikum hingeströmt und hat die teuren Eintrittspreise bezahlt, um sich auf die Bühne zu drängen und vor den Kurbelkasten zu kommen. Je-hä-si-fü-sta, jeder hält sich für'n Star, und jeder hofft auf den ersten Preis. Diese Talentlotterie hat besonders unsere Arbeiterschaft beider Geschlechter angezogen. Der Hauptgewinn ist an einen Handlanger ausbezahlt worden. Aber einen Star hat man nicht entdeckt. Jetzt werden die kleinen Stücke, die das Publikum gefilmt hat, allabendlich über die Leinwand abgerollt, und alles wälzt sich vor Lachen, wenn es sieht, wie Fritze Müller bedeutsam das Gesicht verzerrt und Lotte Schulze hilflos mit Armen und Beinen schlenkert.

Auch das Filmen will gelernt sein. Der Glaube an die unentdeckt schlummernden Talente unter Nichtfachleuten, den wir in den Regierungen aller deutschen Länder schon so teuer haben bezahlen müssen, hat einen neuen Stoß bekommen. Bekehrt und reuig sucht man wieder, auch im Varieté, die Fachartisten auf. Ins Apollotheater ist eine alte Bekannte eingekehrt, die Saharet, die sogenannte australische Tänzerin. Der kleine schwarze Satan mit den Kautschukgliedern, mit dem Wuppdich und der roten Rose oben auf der Frisur, dieser lachende Wirbelwind des Podiums lebt also immer noch.

Digitized by Google

Es ist schon lange her, daß die Saharet die erste Begeisterung bei den ernstesten Männern Deutschlands auslöste, damals, als der Afrikareisende Eugen Wolf in einer angesehenen Zeitschrift einen Panegyrikus auf sie schrieb und der Maler v. Lenbach sie für vierzehn Tage — unter Zahlung ihres märchenhaften Wintergarten-Gehalts — zu sich einlud, um sie mit seinem Pinsel zu verewigen. Man darf eigentlich gar nicht sagen, wann dieses „Damals" war. Nun, damals war die kleine Tochter der Saharet drei Jahre alt, und heute ist diese Tochter wohl schon längst ehrsame Mutter und Hausfrau. Enfin, damals war die Saharet selbst noch, obwohl sie mit 16 Jahren geheiratet hatte, ein Kind. Auf der Bühne eine Augenweide in ihrer flirrenden aparten Gewandung; über ihre apfelgrünen Dessous, über ihre siebzehn Volants, die nach wenigen Tagen als verstaubt immer wieder weggeworfen werden mußten, um neuen blütefrischen zu weichen, hat Eugen Wolf einen ganzen ästhetischen Leitfaden zusammengeschrieben. Im Leben aber eine kleine, blasse Marjell, schlicht und bescheiden und zutraulich. Sie holte mich einmal, nachdem sie morgens schon ein paar Stunden gearbeitet, im Hotel ihre Beinschwünge und das Spagat geübt hatte, zu einer Radpartie ins Wäldchen dicht bei einer deutschen Großstadt ab, zusammen mit einem bekannten Künstler, und erschien dazu in einer einfachen Hemdbluse aus Kattun ohne Schlips. „Ja, der eine is kaputt, der andere wird gewascht!" bemerkte entschuldigend die Besitzerin einer ganzen Waggonladung von Tanztoiletten. Damals tanzte sie allein und verdiente ein Heidengeld. Wenn sie einmal erst 400 000 Mark habe, so in fünf oder sechs Jahren, dann höre sie auf, kaufe sich ein Gut und tanze nur noch zu Hause auf dem abgeräumten Speisetisch, sagte sie mir. Aber die Unkosten des Berufes, des Reisens mit Mann und Sekretär und Zofe und Schneiderin, sind groß und die 400 000 Goldmark anscheinend noch nicht beisammen. Als die Saharet

Digitized by Google

älter wurde, tanzte sie zu zweit, um einen „spanischen" blauraſierten Partner herum, dessen Gorillagesicht ihre eigene Schönheit heben sollte. Einige Jahre später trat sie schon inmitten einer Gruppe von Tanzmädchen auf, so wie ja auch ältere Masseusen „junge Assistenz" sich zulegen. Heute erscheint sie nach langer amerikanischer Verschollenheit während des Krieges mit einem ganzen Varieté von 150 Mitwirkenden, die unter dem Titel „Das Liebesleben der Gräfin Dubarry" Szenen vom französischen Rokokohofe aufführen, wieder in Berlin. Ihre Gelenkigkeit aber hat sie behalten. Sie wirbelt über die Bühne, daß einem Hören und Sehen vergeht. Ganz Berlin staut sich vor dem Apollotheater in der Friedrichstraße und begrüßt seine alte Liebe.

Zum Besuch aller Vergnügungsstätten hat „man" ja heute Zeit und Geld genug. Die Maskenleihgeschäfte machen, wie sie übereinstimmend erklären, diesmal glänzende Geschäfte, namentlich mit einfacherem Publikum, das die Gebühr von 100 bis 150 Mark für einen Abend gern bezahlt. Es scheint ein Widerspruch dazu zu sein, wenn gleichzeitig die Besitzer unserer größten Säle sagen, der Karneval 1921 werde eine aufgelegte Pleite, da man kaum mehr ein volles Haus habe, bestenfalls ein Drittel der sonstigen Gäste. Das stimmt. In den Riesensälen wird von den Unternehmern der Vergnügungen meist ein zu hohes Eintrittsgeld, 80 Mark und mehr, erhoben, und zu wenig dafür geboten. Aber die kleineren Etablissements sind gespickt voll. Maskenfeste, sogar in ganz engem Zirkel, nehmen überhand. Es gibt Dienstmädchen in der geschätzten Metropole des Reiches, die zweimal wöchentlich im Maskenkostüm die Nacht durchtanzen. Sie sind trotzdem am nächsten Tage sicher auf ihren Beinen; bloß die Teller und Gläser in ihren Händen nicht. In einer Pfarrersfamilie im Norden — auch die Pfarrer müssen heute ein Auge zudrücken — stellt die Donna sich vor jedesmaligem Ausgehen

Digitized by Google

im Kostüm ihrer Herrschaft vor, die dann alles bewundern muß, damit ihr nicht sonst die Kündigung überreicht wird. Am vorigen Mittwoch kam das Mädchen in Reitstiefeln mit Trikotbeinen an. „Ick jeh als Schokei!" Dabei hat die Gute gut anderthalb Zentner Lebendgewicht.

Die in jeder Beziehung „leichteren" Damen Berlins haben jetzt, wie sie sagen, ihre große Chance; denn es wimmelt nur so von gebefreudigen Ausländern, namentlich Offizieren der Überwachungskommissionen der Entente. Die durchschnittlich etwa 12 000 Mark, die die deutsche Regierung (monatlich!) an jeden Herrn der hohen Kommission zahlt, langen aber doch nicht hin und nicht her bei den teuren Preisen für Sekt und Gänseleber. Man versucht, die kleinen Einnahmen hin und wieder aufzubessern. Die hohe Kommission hatte vorgeschlagen, sie wolle ihren Herren für ihre so notwendigen vielen Reisen die Fahrkarten kaufen und mit den Reisespesen liquidieren. Oh, meinte das Auswärtige Amt (Verbeugung), das macht doch viel zu viel Mühe. Wir geben Blankoformulare aus (Verbeugung), da brauchen die Herren nur die Zielstation auszufüllen (Verbeugung) und bekommen am Schalter gegen den Schein die gewünschte Fahrkarte ausgehändigt (Verbeugung). Voilà; man füllt einen Blankoschein nach Karlsruhe aus, läßt sich dafür eine Karte holen und schenkt sie à la petite Marie. Die geht nach Abgang des Zuges zum Fahrtdienstleiter und erklärt, sie hätte leider die Reise nach Karlsruhe nicht machen können, das Auto wäre so langsam gefahren. Anstandslos wird die Nichtbenutzung der Fahrkarte bescheinigt und la petite Marie erhält 500 Mark in bar. 3. Februar 1921

Digitized by Google

20

Ludwigs XV. Hirschgarten — Im „Palais der Friedrichstadt“ — Die alten Amorsäle — Richard Strauß dirigiert seine „Josephslegende“ — Lilla Durieux — Cassirers und Harry Graf Keßler — Wenn Ernst Moritz Arndt auferstünde! — Denunziantentum — Bei Frau v. Kühlmann-Friedländer-Fuld — Die stolzen Ententeoffiziere — Im Urteil der Schüttler

Also man sitzt im Apollotheater und sieht sich an, was die Spekulation auf den schlechten Geschmack eines angeblich republikanischen Publikums uns bietet. Ludwig XV. in seinem „Hirschgarten“ mit sehr viel Weiblichem. Gut Angezogenem, wie der Saharet, und schlecht Ausgezogenem, das lebende Bilder mimt. Endlich kriegt Ludwig XV. die schwarzen Pocken, die Dubarry-Saharet wird zum Schaffot geschleppt; Paris brennt, der Vorhang schließt sich. Da erscheint davor der schwarze Lockenkopf der immer noch Berückenden und bittet um Gehör. Stille ringsum. „Ich uar mit mein Hörz immer in Deutsländ, ich ueinte immer mit Deutsländ uährend das sreckliche Krieg!“ Die Sentimentalen applaudieren begeistert die Geschäftstüchtige. Noch einmal öffnet sich im Vorhang ein kleiner Schlitz in reichlich Manneshöhe, und ein Händchen winkt. Ein Händchen? Nein, ein Füßchen. Für die Saharet ist das ein Kinderspiel. Sie ist die wildeste und doch dezenteste Cancan-Tänzerin, die es je gegeben hat; selbst unter dem zweiten Kaiserreich in Paris gab es nicht ihresgleichen.

Für die Unersättlichen, die so früh am Tage nicht nach Hause wollen, winken abends nach Schluß der Vorstellung noch andere Genüsse. Im Torgang werden den Hinaus-

Digitized by Google

strömenden die Reklamezettel in die Hand gedrückt. Das ist heute in Berlin überall so, im Süden wie im Norden, im Westen wie im Osten. Auf ins Palais der Friedrichstadt! Nun stehen wir, in der Besselstraße, davor. Du liebe Güte —, das sind doch die Amorsäle! Richtig. So hießen sie bis vor kurzem. Und waren schon seit Generationen so bekannt wie früher Emberg oder das Alte Ballhaus. Da ging der Leutnant, der nach Berlin zur Zentralturnanstalt kommandiert war, „der Boxer", nach harter Tagesarbeit hin und übte weiter seine Muskeln und Sehnen, tanzte bis zum Umfallen seinen Jugendüberschwang aus. Es waren nicht gerade Damen der guten Gesellschaft da. Bewahre. Friedrichstraßengirls. Irgendein dicker Wollonkel aus der Provinz saß da und zahlte ihnen den Schampus, der eine horrende Summe kostete, wohl 7½ Mark die Flasche. Der Leutnant — in Dutzenden von Exemplaren — aber tanzte. Trank nicht, weil er nicht das Geld dazu hatte und weil man dann noch mehr schwitzte, sondern tanzte, tanzte, tanzte unentwegt. Wie oft hat der gute Paasche, der später als Kapitänleutnant a. D. etwas übergedreht wurde und bei den Kommunisten endete, um schließlich unter einer Polizeikugel zu fallen, hier sein Tanzbein geschwungen. Und noch manche andere. Ganze Rangliſten-Jahrgänge tauchen vor mir auf; neben dem Boxer auch mancher „Schießschul-Karl", der dann morgens aus den Amorsälen zum Anhalter Bahnhof hinüberflitzte, im Zuge bis Jüterbog im Handumdrehen eine eiserne Ration voll schlief und dann mit hellen Augen auf dem Übungsplatz die heransausenden Kavallerieſcheiben zusammenschoß. Nur die Kriegsakademiker ließen sich in den Amorsälen wenig blicken. Studieren und Tanzen verträgt sich nicht. In der guten alten Zeit galten diese Säle als das Zentrum des Sündenbabels. Fragte ein Fremder in der unteren Friedrichstraße einen Jungen, wo es zu den Amorsälen hinginge,

Digitized by Google

dann war oft ein pfiffig-freches Lächeln die Antwort: „Det derf ick jarnich wissen, da bin ick noch ville zu kleen zu!“ Und nun sind die alten Amorsäle ein „Palais der Friedrichstadt“ geworden, die gewöhnliche Halbwelt drückt sich mißmutig darin herum, denn die Herren kommen schon meist in Begleitung, mitunter der eigenen Frauen, trinken für sich die Flasche sauren Mosel zu 80 bis 120 Mark und — sehen dem Tanzen zu, dem Berufstanzen ausgezogener Mädchen von Narbias sogenanntem Schönheitsballet, deren Umhüllung im wesentlichen nur aus der etwas abmildernden violetten Beleuchtung besteht. Es ist möglich, daß irgend jemand, der aus Hinterniedertupfenhausen hierher verschlagen wird, sich darüber aufregt. Die große Mehrheit der Zuschauer findet die Sache nachgerade stumpfsinnig. Jede Übertreibung stirbt an sich selbst. Vielleicht kommt schon sehr bald die Zeit, wo man in Berlin, aber auch in Paris und London, wo es nicht viel anders zugeht, für einen Menschen von vorgestern, für kulturlos gehalten wird, wenn man zu dem plebejischen Vergnügen der Nackttänze überhaupt noch hingeht.

Wer ein einziges Mal sich in unserer Staatsoper, die unter der Leitung ihres Intendanten v. Schillings ein erfreuliches Streben zeigt, etwa die Tänze in der „Josephslegende“ ansieht, der fühlt sich von der übrigen Berliner Tanzerei wie entsühnt. Die Premiere und die zweite Aufführung sind vorüber. Das eine wie das andere Mal saß Richard Strauß selber am Pult und führte in seiner unaufdringlich leisen und zwingenden Art den Taktstock. Es ist nicht ein innerer Dämon wie bei Richard Wagner, der diese Musik gebiert. Man wird bei Strauß nie den Eindruck los, daß ein ungeheurer Verstand mit uns spielt; ihm steht das Handwerkliche seiner Kunst so sehr zur Verfügung, daß er nichts, was es zwischen Himmel und Erde gibt, nicht sofort in Tönen malen könnte. Tausend Heinzelmännchen, seines Winks gewärtig,

Digitized by Google

sind für ihn die Noten, die Instrumente. Aber im Nu sind wir auch in seiner Hand. Goethe hat einmal, nachdem er sich lange Zeit hindurch gegen die Musik fest verschlossen hatte, wieder gute Musik gehört und von ihr gesagt: „Sie faltet mich auseinander und öffnet mir die geballte Faust.“ So ist es. Auch bei Strauß. Ob man will oder nicht, man wird auseinandergefaltet; mit erst recht offenen Sinnen folgt man dann auch den Vorgängen auf der Bühne und erkennt dankbar und staunend, wie begnadet wir Deutschen doch sind, daß auch unsere ärmsten Zeiten so musikreich waren; daß der jeweils größte Meister der Töne immer ein Deutscher war, und daß wir heute, bei dem Mangel von Führertalenten auf manchem Gebiete, doch in der Musik einen Richard Strauß den unsern nennen können. Die „Josephslegende“ erlebte ihre Uraufführung kurz vor dem Kriege in Paris und machte den Komponisten zum Ritter der französischen Ehrenlegion. Damals lag ganz Westeuropa dem deutschen Genie zu Füßen. Allerdings ist auch kaum etwas für die dortigen Snobs geeigneter als diese getanzte Legende voll wortloser Leidenschaft und ungeheurer orientalischer Pracht. Keine Oper; ein Ballett. Aber es hat es in sich. Potiphar, ein Mann von königlichem Reichtum in Ägypten, will seine Frau, die die Vulkane in sich unter Eis erstarren läßt, zu Leben und Liebe erwecken. Händler kommen und breiten Kostbarkeiten aus, Tänzerinnen erscheinen und farbensatte Schönheit leuchtet auf; wie ein Steinbild sitzt die finstere Potiphar neben dem finsteren Gatten. Tilla Durieux. Das Tigergesicht aus dem schwülen Dschungel. Man fühlt, wie es in ihr kocht, wie sie den ganzen Trödel verachtet, wie sie im nächsten Moment, aus ihrer bronzenen Ruhe jäh aufspringend, den Gatten erwürgen könnte. Da naht der junge Sklave Josef, der Hirtenknabe, des Gottes voll, und tanzt seinem Gotte zu Ehren, wie später König David vor der Bundeslade, einen ganz un-

Digitized by Google

sinnlichen Tanz hymnischer Begeisterung, das Antlitz und die Arme zum Himmel erhoben. Nun zuckt es in dem Tigerweibchen. Langsam krallen sich die Finger. Die Augen trinken den reinen Jünglingsleib voll verzehrender Gier; es glimmt in ihnen von wildem Durst. In der Nacht darauf tanzt Frau Potiphar vor dem Schlaflager Josefs um seine Liebe, wie nur eine Tilla Durieux um Liebe tanzen kann. Sie ist nichts weniger als elfenfüßig. Tut nichts. Sie tanzt mit den heißen Augen, mit den fiebernden Brüsten, mit der ganzen zitternden Körperhaut, sie tanzt sich, noch erschauernd, in Josefs hauchzarten Mantelumwurf hinein, nachdem sie den Jüngling selbst schon den Häschern und Henkern überantwortet hat. Die Männer mit den glühenden Zangen aber brechen nieder, die Ketten fallen von Josef ab, unter himmlischen Chören steigt er zur Erscheinung des rettenden Erzengels empor. Die Potiphar erwürgt sich mit ihrer Perlenschnur.

Kein Wort. Nur Bild und Musik. Aber wie ein Träumender geht man, großer Erlebnisse voll, von hinnen. Man war ganz im Bann. Nichts Unreines ist trotz der „gewagten" Szenen emporgestiegen. Dazu hat das Tongewoge uns zu fest an der Hand gehalten. Alles malt es, lebt es. Es atmet mit der schlafenden Reinheit Josefs. Es jubelt über seine Rettung mit allen Engeln.

Und das ist das Große an der Kunst, daß sie uns auch alles Menschlich-Allzumenschliche vergessen läßt. Diese Tilla Durieux, die Frau des „Kommunisten" Cassirer, hat in Zürich während des Krieges öffentlich französische Chansons gesungen. Ihrem Mann war dort wohler als an der Front, an die man ihn vergeblich einzuberufen versuchte. Im Leben machen es Cassirers-Potiphars nicht ganz wie in den lichten Sphären der Kunst. Einst hatte Tilla Durieux mit dem Berliner Polizeipräsidenten Traugott v. Jagow ein fesselndes Gespräch

Digitized by Google

über Theaterdinge, die zu seinem Bereich gehörten — offen, bei einer Probe im Theater. Er wünschte Fortsetzung des Gesprächs bei anderer Gelegenheit. Da ging sie zu ihrem Gatten, und der überlieferte Jagow-Josef zwar nicht dem Henker oder forderte ihn, zeitgemäßer, vor die Waffe, aber machte aus der harmlosen Affäre ein weniger harmloses Artikelchen für seine Kunstzeitschrift. Es ist eben alles Politik, alles Geschäft. Intimus des Hauses Cassirer aber ist Graf Harry Keßler, der mit Hofmannsthal zusammen das Ballett der „Josephslegende" entworfen hat. Sein preußischer Adel stammt von 1879, seine Grafenkrone von 1881 aus dem Fürstentum Reuß-Schleiz, geboren ist er als Sohn einer Engländerin in Paris. Während des Krieges war er, wie Cassirers, in der Schweiz, wo er wahllos deutsche Tingeltangelgesellschaften importierte, da er als Leiter — der deutschen Kunstpropaganda angestellt war. In seinem Wappen trägt er nicht umsonst den Pegasus. Nach der Revolution saß er natürlich da, wo er hingehörte, nämlich weit links, wenn er auch bei den Kommunisten, wie Cassirer, meines Wissens noch nicht aufgetaucht ist. Für die Snobs schreibt er Ballette, für das Volk Broschüren über das Kinderelend in Berlin.

Gott sei Dank, daß man im Opernhaus selbst so hingenommen ist, daß dergleichen Erinnerungen nicht über die Bewußtseinsschwelle dringen. Draußen im Leben gibt es Ernüchterndes genug. Wenn auch noch nicht französische Chansons in jedem Tingeltangel gesungen werden, wenn auch der Versuch, ein Montmartre-Cabaret mit Pariser Dirnenliedern bei uns einzuführen, bei den Berlinern keine Liebe gefunden hat, so spielt doch jeder Leierkasten den Sambre-et-Meuse-Marsch mit seinem reißenden Rhythmus, so nimmt doch die gesellschaftliche Achtung statt Ächtung alles Feindlichen und Fremden immer noch zu. Da liest man immer, daß es unserem Volke an einem Führer fehle. Aber würde,

Digitized by Google

wenn er erschiene, nicht das Volk dem Führer fehlen? Man denke sich, daß ein Mann, wie der glutvoll-fromme Ernst Moritz Arndt, heute wieder aufstünde und in die Nation seine Verse schleuderte:

„Es ziehen die Dämonen,
Schwanger mit Blut und Schmach;
Doch die auf Sternen wohnen,
Senden die Rache nach!" —

was wäre dann die Folge? Damals, zwischen 1807 und 1813, lechzte alles, hoch und gering, danach, das Joch des Fremden abzuschütteln, heute würde ein Arndt sofort von Deutschen der Entente denunziert werden. In Breslau hat ein Gymnasiast, Sohn des Zentrumsabgeordneten Landgerichtsrats a. D. Zimmer, an das französische Konsulat einen französischen Brief geschrieben, in dem er einen seiner Lehrer bezichtigt, daß er der Jugend verbotene militärische Ideen einimpfe. Die feindlichen Überwachungskommissionen aber können sich vor Briefen kaum retten, in denen deutsche Arbeiter, hoch- und blaßrote, immer wieder deutsche Fabriken der Anfertigung verbotener Ausrüstungsstücke anschuldigen. Gleichzeitig werden die Mitglieder dieser Fronvogt-Ausschüsse von allen Seiten umworben: Damen der ersten Gesellschaften tanzen mit ihren Offizieren, Mädchen aus dem Volke „gehen" mit ihren Soldaten.

In Berlin leben etliche jüngere Diplomaten der vornovemberlichen Zeit, auch solche, die ihre Schrittmacher waren, und warten auf ihren Stern. Manche in so guten Verhältnissen, daß sie trotz Teuerung und Notopfer ein großes Haus machen können. Kühlmann, dessen Bukarester nächtliche Eskapaden längst vergessen sind, hat die viele Millionen schwere Tochter des verstorbenen Friedländer-Fuld geheiratet, des Kohlenhändler-Magnaten, in dessen Palais am Pariser Platz zu Berlin so viel Raum war, daß — im Winter-

Digitized by Google

garten im Hause selbst ein Tennis-Court angelegt werden konnte. Die junge Friedländer wollte zuerst einen etwas östlichen Fürsten heiraten und lernte eifrig Russisch. Dann heiratete sie einen ebenso westlichen Beinahe-Lord, der in einem Kontor in Hamburg arbeitete, ein eigenes Palais in der Berliner Bendlerstraße nebst Mitgift erhielt, aber die Frau als Beilage ablehnte. Es kam zur Scheidung. Nun hat Kühlmann die Geschiedene, das Geld, die Palais und veranstaltet Feste und lädt ehemalige Kollegen dazu ein. Auch der Freiherr v. Lersner geht neulich hin und erschrickt: in allen Sälen ist es voll von Ententeoffizieren. Er stellt Herrn v. Kühlmann, der entschuldigt sich und sagt, das Einladen besorge seine Frau, die Friedländer, und nötigt Lersner zum Bleiben. Schickt am nächsten Tage auch noch einen „aufklärenden" Brief hinterdrein. Es vergeht einige Zeit, es kommt eine neue Einladung, Lersner geht hin und findet wieder die fremde Gesellschaft vor, macht diesmal allerdings kurz Kehrt und verschwindet.

Wer da meint, daß man auf gesellschaftlichem Boden in Völkerversöhnung machen könne, dem sei ein kleines Nachspiel erzählt. Eine Dame, die mit bei Kühlmanns war, begegnet danach auf der Straße ihrem Tischherrn, einem Ententeoffizier, der sie fast streift, aber nicht grüßt. Er wird von dem deutschen Begleiter der Dame auf deren Bitte gestellt und erklärt nun wörtlich: „Im Salon mache ich mir schließlich nichts daraus, mit einer deutschen Dame zu verkehren, aber auf der Straße grüße ich keine Angehörigen des feindlichen Landes!" So tief in Schanden waren wir noch nie. Aber alles beugt sich vor den Fremden, bis zu den „Schüttlern" herab, die in deutscher Uniform auf den Bürgersteigen kauern und Mitleid heischen. Sie sagen vergnügt, die nobelsten Leute seien die der Entente. Unsere Ententebüttel kosten uns fünfzehn Milliarden jährlich, die wir

Digitized by Google

schwer abarbeiten müssen. Die Schüttler aber schmunzeln. Ihre Tageskasse beträgt mitunter über 300 Mark. Es gibt sehr viele Schüttler in Deutschland; auch solche, die sich nicht schütteln. 10. Februar 1920

21

Mystizismus in den Großstädten — Mucks neue Schar — Die „Passion" im Großen Schauspielhause — Dadaistische neue Lyrik — Mister Meschugge — Berliner Abzählverse — Die Osthafendiebstähle — Die einfache Stütze und der Müllkutscher

Die Hirne sind nach der großen Erfolglosigkeit von 1918 dumpf und leer, aber in den Herzen brodelt es nach einer Entsühnung von 1921; je unklarer der Kopf, desto drängender das Gefühl. In einer solchen Zeit, in der der Genesungswille sich langsam zum Licht emportastet, gibt es noch viel Krankhaftes und Fiebriges. Niemals waren die Okkultisten, Geisterbeschwörer, Kartenlegerinnen, Kaffeesatzpropheten, Gesundbeter und sonderbaren Heiligen jeglicher Art so überlaufen wie heute. Wirklich Gesundes ringt sich freilich auch durch. Die im größten Teile Deutschlands vorgenommenen kirchlichen Wahlen haben uns auf religiösem Gebiete nicht revolutioniert, haben keinen roten Hunneneinbruch gebracht, sondern im Gegenteil eine Zusammenballung und Verstärkung der gläubig positiven Gemeindevertretungen. Heinrich Heine hat in seinem infernalischen Haß einmal gesagt, das Christentum sei eine Ideenwanze, die schon vor zweitausend Jahren zertreten worden sei, aber immer noch stinke. Er und seine Nachbeter zerfallen und stinken, könnte

Digitized by Google

man weit eher sagen; und der Glaube lebt und ist ewig. Auch der Sowjetstern der Trotzki-Braunstein und Hoffmann-Levi siegt nicht über das Kreuz. Nur weiß noch nicht jedermann den Weg, der zur Höhe führt; man irrt in Dschungel und Gestrüpp. Vielfach erinnert dieses Irren an die Zeiten der Wiedertäufer und Bilderstürmer, gibt sich als Reformation der Herzen aus und endet in der tollsten Verstrickung der Sinne oder in Hochstapeleien kleiner Geschäftspropheten. Die „Neue Schar", die von Thüringen ausging, wie einst der Wandervogel von Mecklenburg-Strelitz, ist mit ihrem Phantasmus, uns durch Volksreigen und Singsang zu heilen, bis in die Asphaltwüste, bis in die Vororte Berlins gedrungen. Jetzt endlich hat man dem Propheten Muck auf der Leuchtenburg das Handwerk gelegt. Eine seiner Jüngerinnen ist mit einem „kleinen Malheurchen" niedergekommen, eine zweite erwartet es. Die Entsühnung von 1921 nach der furchtbaren Irrtumssünde von 1918 kommt nicht durch Reigentänze zu uns, aber auch nicht durch Tischrücken und religiöse Hysterie.

Wir können mit dem Weibervolk vom Herbst 1918 nichts anfangen, das auf den Straßen sich zusammenrottete und schrie: „Was geht uns Elsaß-Lothringen an? Wozu brauchen wir eine Ostmark? Unsere Männer wollen wir haben! Butter wollen wir haben!" Viele von diesen sind inzwischen still und nachdenklich geworden. Mitten in dem korrybantischen Taumel der Weltstadt tauchen immer mehr stille und fragende Gesichter auf, und ein Suchen und Raunen und Rufen nach einem, der Antwort geben könnte, geht durch die Menge. Am Ende schlägt die Konjunktur um, sagen sich die Fixesten unter den Theaterleitern. Versuchen wir es mal mit Mystik! Herr Holländer bringt also in der Riesenscheune des Großen Schauspielhauses die „Passion" von Schmidtbonn nach einem mittelalterlichen Kirchenspiel zur Aufführung,

Digitized by Google

natürlich mit allen sogenannten Schikanen, mit Beleuchtungseffekten, mit Engelchören aus der Höhe der Kuppel, mit wundervoll gestellten Bildern. Die Kostüme sind freilich weder die uns aus der biblischen Geschichte gewohnten klassischen, noch auch orientalisch, sondern deutsch-mittelalterlich, etwa wie der große Düsseldorfer Maler v. Gebhardt für seine religiösen Motive sie braucht. Auch Schmidtbonns Verse, so schön das Werk im übrigen sein mag, sind manchmal Literatur. Vor allem aber fehlt in Berlin die Hauptsache: die Einfalt und Innigkeit des Publikums. Man ist ästhetisch ergriffen, wenn die Szene — dann aber nicht in der Arena der Dreitausend, sondern im engen Rahmen der „Guckkastenbühne" im Hintergrunde — besonders malerisch wirkt, aber das ist auch alles. Man ist eben nicht in Oberammergau. Auch dort ist der „Christus" Lang ein Mensch gewesen, dem Amerikanerinnen Heiratsanträge machten, aber das Land ringsum atmete doch Andacht, während man hier dazu nicht kommt. Der Heiland von gestern ist der Danton von heute; und übermorgen wird „Die Nacht der Frauen" im Großen Schauspielhause ihren Prunk entfalten, sagt sich der Premierenbesucher der „Passion".

Die eigentliche geistige Elite des Volkes geht in Berlin überhaupt kaum mehr ins Theater. Man hat wenig Zeit und noch weniger Geld in diesen Kreisen. Die heutigen Theaterbesucher aber suchen den Nervenkitzel jeder Art und rechnen dazu auch solch „ausgefallene" religiöse Stücke. In der Malerei, in der Dichtung werden ja auch Sachen gekauft, die kein Mensch zu seiner innerlichen Erhebung benutzen kann. Man will sich graulen oder man will lachen, auf jeden Fall aber modern und „up to date" sein und nichts versäumt haben. Die Klexereien der Gruppe Sturm werden wahrhaftig gekauft und ebenso die Verse der Dadaisten. Neuerdings werden diese wenigstens wieder etwas verständlicher,

Digitized by Google

kommen wenigstens wieder auf die Stufe des Absynthpoeten und Revolutionshanswurstes Erich Mühsam zurück.

„Am Nabelstrang erwürgt die Zukunft.
Vom Himmel fällt der Mond
Und platzt, gespießt von einem Kirchturm.
Straße frei. Wer weiterlebt, wird erschossen.
Hipp, hipp, hurra! Wir werden blödsinnig."

So dichtet es bei Fried Hardy Worm, dem Herausgeber der neuesten Berliner Dada-Lyrik, aus der Kehle des Herrn Oskar Kanehl. Das ist doch nicht mehr ein ganz unverständliches Gluckſen und Lallen oder gar nur ein Bilderrätsel von Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, sondern eine verständliche menschliche Stimme, wenn auch vielleicht eine heisere Jodkalistimme. Wir hören doch das männliche Eingeständnis dieser Kulturbringer, daß sie „blödsinnig werden", wenn sie es — nicht schon sind. Aber im Grunde ist auch das nur Faxe. Man stellt sich blödsinnig, wenn man nichts Besseres kann und wenn es — bezahlt wird. In Berliner Kaffeehäusern der Friedrichstadt tritt seit Jahren ein Kapellmeister auf, der außerberuflich ein ganz vernünftiger Mensch und sogar sehr guter Musiker ist, auf dem Podium aber mit dem Kopf zwischen den Beinen geigt, seine fußlange Haarmähne sich vornüber ins Gesicht wirft und sonstige Allotria treibt, bis man ihm seinen Künstlernamen glaubt. Er nennt sich Mister Meschugge. Und so etwas war immer Trumpf in Berlin. Man nennt es auch Manoli. Diese Zigarettenfirma hatte früher, als unsere Elektrizität noch nicht rationiert war, am Potsdamer Platz und in der nördlichen Friedrichstraße und anderswo die ganze Nacht hindurch hoch über den Häusern eine Lichtreklame in Gestalt eines kreisenden Feuerrades. Die Frage: „Du bist wohl manoli?" bedeutet also seitdem, daß man für verdreht gehalten wird. Der Berliner selbst ist nie manoli oder meschugge, aber er sieht es gern,

Digitized by Google

wenn andere es für sein Geld sind. Er kennt vor lauter Geschäftigkeit ja nicht einmal den harmlosen Frohsinn oder die harmlose Ausgelassenheit, wie sie in der Karnevalszeit noch im Süden und Westen Deutschlands zu finden ist. Er kommt im Smoking und mit Perlenknöpfen in der Hemdbrust irgendwohin, wo die Sache viel Geld kostet, macht eine Leichenbittermiene und wartet darauf, was es für das Geld gibt. Er amüsiert sich nicht. Er läßt sich amüsieren. Man hat das Gefühl, daß er bei den ersten Takten der Apassionata an den Preis eines Waggons Kernseife denkt und bei den Klängen der Donauwellen an billiges Gelände hinter Berlin-Mariendorf. Er, der „richtige" Berliner, der mit der Stadt groß wird. Und diese seine Art färbt auch auf die merkwürdig geschäftsklugen Berliner Kinder ab, bis in ihre Spiele hinein.

„Ich und du, Schiebers Ruh,
Der eine, der schiebt Schmalz,
Der andre, der schiebt Speck,
Zwirn und Garn und Hosenknöpp',
Du — bist — weg!"

zählen sie jetzt ab, wenn sie die Rollen verteilen, wobei die unbeliebteste die des „Greifers", des „Grünen", des „Polente" ist, wie man den Schutzmann nennt.

Im Leben der Großen ist es ja ähnlich. Im Berliner Osthafen wird von den Hafenarbeitern regelmäßig und gewaltig gestohlen, man entdeckt es, der Hafendirektor besorgt sich scharfe Polizei, da begehrt die öffentliche Meinung der Hafenarbeiter auf, und die Stadt — entläßt den Hafendirektor. Man muß auf die „Not" der Arbeiter (bei 1680 Mark Monatslohn) doch Rücksicht nehmen. Mag sein, daß die Not gewisse Leute stehlen lehrt; andere lehrt sie arbeiten. Auch in den Kreisen, in denen man früher nur „standesgemäße" Arbeit nahm, denkt man jetzt ganz anders. Wenn man Tellerspüler oder Kohlenschipper werden will, geht man heute nicht mehr

Digitized by Google

nach Amerika, sondern nach Berlin. Eine Familie in meinem Bekanntenkreise suchte und fand zum 1. Januar eine „einfache Stütze" aus gutem Hause. Diese junge adlige Dame tat unermüdlich, auch bei grober Arbeit, ihre Pflicht. In den ersten Tagen des Februar fiel es der Herrschaft nicht gerade angenehm auf, daß die Stütze vor der Haustür eine Weile mit einem der beiden Müllkutscher anscheinend sehr herzlich plauderte. Acht Tage später schien er sogar in der Küche gewesen zu sein. Nun wurde die Stütze von der Dame des Hauses zur Rede gestellt, antwortete aber fröhlich und unbefangen: „Jawohl, gnädige Frau, der Müllkutscher. Jetzt kann ich ihn bald heiraten. Wir sind schon lange verlobt. Er war Leutnant in dem Regiment meines Vaters." 17. Februar 1921

22

Sehnsucht nach der Kleinstadt — Das Grenzspendefest im Esplanade — Niedrige Absätze werden Mode — Moltkes Erzählungen — Die Regierung verbietet ein Geschenk für Haus Doorn — Die Erkrankung der Kronprinzessin — Hohenzollernkaufhaus

Man bekommt hin und wieder eine wilde Sehnsucht nach der Kleinstadt. Zwar ist die Akustik dort allzu gut; was man heute mit der eigenen Frau bespricht, das weiß morgen schon die dritte und vierte Straße, und was man heute braten will, das hat die halbe Gemeinde schon gestern durch die Metzgersgattin erfahren, und wenn Lieschen von dem neuen Referendar auch nur einmal gegrüßt wird, bekommt ihr Verlobter — der Assessor — sofort zwei Dutzend hämischer anonymer Briefe. Gewiß, gewiß. Aber die Sehnsucht

Digitized by Google

meldet sich trotzdem, denn man möchte endlich einmal irgendwo leben, wo man ein Ende sieht und nicht nur bis in die Unendlichkeit Häuserzeilen; wo man mit all den Seinen in einer Viertelstunde im Grünen sein kann und wo unsere Jungens nicht, wenn sie auf dem Schulweg heimschlendern, über hundert Schlüpfrigkeiten innerlich ausgleiten können. Ich sage das unserem Logierbesuch, einer Dame im gefährlichsten Alter, die umgekehrt selig ist, weil sie für acht Tage ihrem Nest entronnen ist. Sie versteht mich nicht. Wir müßten alle Tage unserem Schöpfer danken, meint sie, daß wir in dem herrlichen Berlin mit seinen Anregungen und seinem Trubel leben.

Der Trubel freilich ist groß, größer, als dem Berliner selbst lieb ist. Es ist so vieles in Berlin zentralisiert, vor allem die großen Berufsverbände und die große Wohltätigkeit, und das bringt es mit sich, daß man von einem Fest zum andern taumelt. Die Gesindebälle der Schauspielerwelt, der Ostmarkenball, der Böse-Buben-Ball, der Kolonialball und die sonstigen Festivitäten dieser Art sind ja schon aus der Vorkriegszeit bekannt, aber inzwischen ist die Not der Kinder, die Sorge um die Grenzdeutschen, das Elend der Veteranen so gestiegen, daß ein Dutzend neuer Feste, immer mit Tombola und sonstiger Schröpfung, unumgänglich geworden ist. Nach dem Pariser Beispiel, wo meines Wissens zuerst der „Figaro" mit einem Fünfuhrtee für die gute Gesellschaft unter seinen Abonnenten den Anfang machte, fängt jetzt auch die Berliner Presse mit ihren Festen an. Der „Sport im Bild", der sich das Blatt der guten Gesellschaft nennt, hat soeben zwei Tage hintereinander im Hotel Esplanade die Seinen zu einer Modeschau von unerhörter Pracht und zu einer sogenannten Schlagerrevue versammelt. Die Plätze kosteten, da es sich um eine Opfergabe für die Abstimmenden in Oberschlesien handelte, die Kleinigkeit von 200 bis 1000 Mark. Auf den

Digitized by Google

Tausend-Mark-Sitzen konnte man in bunter Reihe den Fürsten Lichnowsky und andere schlesische Magnaten mit ihren Familien sehen — und galizisch-berlinische Schieber mit ihren kleinen blonden Freundinnen. Mit den mittleren Sitzen begnügten sich Ententeoffiziere in Zivil und die Damen der hiesigen fremden Kolonien; ich war in eine Gruppe amerikanischer Damen der „upper ten thousand" verschlagen, die in ruhigem, fast geschäftlichem Ernst die Aussichten des kommenden englisch-amerikanischen Krieges besprachen und mir nachzuweisen sich bemühten, daß der Yankee nicht den Dollar liebe, sondern die Macht, die der Dollar gebe. Man sei drüben so tatenlustig, wie einst bei uns die Preußen. Vor Jahren habe ich Roosevelts „American ideals" gelesen, die Urbibel des nationalistischen Amerikanertums, die begeisternde Stellen enthält; aber damals war er noch Prediger in der Wüste, damals fanden Amerikanerinnen den Krieg noch mittelalterlich.

Auf diesem Fest im Esplanade-Hotel mit seinem Massenaufgebot namentlich von Filmberühmtheiten ging es zu guter Letzt recht lebhaft zu. Je größer irgendeine Not, desto toller die Bacchanten. Aber man sah zum ersten Male seit Jahren wieder weibliche Wesen mit königlichem Gang: schwebend, federnd, stolz. Der neueste Schuh, der mit ganz niedrigen Absätzen, wurde nämlich von einigen Modelöwinnen bereits getragen, der seine Eleganz nicht in hohen Stöckeln, sondern allenfalls in der vorne spitzen Form sucht. Die bisherige Mode hat schauerliche Verwüstungen angerichtet. Plattfüße, Knickfüße, Sprengfüße bei allen unseren Humplerinnen; nicht ein einziger idealer Frauenfuß, der einen Bildhauer reizen könnte. Dazu noch meist an der Seite, die mit dem großen Zeh endet, ein Überbein mit Hornhaut. Die Chinesin will ihre Fußwickel nie ablegen, nie ihre armselig verkrüppelten sogenannten Lilienstengel enthüllen. Nachgerade geht es

Digitized by Google

unseren Europäerinnen aus den besten Familien ähnlich. Darum gehen sie auch nicht barfüßig, sondern mit Bastschuhen in die See.

Ein ganz stilles und doch erhebendes Fest hat der frühere Flügeladjutant des Kaisers, Graf Oetlev v. Moltke, durch seine Vorträge in dieser Zeit Tausenden von Berlinern bereitet. Moltke erzählt nur, erzählt schlicht und einfach: wie es in den Novembertagen 1918 im Großen Hauptquartier zuging, weshalb der Kaiser nach Holland übertrat, wie man heute im Hause Doorn drüben lebt. Alles lauscht atemlos. Wenn Moltke nach einer oder nach anderthalb Stunden schließen will, ruft alles: „Weitererzählen! Weitererzählen!" Kein Unabhängiger und kein Kommunist, denn auch solche verirren sich in diese Versammlungen, bringt den geringsten Zwischenruf übers Herz. Der Verband der nationalgesinnten Soldaten (Berlin W. 9, Schellingstraße 10) erhebt als Unternehmer kein Eintrittsgeld. Die Kosten werden nur durch den Verkauf des gedruckten Vortrages gedeckt. Das Heftchen, das bereits in 65 000 Stück verbreitet ist, kostet 1 Mark. Es müßte in Millionen hinausgehen. Wer ein paar Mark übrig hat, der mag es verbreiten, bis in die letzten Winkel hinein. Dabei ist diese Niederschrift des ersten Vortrages nicht einmal so lebendig, wie der neuerdings immer länger ausgedehnte Vortrag selbst. Es kommen immer neue Erinnerungen. Es drängen sich bezeichnende kleine Einzelheiten auf. Die Versammlungsteilnehmer interessieren sich gerade dafür. Da ist hinten am Hause Doorn ein Hühnerstall. Pommersche Bauernfrauen wollen ihrem Kaiser zwanzig Hühner dafür stiften. Aber unsere republikanische Regierung verweigert die Ausfuhrerlaubnis! Da sind unsere Auslandsdeutschen besser daran. Ein Pflanzer in Costa Rica in Mittelamerika schickt einen Sack Kaffee und schreibt dazu, er würde seine Selbstachtung verlieren, verlöre er die Achtung

Digitized by Google

und Ehrfurcht vor seinem Kaiser; und Deutschland käme ihm jetzt wie ein Käfig wilder Tiere vor, in dem alles kratzte, bisse, spuckte, während die Entente herumstehe und sich weidlich amüsiere. Es ist ein stilles, ruhiges Leben im Haus Doorn. Besuch kommt sehr selten, ab und an einer der Söhne oder die Tochter. Häufiger der Kronprinz, der alt und ernst geworden ist und stark ergraut. Sein Leben auf Wieringen muß von einer trostlosen Öde und Einsamkeit sein. Seine Frau, die als Gutsherrin in Öls in Schlesien waltet und von einer Morgenwache zur anderen harrt, wie weiland Penelope während der Abwesenheit ihres Odysseus, hat gerade eine Kinderkrankheit durchgemacht. Sie hatte — Masern bekommen. Vermutlich infolge Ansteckung beim Besuch von erkrankten Tagelöhnerkindern im Dorfe. Die Kronprinzessin hat früher so etwas nicht gern getan. Ihre ganze Jugend verlebte sie mit ihrer Mutter an der Riviera in sozusagen hauchzarter Umgebung, war eine nach großfürstlich-russischer Manier sehr gepflegte junge Dame, von der die Großherzogin Anastasia geflissentlich jedes Rauhe und Häßliche fernhielt. Wenn die Frau unseres Kronprinzen während des Krieges Lazarette besuchte, wo man blutige Verbände sah, mußte sie die Zähne zusammenbeißen, weil ihr schwach wurde und ihr die Tränen kamen. Seither ist aber so vieles auf sie eingestürmt, daß sie durabler geworden ist. Auch äußerlich. Sie ist nicht mehr die schlanke Sylphe von ehedem, sondern eine richtige deutsche Gutsfrau. Nur mit viel ungestillter Sehnsucht. Sie begreift es schwer, wenn auch tapfer, daß die Verhältnisse eine Rückkehr ihres Mannes an ihre Seite nach Öls noch nicht erlauben.

Es gibt nicht viele Frauen, die die Tragik dieses Daseins richtig nachfühlen können; am ehesten vielleicht noch die, die ihren Mann im Gefängnis wissen und doch von seiner Unschuld felsenfest überzeugt sind. In dem Trubel der

Digitized by Google

Großstadt denkt die Gesellschaft wenig an ihre früheren Spitzen zurück. Der ganze Kometenschweif aber hat ja ängstlich die Spuren einstiger Verbindung getilgt. Die Schilder der Hoflieferanten sind vielfach überpinselt. Das „Hohenzollernkaufhaus" für Kunstgewerbe in der Budapester Straße, in dem namentlich die Prinzessin Eitel-Friedrich früher so viel erstand, heißt nun einfach „Friedmann und Weber", und die Leute, die dort die gegenwärtige China- und Japan-Ausstellung besuchen, sehen nur, wenn sie im Auto heranfahren, nach Hof aus, wenn sie aber ihre Handschuhe ausgezogen haben, nach Hinterhof. 24. Februar 1921

23

Die Wolkenkratzer kommen — Wohnungsnot und Schmiergelder — Die neue Luxussteuer — Berliner Kinder — Leere Wartezimmer bei den Ärzten — Die Ausstellung „Farbe und Mode" — Der Snob

Man kann immer aus der Not eine Tugend machen. Die ersten Autos der Welt, in Deutschland hergestellt, waren in ihrer äußeren Erscheinung einfach Equipagen, denen man vorn das Pferd weggeschnitten hatte; sie sahen nackt und scheußlich aus, wie auch noch heute manche der alten elektrisch betriebenen Kutschen. Aber allmählich änderten die Autos ihre Form, sie bekamen einen großen Bug vornean, mit dem sie richtig durch das Luftmeer stoßen. Nun ist die Form auf einmal schön. Man hat nicht mehr das Gefühl, daß die Wagen kopfüber gehen, sondern den ästhetischen Eindruck einer sicher dahinstürmenden Kraft. Ähnlich ist es mit den ungeheuren Eisenkonstruktionen unserer Bahnhöfe, Industriewerke, Aus-

Digitized by Google

stellungshallen gegangen. Sie waren entweder ein dürres Gerippe oder ein plumper Nützlichkeitsbau oder ein jämmerlicher Gipsschwindel. Heute aber haben unsere Künstler daraus wahre Trutzburgen der Schönheit gemacht. Walhall winkt; Wagner wirkt; und unwillkürlich denkt man an das Goethewort: „Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.“ Nun können wir uns auch an die schwerste Aufgabe wagen, an der die Newyorker gescheitert sind, nämlich Tausend-Zimmer-Häuser zu bauen, die turmartig in die Lüfte ragen und doch nicht ein häßliches, aus zahllosen Fenstern glotzendes kubisches Ungetüm sind. Vermutlich wird Berlin die ersten Wolkenkratzer in Deutschland erhalten. Bei den ins Unerschwingliche gestiegenen Bodenpreisen, Materialkosten, Arbeitslöhnen und bei der fortschreitenden Citysierung der Berliner Innenstadt fehlt es hier an dem Nachwuchs von Bureauhäusern. Es gibt Gesellschaften, die unter der Hand ganz unsinnige Gelder dafür bezahlen, um Privatwohnungen für Geschäftszwecke benutzen zu können. Dem Mangel will man nun durch Zwanzigstöcker abhelfen. Wer Newyork kennt, der antwortet darauf vielleicht mit einem Aufschrei des Entsetzens. Aber die vorliegenden Entwürfe sind schlechthin schön. Wenn man von dem Kreuzberg aus, der doch auch nur ein ausgewachsener Maulwurfshügel ist, diese kuchentellerflache Reichshauptstadt übersieht, so wirkt die Charakterlosigkeit des Häusermeeres niederdrückend. Die goldene Kuppel des Reichstages und das Netzwerk der Synagoge gleißen und ziehen allenfalls die Blicke auf sich. Auch der goldene Riesenengel auf der Siegessäule macht sich bemerkbar. Die wenigen ästhetischen Werte — das Brandenburger Tor und die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkt — gehen völlig verloren. Erheben sich hier nun wuchtig und doch gefällig mächtige Wolkenkratzer als Wahrzeichen des arbeitenden Berlin, so kann das Stadtbild nur gewinnen.

Digitized by Google

Hand in Hand mit dem Ausbau der Bureaustadt müssen weit entlegene Wohnviertel in den Vororten erschlossen werden, wie es vorbildlich in London geschehen ist. In Berlin selbst, auch im Westen, wird es enger und immer enger. Die Zwangseinquartierung in überflüssig große Wohnungen gehört nicht nur zu den sehr kleinen und keineswegs ausgiebigen Mittelchen, sondern trägt auch nur zur Verschlechterung unserer republikanischen Behördenmoral bei. Man erzählt sich, daß bestimmte Recherchеure bei gewissen Wohnungsämtern ihre feste Taxe haben, die in einmaliger Zahlung oder laufendem Tribut besteht. Dann bekommt man jede gewünschte Wohnung und ist in jeder sicher. Einen Ausweg aus diesen demoralisierenden Zuständen weist die Wohnungsluxussteuer, an die nach dem Vorgang Berlins jetzt auch andere deutsche Städte herantreten. Keine Zwangseinquartierung, aber eine Erdrosselungssteuer. Da man dem gebildeten Mittelstande ein besonderes Arbeitszimmer neben den Schlafräumen und der einen gemeinsamen Stube als steuerfrei zugesteht, also keinen alten Landgerichtsrat dazu zwingen will, abends in demselben Speisezimmer seine Akten zu studieren, in dem die Frau auf der surrenden Nähmaschine neue Flicken in die Hemden einsetzt, die Tochter das „Gebet der Jungfrau“ auf dem Klavier hämmert und der Sohn mit den Fingern in den Ohren „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich“ brüllt, läßt sich gegen die Verordnung, die das erste Überschußzimmer mit 500 Mark jährlich besteuert, das zweite mit tausend und dann stürmisch weiter in die Tausende geht, nichts Rechtes einwenden.

Gegen die Sicherung des Studierstübchens für geistige Arbeiter wollen freilich unsere Knallroten aufbegehren. Das sei doch wahrhaftig nicht nötig, wo es ganze Familien von Handarbeitern gäbe, die überhaupt nur einen Wohnraum hätten. Man vergißt hinzuzufügen, daß dies eine seltene

Digitized by Google

Ausnahme ist. Solche Elendsviertel, wie die Londoner Slums sie aufweisen, gibt es in Berlin überhaupt nicht. Man hört hier mit Entsetzen, daß im deutschböhmischen Erzgebirge sechsjährige Kinder zur Schule getragen werden müssen, weil sie, rhachitisch und unterernährt, das Laufen noch nicht gelernt haben. Solch eine Not ist, trotz aller larmoyanten Aufsätze des Grafen Harry Keßler, in der Reichshauptstadt mit ihren zahllosen Arbeitsmöglichkeiten kaum zu finden. Am schlechtesten von allen Deutschen hat es der Berliner noch lange nicht; was da in unseren Straßen und Gassen herumquillt, das ist zumeist quicklebendig und hat immer noch ein paar Mark für das Kino übrig. Die in ganz Berlin und Vororten jetzt vorliegenden Ergebnisse der ärztlichen Untersuchungen in den Schulen ergeben, daß das Kinderelend nicht in den Familien der Handarbeiter, sondern der Kopfarbeiter daheim ist; hier ist die absolute Unterernährung bei 42 Prozent mehr Kindern festgestellt. In verschiedenen Bezirken hat eine bitterböse Agitation dagegen eingesetzt, daß die Kinder „vornehmer" Leute nach Schweden, nach Finnland, nach Holland, in die Schweiz geschickt werden. Ja, diese sogenannten Vornehmen haben es eben besonders nötig, denn nicht die Vornehmheit hat heute das Geld. Die ärztlichen Messungen und Wägungen sind unwiderleglich.

Es gibt auch noch andere Anzeichen dafür. Darunter — den Rückgang der freien ärztlichen Praxis in Berlin überhaupt. Auch ältere Ärzte und Ärztinnen sehen heute ihre Sprechzimmer verödet, weil die Leute, die nicht zu einer Krankenkasse gehören, sich den Arzt erst dann leisten, wenn es um Leben und Sterben geht. Wegen einer gewöhnlichen Grippe bemüht man ihn nicht, das geht zu sehr ins Geld. Erst wenn die Mittelohrentzündung da ist oder die Lunge bedenklich rasselt oder die Infektion mit Streptokokken fast hoffnungslos wird, plündert man für den Arzt die Haus-

Digitized by Google

haltskasse. Umgekehrt ist es bei den Mitgliedern der Krankenkassen. Alle anderen aber sparen zuerst am Arzt. Die Homöopathie gewinnt, wie jegliches Selbstkurieren, neue Anhänger. Und wenn das „Besprechen" durch die alte Frau im Hinterhause nur 5 Mark kostet, der Besuch beim Arzt aber 12 Mark, so versucht man es halt zuerst mit dem Besprechen. Es ist merkwürdig: für je aufgeklärter die Leute sich halten, desto abergläubischer sind sie; namentlich in der Reichshauptstadt ist mit Hokuspokus ein gutes Geschäft zu machen.

Je knapper für das Gros der Bevölkerung das Geld wird, je weniger man sich in der Praxis allerhand kulturelle Verfeinerungen leisten kann, desto mehr bildet man sich theoretisch zum Kenner aus. Hier und da lebt in kleinem Kreise der Fünfuhrtee wieder auf, und da man doch nicht bloß klatschen kann, allmählich auch schon alles durchgehechelt ist, so spricht man über alles Neue auf dem Gebiete der Künste und der Mode, wenn man selber auch nur in beider Vorhöfen steht. Man muß überall dabei gewesen sein. Vielleicht hat man von einem großen Fest nur so im Vorbeigehen die Auffahrt gesehen und nachher den Bericht in der Zeitung gelesen, aber man erzählt davon als Wissender, und niemand wagt mehr zu fragen. Man täuscht sich gegenseitig bewußt über das Nichtmitmachenkönnen hinweg. Auch so, auch ohne Gesellschaftstrubel, kann man sich doch einen verstohlenen Blick in die Welt des Luxus leisten. Da gibt es jetzt in der Akademie der Künste eine neue Ausstellung, die sich „Farbe und Mode" nennt. Der Eintritt kostet 10 Mark; von der Geheimrätin bis zum Lehrmädchen flutet alles hin. Das Ganze ist — abgesehen von der Empfehlung rein deutscher Industrien — eine zusammenhangslose Stilwidrigkeit, aber da und dort in den Nischen und Vitrinen gibt es doch irgend etwas Kapriziöses zu sehen, worüber sich dann klugreden läßt. Ein in den Streifen des Spektrums bemalter Vorraum

Digitized by Google

führt zu allerhand Reklamewänden unserer Anilinfabriken, in vielen Nebenzimmern und Kojen sind Kostbarkeiten an Schleiern, Hüten, Schuhen ausgestellt, und in der Mitte ist eine zunächst völlig ernst genommene Abteilung für Irrenhauskunst aufgenommen, deren Neokubismus und Pyramidismus man mit heißem Bemühen durchaus studiert, bis ein Aushängetäfelchen einen darüber belehrt, daß hier nur eine „Travestie auf Mode und Zeit" vorgeführt wird. Sieht man sich diese Ausstellung an, so könnte man fast glauben, wir seien weit über das stille und klare Biedermeier wieder in die Zeit der „Preziösen" versetzt. Der solide Inhalt ist nichts mehr, Form und Farbe alles. Wären wir wirklich so übereif, so könnten die Snobs sich freuen. Sternheim hat einmal ein Schauspiel unter diesem Titel geschrieben, aber nicht die Snobs, sondern die Schieber gemeint. Der echte Snob ist Nur-Ästhet; ihm ist der Tag verdorben, wenn er versehentlich einen Schlips trägt, der nicht auf die Farbe der Unterhosen abgestimmt ist, und er verzieht die Lippe über das jämmerliche deutsche Kaiserreich von ehedem, wenn er auf dem Königsplatz das Bismarckdenkmal sieht: mit ungebügelten Beinkleidern! Der Snob hat immer tadellose Bügelfalten. Auch im Gehirn. 3. März 1921

24

Der frühe Feierabend — „Heeß sind se noch!" — Überall Spieler — Überall Schlepper — Im unterirdischen Sektlokal — Die finnländische Nationalhymne — Li und Lo — Nachträgliches zu Lohans Tod — Werden die Berliner höflich?

Die erste Woche wäre überstanden. Die erste Woche mit Feierabend schon um 11 Uhr in den Berliner „Lokalen" jeglicher Art, ausgenommen den geschlossenen Klubs und den

Digitized by Google

unterirdischen Trinkstätten. Eine Völkerwanderung staut sich um diese Zeit auf den Straßen. Der Dauerberliner stapft dann, wenn er nicht gerade Bekannte aus dem Reich zu amüsieren hat, trübselig nach Hause. Der Zeitberliner aber, der in Erfurt oder Chemnitz oder Halle oder Jokohama daheim ist, sagt: „Einfach lächerlich!“ Er erhebt den Anspruch, daß Berlin ihm auch nach 11 Uhr abends offensteht. Ist er erst wieder bei seinen Lieben angelangt, dann grollt er natürlich auch, weil diese Berliner immer eine Extrawurst haben wollten. In Weimar muß man abends ohne Straßenbeleuchtung im Stockdunkeln einhertappen. In Hinterniedertupfenhausen gibt es nicht einmal eine Bar. Ja, diese Berliner! Also man schiebt sich unschlüssig in der Menge weiter, wenn in Berlin in den Lokalen Feierabend eingetreten ist, und passiert zunächst an fast jeder Straßenecke einen fliegenden Wursthändler. Die herkömmliche Formel „Heeß sind se noch! Heeß sind se noch!“ ertönt überall aus dem Munde der weißbeschürzten Verkäufer, die neben ihrem blinkenden Nickelkessel stehen. Nun schließen auch die Spielbuden des kleinen Mannes ihre Pforten, die immer wieder von der Polizei geduldet werden, und die Corona der Leute, die eng gedrängt um die surrenden Metallpferdchen gestanden haben, ergießt sich auf die Straße. Der eine oder andere hat an diesem mechanischen Totalisator ein paar Mark „auf Sieg“ oder „auf Platz“ gewonnen, aber die Mehrzahl der Teilnehmer ist natürlich gerupft. Alles spielt. Die ganz Kleinen tagsüber auf der Straße um Murmeln, die Halbwüchsigen in den Fuchsjagd-Automaten um Groschen, die Großen in Vereinigungen aller Art, die sich als geschlossene Gesellschaft eintragen. Daran ist weder die Revolution noch der Krieg noch die Großstadt schuld. Ungefähr so war es ja bei den Deutschen schon zu Tacitus' Zeiten.

Digitized by Google

Aber damals kannte man noch nicht die Schlepper oder Spanner, die heute alle paar Häuser weit im Schatten der Portale oder an irgendeiner Autohaltestelle abseits der Scheinwerfer auf der Lauer stehen und sich so gegen 12 Uhr an jeden Wanderer heranpürschen. Der einzelne wird kritisch gemustert, der einzelne ist verdächtig, denn er könnte ein „Kriminal“ in Zivil sein. Aber ist es ein Pärchen, ist eine Sie dabei, oder ist es gar eine ganze animierte Gesellschaft, dann ist der Stoßvogel alsbald da. Unfehlbar hat dieser Spanner sofort die Schwäche erkannt. Hier empfiehlt er einen soeben neu aufgetanen Spielklub, da eine „ganz scharfe Sache“, dort nur das übliche nächtliche Nepplokal. Der Zeitberliner, der tagsüber vielleicht seine Geschäfte erledigt hat, abends im Theater gewesen ist und nun noch gern eine Flasche Wein bei angeregter Unterhaltung trinken möchte, folgt willig den Spuren des vorangleitenden Schleppers, falls man sich nicht überhaupt in ein Auto setzt. Neue Straßenecken tauchen auf und verschwinden. „Verdammter Bengel, wie weit geht es denn noch?“ „Gleich, meine Herren, gleich!“ Schon steht er in einem Hauseingang, klopft ein paar Morsetöne, ruft ein Stichwort durch das Schlüsselloch, und wir werden eingelassen. Eine Blendlaterne wirft ein matthelles Fleckchen voraus. „Vorsicht, Stufen!“ Man tappt in einen Keller hinunter und denkt an allerhand Schauergeschichten. Aber schon schlägt einem warmer Weindunst und das Schwirren vergnügter Tafelrunden entgegen. Ein Geiger haucht einen leisen schnellen Rhythmus hin, ein Gitarrespieler zirpt dazu die Begleitung. „Nein, wie gemütlich!“, ruft erstaunt ein Kaumerstberliner unserer Gesellschaft. Die niedrige Decke ist mit blühweißer Leinwand (o Gott, stammelt man innerlich erschrocken, wie viele Hemden gäbe das!) überspannt, unter der buntverhüllte Glühbirnen wie exotische Falter träumen, die Wände weisen eine schwere Tapete in satten Farben auf,

Digitized by Google

an der einzelne etwas laszive Bilder hängen, und den Steinfußboden ahnt man nicht wegen des dicken Teppichbelags. Auf allen Tischen perlt der Schaumwein. Neben uns sitzen in vorgerückter Stimmung fünf Finnländer; vier von ihnen blond und breit und licht, wie man sich einen Frithjof wohl vorstellen kann, der fünfte brünett und mit den breiten Backenknochen der finnisch-ugrischen Rasse. Eben hat ihnen der Geiger gegen ein Extra-Douceur, leise und doch eindringlich stoßweise, den finnländischen Reitermarsch vorgespielt, diese funkelnden Klänge, die das deutsche Heer aus Gustav Adolfs Zeiten übernommen hat; mit diesem Marsch wollte ja auch unser Liliencron, der Reitersmann, der Dichtersmann, zu Grabe geleitet werden. Die Augen unserer Nachbarn glänzen. Sie sehen kaum auf das Mädchen hin, das, wie in solchen Lokalen üblich, in dem freien Raum zwischen den Tischen tanzt und gerade den letzten Schleier fallen läßt, ein Akt, der heutzutage kaum mehr brünstig wirkt, immerhin aber zur Belebung des Sektkonsums beitragen soll. „Können Sie spielen auch finnische Nationalhymne?“ Der Geiger denkt nach, tut zögernd den ersten Bogenstrich und setzt dann voll ein. „Vart land är fattigt, skall so bli,“ singen die jungen Helsingforser mit. „Unser Land ist arm und wird es bleiben.“ Aber die Champagnerflaschen wackeln dazu mit den Köpfen.

Nur die Ausländer prassen in Berlin noch regelmäßig. Für die anderen ist es mehr und mehr ein gelegentlicher Exkurs. Und sehr viele, denen früher die Flasche Wein das Stimulans zum geistig Schöpferischen war, müssen überhaupt verzichten. Die Not geht um. Kürzlich las man die Anzeige vom Tode des bekannten Schriftstellers Dr. Lohan mit ein paar kurzen Begleitzeilen im Text der Berliner Zeitungen. Er war einmal Chefredakteur der „Hamburger Nachrichten“. Etliche Jahre zuvor schrieb, wie Liman für die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, Lohan für die „Dresdner Nachrichten“ seine

Digitized by Google

funkelnden, glänzenden Berliner Leitartikel. Beide gehörten zu den bekanntesten Bismarck-Interpreten, beide waren die „ersten Federn“ des Berlins der neunziger Jahre, und die Unterschrift „Li“ oder „Lo“ unter einem Aufsatz verbürgte einen wahren Genuß. Der weinfrohe Liman ist schon vor Jahren gestorben, hatte sich auch wohl schon ausgeschrieben; in letzter Zeit waren seine Stilübungen von einem etwas ermüdend psalmodierenden Parallelismus. Aber Lohan war bis in sein sechzigstes Lebensjahr, bis ins vorige Jahr hinein von einer glühenden vaterländischen Beredsamkeit in allem, was er schrieb. Er vermochte nur nicht, sich persönlich in Szene zu setzen, drängte sich nicht vor, war zurückhaltend und leicht verletzlich. Die Nahrungssorgen wurden übermächtig. Den Anblick der hungernden Frau und der hungernden Kinder — Lohan hatte erst spät geheiratet — konnte er nicht mehr ertragen, und als eine Bewerbung um einen Chefredakteurposten — wie immer, nicht dringlich — fehlschlug, schoß sich Dr. Lohan in der Badewanne eine Kugel durch das kluge, zerquälte Gehirn. Die Affäre des Dichters Georg Kaiser, der in solchen Lagen Diebstahl als das Recht des Genies für sich in Anspruch nahm, hatte Lohan noch gelesen. Aber er war zu altmodisch-anständig dazu. Er war nicht einmal zu gutbezahlten Reklameartikeln zu bewegen. Seine Harfe hatte nur den Dreiklang: Bismarck, Deutschheit, Monarchie! Und nicht um ein Vermögen hätte er sich, wie so mancher andere, der November-Demokratie verkauft.

Der Kampf ums Dasein ist überall hart. Aber er hat ein Gutes: er macht höflich gegen Kunden. Die Gesundung unserer Umgangsformen geht von den Kaufläden aus. Man wird in Berlin wieder zuvorkommend bedient, man bekommt die Sachen gut verpackt und mit „echtem“ Bindfaden verschnürt, es wird einem wieder jedes größere Paket ins Haus geschickt, und sogar die Königin der Halledamen, die Metzger-

Digitized by Google

frau, erkundigt sich besorgt nach unseren Wünschen, wenn das Stückchen Bratwurst einmal nicht unseren Geschmack trifft. Nur die Fischweiber bleiben, ihrem historischen Ruf getreu, unverbesserlich. Da steht die eine und verkauft geräucherte Flundern. Ein Kunde seufzt: „So teuer ist die Flunder und so klein!“ Er bekommt einen verachtungsvollen schrägen Blick und wie einen Peitschenhieb den kurzen Rat: „Stecken Se se in 'n Blumentopp, vielleicht wachst se noch!“ 10. März 1921

25

Die lex Goltz — Entente-Damen und deutsche Damen — Berliner Geselligkeit auf Pump — Orchideen für 500 Mark pro Abend — The German man — Im Türkischen Café — Russische Großfürsten in Berlin — Lachen macht alt

Das Geschlecht v. d. Goltz hat auf seiner jüngsten Tagung in Berlin beschlossen, daß seine Angehörigen, falls sie nicht dienstlich dazu gezwungen seien, jede Berührung mit Ententeleuten vermeiden sollten. In keinem anderen Lande der Welt wären solche Richtlinien für die guten Familien überhaupt nötig. In Belgien und in Frankreich haben die dortigen Damen während des Krieges, wenn sie einem deutschen Militär nicht ausweichen konnten, auch nicht an ihm vorbeisehen konnten, dann wenigstens weltverloren so durch ihn hindurchgesehen, als wäre er Luft. Nur sehr wenige dachten anders, und dann waren es wohl keine Damen. Bei uns aber müssen die Grafen und Freiherren v. d. Goltz ihren Angehörigen den freiwilligen geselligen Verkehr mit Ententeangehörigen verbieten, um durch dieses Beispiel auch auf andere gute Familien zu wirken. Es sind nicht etwa nur

Digitized by Google

Schieber, neue Reiche, die die fremden Überwachungsoffiziere zu sich einladen, sondern Deutsche aus allen Kreisen fangen an, gegenüber unseren Bedrückern plump vertraulich zu werden. Da ist es denn kein Wunder, wenn auch junge Mädchen der „besten" Kreise nichts dabei finden, sich Madame vorstellen zu lassen, vor Monsieur (Colonel oder General) einen Hofknix zu machen und dann sehnsüchtig auf die erste Einladung zum Hausball bei diesen Fremden zu warten. Warum denn nicht? fragen sie naiv; das seien doch nachgerade die einzigen Leute, die sich eine vornehme Geselligkeit leisten könnten, und ohne eine solche verbauere man doch.

Was vornehme Geselligkeit ist, scheint man gar nicht mehr zu wissen. Wir haben sie in Berlin jahrzehntelang in den verschiedensten Salons gehabt, die sich keinerlei Luxus leisten konnten. Heute aber wird sie nicht nur durch materielle Genußsucht, sondern auch durch Überästhetentum verteuert. Hat man's nicht dazu, so pumpt man's sich. Es wird ja heutzutage alles verliehen, nicht nur Fracks und Tafelgeschirr, wie Lehmanns es für den Konfirmationstag des Ältesten wünschen, nicht nur Flaschenbatterien Wein und ganze Kisten von Riesenzigarren, deren Rest dann unberechnet wieder zurückgenommen wird, nicht nur Tänzer, Plauderer, Sänger, nicht nur „Tischherren mit Titel" nach fester Taxe, nicht nur amüsante „Vierzehnte", die in unserer wieder abergläubischen Zeit die böse Zahl 13 unter den Anwesenden vermeiden helfen, sondern auch Teppiche, Klubsessel, Ölgemälde, Antiquitäten und vor allem — Blumen. Natürlich solche von Dauer, die sich womöglich vierzehn Tage hintereinander je dreimal vermieten lassen, zum Mittagessen, zum Fünf-Uhr-Empfang, zum Souper. Nichts macht so den Eindruck eines gesättigten Luxus, als wenn in verschwenderischer Fülle so perverse Sündenblumen, wie die Orchideen es sind, die Tafel zieren. Haben da Schulzes neulich ein Essen für 24 Personen

Digitized by Google

und sind tagelang vorher hochrot vor Aufregung, denn ein wirklicher italienischer Leutnant ist mit eingeladen und hat zugesagt. „Ohne Orchideen? Nischt zu machen!“ erklärt energisch Frau Schulze. Also sie kommen an, für 2 Stunden gegen eine Miete von 500 Mark; alles bewundert diese raffinierten Pflänzchen, deren violette Volants an das duftige Gerieſel von Pariſer Unterröcken erinnern, und alles lobt den Geſchmack der Hausfrau. Nun wird die Tafel aufgehoben, der Locotenente, der Leutnant, ſteckt ſich zu Schulzes Entſetzen zwei Orchideen ins Knopfloch und ſeiner Tiſchdame einen ganzen Strauß an den Buſen. Die übrige Geſellſchaft folgt ſeinem Beiſpiel — und Schulzes müſſen ſtatt der Miete von 500 den Kaufpreis von 5000 Mark für die Blumen erlegen.

Dieſer Italiener iſt einem ein bißchen teuer gekommen. Aber was tut man nicht alles, um vor Müllers mit internationaler Geſelligkeit auftrumpfen zu können; und was täte man noch, wenn gar ein Franzoſe einen beehrte! Dabei ſind wir in den meiſten Hauptſtädten des Feindbundes noch geächtet. In London hat nicht einmal „the German man“ ſeinen Laden wieder aufmachen dürfen, der in Finchley, in Norwood und anderen Vororten die Quartiere der dort anſäſſigen Deutſchen aufzuſuchen pflegte und ihnen allerhand heimiſche Genüſſe vermittelte, Schwarzbrot und Wurſt und Pilſener. In Berlin aber hat faſt jede Nation der Welt ihr Stelldichein mit Speiſe und Trank wie daheim. Die Haupteinnahmen haben dieſe fremden Kaffeehäuſer und Reſtaurants aber natürlich durch Deutſche, die mal ausländiſch ſchwelgen, die mal Ausländer bewundern wollen. In der Motzſtraße pflegte der dieſer Tage von einem Armenier ermordete Talaat Paſcha häufig ſeinen Kaffee „alla turca“ zu nehmen, das winzige Schälchen mit dem breiig ſüßen Schwarz. Dazu eine Zigarette aus echtem Ismid-Tabak, dazu ein kleines Glas Douziko, den im ganzen Orient bekannten Anis-Schnaps,

Digitized by Google

den der Türke „weißen Kaffee“ nennt, weil der Koran Alkohol doch verbietet. Auch die Armenier haben ihre gesellige Zentrale in Berlin, nur im Norden, nicht im Westen, und der Grundstock ihres Heims ist — bei einem Volke, das bisher ganz auf Agitation gestellt war, begreiflich — eine umfangreiche politische Bücherei. Am heimischsten sind aber von allen Fremden die Russen bei uns geworden. Überall brodelt der Samowar, überall gibt es eine gute Sakuska zum Schnaps — „und vor dem Schnaps einen Schnaps, und nach dem Schnaps einen Schnaps“ —, allwöchentlich ein bis zwei Mal spielt ein russisches Theater, und in der Wilhelmstraße, Ecke Hedemannstraße, floriert eine russische Buchhandlung. Neben dem offiziellen Sowjetrußland entwickelt sich ein „noch“ inoffizielles weißes Rußland immer stärker in der Gesellschaft und auf der Straße. Auch die Großfürsten, die früher Deutschland nur auf dem Wege nach Paris durchfuhren, siedeln jetzt in Berlin. Von ihnen gilt Dmitrij Pawlowitsch als Kandidat Englands auf den Zarenthron, hat es aber trotzdem verstanden, auch deutsche Kreise für sich zu interessieren. Seine Begleiter sagen: „In Deutschland gefällt es uns; in Paris hat man uns behandelt wie die Hunde und uns erzählt, in Berlin gebe es bloß Verbrecher und nichts zu essen, das ist aber gar nicht wahr; wir leben gut, und jeder, der zu uns kommt, macht einen anständigen Kratzfuß!“ Nun will auch Kyrill Wladimirowitsch nach Berlin kommen, der sich für den Kandidaten Deutschlands hält und dem Einfluß seines Vetters Dmitrij, den er für einen „Ententeknecht“ erklärt, entgegenwirken möchte. Wenn nicht er selber, dann sei doch vielleicht seine Frau, die geschiedene Großherzogin Viktoria Melitta von Hessen, zu großen Dingen ausersehen und könne eine neue Katharina II. für Rußland werden. Manchmal kommt einem diese ganze Berliner Russenkolonie wie mitternächtiger Theaterspuk vor. Es wird da noch höfische Etikette gewahrt.

Digitized by Google

Als gelegentlicher Besucher wundert man sich, daß nicht auch noch ein Hofmarschall auftaucht, um mit langem Stabe dreimal auf den Boden zu klopfen.

Die Berliner Damen aber geben sich vor den Fremden Mühe, den Damen von Paris oder Brüssel oder Budapest zum Verwechseln ähnlich zu sehen, nicht nur in Kleidung und Benehmen, sondern auch in dem ungezügelten Verbrauch von allerlei Nervenreizmitteln. Dabei sind die Berlinerinnen, so sagen wiederum die Ausländer, viel zu wenig sorgsam. Sie wissen, daß einer jungen Frau die gelegentliche Zigarette zwischen kirschroten Lippen so gut steht wie einer Rokokodame das Schönheitspflästerchen. Aber nun rauchen sie gleich dauernd und unmäßig und merken es nicht, wie sie den Männern abstoßend werden, wenn die zwei Rauchfinger der rechten Hand und die Nägel dazu im Laufe der Zeit schwefelgelb werden und diese Farbe trotz allem Scheuern auch behalten. Und dann: wie ungezügelt lachen diese Berlinerinnen! Sie belachen die gleichgültigste Redewendung eines Ausländers als geistvollen Witz, sie lachen motiviert in den Operettentheatern und Kabaretts, sie lachen unmotiviert bei jeder Gelegenheit, um ihr Nichtwissen zu verbergen, wo ruhig fragender Ernst ihnen viel besser stünde. Da aber das Lachen immer wieder dieselbe Muskelgruppe in Bewegung setzt, macht die Muskelarbeit sich allmählich in dem Eingraben von Falten bemerkbar. Wer viel lacht, wird früh alt. Es ist ein Amerikaner, der mir das sagt, ein Mann von 55 Jahren, der wie ein Dreißigjähriger aussieht, rosig und faltenlos. Er hat viel gearbeitet, sich wenig gepflegt, kaum besonders gut gelebt, das weiß ich. Und er sagt: „Ich sehe so jung aus, weil ich nichts zu lachen hatte in meinem Leben.“ Er mag schon recht haben. Aber auch Zorn und Kummer wird ihn wohl kaum je beherrscht haben, denn das sind schließlich doch ebenfalls anerkannte Faltenbringer. 17. März 1921

Digitized by Google

26

Oberschlesien in der Reichshauptstadt — Die bewußte Frau — „Das macht Männi“ — In der Rigaer Straße und am Görlitzer Bahnhof — Verbrecher im Staatsdienst — Neue Berliner Prozesse — Prinz Friedrich Leopold und seine Söhne — Der Kunstschüler als Aushilfskellner

Es gibt nur wenige richtige Berliner in Berlin, und wenn man wirklich einen trifft, dann ist er sicher aus Breslau, lautet eine bekannte Redensart. Aber auch das stimmt noch nicht ganz. Dieser richtige Berliner mit „ick“ und „det“ sagt wohl, daß er aus Breslau sei, aber seine Wiege stand bestimmt in Ratibor oder Rybnik, in Kattowitz oder Beuthen. So ist Berlin voll von Oberschlesiern, noch mehr von Oberschlesierinnen, die Berliner geheiratet haben. Samt und sonders sind sie diesmal zur Abstimmung in die alte Heimat gefahren. „Also glückliche Reise, Alte, und wenn die Polen dich verschleppen, so sorg' dich nicht um mich, ich werde schon allein weiterkommen!“ sagt einer unserer großen politischen Schriftsteller gemütspfiffig zu seiner Frau. So hat man gescherzt, wenn auch das Herz manchmal bange war. Aber tapfer sind die Frauen und die Mädchen gewesen und haben sich von dieser eintägigen vaterländischen Dienstpflicht um alles in der Welt nicht abhalten lassen. Das Stimmrecht für weibliche Personen hat doch sein Gutes, erklären allgemach selbst alte Hasser. Der eine von ihnen hat vielleicht in jungen Jahren wegwerfend gemeint: „Man soll nie einer Trambahn oder einem Mädchen nachlaufen; nach fünf Minuten kommt doch eine andere!“ Der zweite hat vielleicht lächelnd den Aphorismus geprägt: „Wenn alle Frauen immer meinten, was sie sagten, und immer wüßten, was sie meinen, dann

Digitized by Google

wäre das Leben furchtbar einfach!“ Man wird dem einen wie dem anderen am Ende nicht ganz unrecht geben und trotzdem zugestehen müssen, daß der Typus des bewußten Menschen in unserer Frauenwelt zunimmt und die rein triebhaften Pflänzchen nicht überall die Regel bilden. Die Männer allein hätten keine deutsche Mehrheit in Oberschlesien organisieren können. Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben; daß im Daheim, in der Heimat, im Vaterlande die starken Wurzeln unserer Kraft nur sind, versteht bewußt die Frau. Und wo sie über die Ausschmückung der Züge etwas zu sagen hatte, die die Oberschlesier heimführten, da war sie es, die selbstverständlich das Schwarzweißrot erwählte. Als man dann in Berlin wieder ankam, hatten die Regierungsgebäude schwarzrotgelb geflaggt. Das war Erbschleicherei, weiter nichts.

Eine junge Dame aus Berlin W. hatte sich, während sie noch die Oberprima des Gymnasiums besuchte, verlobt, und wenige Tage vor der Reifeprüfung war die Hochzeit. Die Neuvermählte erschien trotzdem zum Examen; den richtigen Abschluß wollte sie sich doch nicht entgehen lassen. Die ältesten Gymnasiarchen schmunzelten und prüften sie milde. Als es zur Erdkunde kam, fragte man sie lächelnd, über welche Stationen in Deutschland für ihre noch bevorstehende Tiroler Hochzeitsreise sie die Fahrkarten lösen müsse. Sie dachte nach, wurde rot und sagte dann: „Ach, das macht Männi!“ Da war denn eitel Sonnenschein im Konferenzzimmer; und einige der Herren prusteten los. So ist es vielfach im Leben. Auch die Politik bestimmt in neun von zehn Fällen Männi, wenn er mit der Gattin zur Wahlurne schreitet. Aber gerade die zehnte Stimme ist vielleicht entscheidend, und in diesem zehnten Fall ist es die Frau, die den Schwankenden stützt. Man sagt, es sei „echt weiblich“ (und man meint es in wegwerfendem Sinne), daß die Frau von Parteiprogrammen

Digitized by Google

nichts halte und nichts verstehe. Aber das ist ja gerade ihre Größe, daß sie das Grundsätzliche betont, sich nicht in Einzelheiten verliert. Die Sozialisierung der sozialisierungsreifen Betriebe oder die Kontingentierung der Kaffee-Einfuhr oder die Umwandlung der Lohnabzüge in eine Lohnsteuer ist vielleicht auch gar nicht so wichtig wie die einfache Frage: „Wann hört die ganze Novemberei auf?" Wenigstens in Berlin sind die Frauen, auch die einfachsten Frauen aus dem Volke, die eifrigsten Werberinnen für Wiederaufrichtung des Königtums. Was Männi gemacht hat, ist nicht immer gut. Die Frau leidet am meisten darunter, daß die Männer verlumpen und die Kinder verwildern.

Ein Ereignis, das fast alltäglich so oder ähnlich sich wiederholt, sei hier erzählt. Schauplatz ist eine Volksschule im Norden Berlins, in der Rigaer Straße, deren Rektor zuweilen von einem bekümmerten Vater mit der Bitte aufgesucht wird, man möge den Sprößling doch einmal gründlich verhauen, zu Hause werde man seiner nicht mehr Herr. Das geschieht eines Tages. Da rennt der Junge hinaus, schreit auf der Straße Zeter und Mordio, weil ein „reaktionärer" Lehrer ihm eine Ohrfeige gegeben habe, im Handumdrehen gibt es einen Volksauflauf, und etwa 80 Männer stürmen die Schule, um die „Bürgerkanaille" für ihr Vorgehen gegen ein Proletarierkind zu bestrafen. Die Schutzpolizei muß alarmiert werden und das Haus säubern. Aber die Rigaer Straße behält ihren Volksauflauf, und erst am späten Nachmittag kann der Lehrer unter polizeilicher Bedeckung nach Hause geschafft werden. Solche Dinge werden von Woche zu Woche häufiger, weil das ganze heutige System — auch in der Schule unter dem neuen Berliner roten Kulturpapst Paulsen — auf eine Beseitigung jeder Autorität hinaus will. Es gehört ein gewaltiger Idealismus für die Lehrer dazu, um da die Lust am Volksdienst nicht zu verlieren. Sie werden

Digitized by Google

von den Schülern wegen ihrer Rückständigkeit ja ausgelacht. Macht da eine Schule aus der Gegend am Görlitzer Bahnhof dieser Tage einen Ausflug nach Potsdam, wo das Glockenspiel der Uhr auf der Garnisonkirche gerade sein „Üb' immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab" herunterläutet. Ein zwölfjähriger Junge läßt sich das erklären und sagt verächtlich: „So'n Quatsch!". Das sei nur für die Dummen. Die Kapitalisten seien doch nicht redlich, und die Proletarier müßten ihnen das „Blutgeld" wieder abnehmen. Zuchthaus hin, Zuchthaus her. Heute könne man direkt aus dem Zuchthause heraus Bürgermeister oder Reichstagsabgeordneter oder Präsident werden. Zu lernen brauche man auch nichts. Alles Quatsch. Nur „doof" dürfe man nicht sein. Das sind die Kinder, vor denen die Mütter heute Todesangst ausstehen. Vor ihnen ist heute das Sparkassenbuch nicht sicher und morgen vielleicht nicht das graue Haar der Eltern.

Früher fragte man sich, welche Karriere man machen könne, wenn man die Fachschule besuche oder das „Einjährige" sich erwerbe. Heute gibt es gesicherte staatliche Laufbahnen sogar für Verbrecher. Der Bedarf an Spitzeln, Spionen, Agenten und sogar richtigen „schweren Jungen" ist sehr groß. Wie es für Stellensuchende sogenannte Musikerbörsen und Filmcafés gibt, wo Kapellmeister und Regisseure sich die Mitspieler holen, so haben wir in Berlin sozusagen konzessionierte Einbrecherdestillen, in denen amtliche Aufträge vergeben werden. Der Staatskommissar für die öffentliche Sicherheit, Weißmann, braucht natürlich nicht direkt mit der Hefe zu verkehren. Dazu hat man seine Leute. Einer dieser Unterkommissare, ein Mensch mit feistem Kurfürstendammgesicht, war nach der Tschechoslowakei geschickt worden, um gewisse bolschewistische Zusammenhänge aufzuklären, wurde in Oderberg eingelocht, brach aus und kam

Digitized by Google

glücklich wieder in Berlin an. Seine Papiere aber hatte er verloren, und ihre Veröffentlichung in der Berliner kommunistischen „Roten Fahne“ stand bevor. „Wir wollen das Kind schon schaukeln!“, sagte er aber getrost zu Weißmann: in derselben Nacht wurde in der „Roten Fahne“ eingebrochen, und man hatte die Papiere wieder. Es ist bei uns eben so, wie gemeinhin in allen neueren Republiken seit Venedig. Für wenige Scudi findet man einen „Bravo“ zu allerhand dunklen Unternehmungen. Es gibt heute mehr bezahlte Bravos als früher Dienstmänner an den Straßenecken. Die sittlichen Begriffe „gut“ und „böse“ sind längst abgelöst durch die Begriffe: der Republik (oder der Regierung oder der Partei) nützlich oder schädlich.

Nicht alle Parteiprozesse freilich gelingen. Abgeblitzt ist auch der sozialdemokratische preußische Finanzminister Lüdemann mit seinem Antrag, den Prinzen Friedrich Leopold von Preußen entmündigen und seinen umfangreichen Besitz in die Verwaltung einer gewissen Gesellschaft übergehen zu lassen, die, vorsichtig ausgedrückt, in gewissen Beziehungen zu Parteikreisen Lüdemanns steht. „Es gibt noch Richter in Berlin!“ Wir wissen uns von jeder Sympathie für diesen Prinzen frei, den sein eigener Schwager, der Kaiser, wegen mancher merkwürdigen Vorkommnisse von zwei Psychiatern hat untersuchen lassen und der im November 1918, um diesem Schwager den letzten Tort anzutun, auf seinem Glienicker Schloß die rote Flagge hissen ließ. Immerhin aber muß man ihm und seiner Frau, der Schwester der Kaiserin, zugestehen, daß sie ihre Kinder ganz prachtvoll erzogen haben. Senkrecht an Leib und Seele, würde Nietzsche sagen. Der Mann werde zum Krieger erzogen, das Weib zur Erholung des Kriegers, alles andere ist töricht, hat Nietzsche einmal gesagt; und als Krieger im höchsten Sinne, mit stählernen Muskeln, stählernem Willen, stählerner Selbst-

Digitized by Google

zucht und doch kindlichem Gemüte, so wuchsen diese Söhne auf. Den Heldentod des zweiten, des Prinzen Friedrich Karl, im Luftkampfe gegen Engländer hart über ihrer Infanterie, haben wir ja selbst erlebt; in diesen Osterferien jährt sich wieder einmal der Tag. Nichts Männliches war diesem Kämpfer fremd, nichts Prinzliches hob er hervor. In kurzer Sporthose rannte er 1914 im Frühling im Stafettenlauf Potsdam—Berlin in der siegenden Mannschaft mit. Auch im Schwimmen war er kaum zu schlagen, als Pistolenschütze und als Reiter stand er unter den Ersten, im Fechten an der Spitze, und dem Fußball gehörte seine ganze Leidenschaft. Aber auch im Hockey war er glänzend in Form, und das ist merkwürdig, denn Hockeyspieler und Fußballer gehören eigentlich zwei verschiedenen Lagern an und zucken übereinander die Achseln, wie Allopathen und Homöopathen. Er war auf dem Wege zur klassischen Kalokagathia, wie die Griechen das vollendete Ebenmaß in Körper und Geist genannt haben. Sein einziger Fehler war die Tollkühnheit. Die ist nicht deutsch. Deutsch ist die „besonnene Verwegenheit", wie Treitschke es ausdrückt und wie Richthofen sie übte. Mit beiden, Richthofen und dem Prinzen, bin ich im Felde dienstlich und gesellschaftlich wiederholt in Berührung gekommen und habe sie lieb gewonnen. Auch den älteren Bruder, den Prinzen Friedrich Sigismund, habe ich an der Front, als er eine Fliegerabteilung führte, etliche Male gesehen; er war nicht ganz so strahlender Heldenjüngling wie Friedrich Karl, war ruhiger und sachlicher, aber auch ein Mensch, von dem jeder sagte, er müsse eine ganz prachtvolle und glückliche Kinderstube hinter sich haben. Wenn es gestattet ist, von den Äpfeln auf den Stamm zu schließen, dann ist jedenfalls der Vater, der vom roten Lüdemann so befehdete Prinz Friedrich Leopold, trotz aller seiner herrischen Eigenheiten, Dandy-Schrullen und gewalttätigen Exzesse

Digitized by Google

sicher nicht halb so schlimm, als die Hasser des Königshauses ihn hinstellen.

Man hat in den Kreisen der politischen Revolutionsschieber gar kein Verständnis für die Struktur der Leute aus dem alten System. Auch keine Ahnung von dem unbändigen Idealismus, der in ihnen lebt. Man hat noch vor zwei Jahren geglaubt, daß namentlich unsere gebildete Jugend den Staub des Vaterlandes abschütteln und auswandern würde, um anderswo unter günstigerer Umwelt ihren Studien zu leben oder ihre Begabung in Lohn umzusetzen. Das geschieht nicht. Man hält in der Heimat, der geschändeten, aus, man springt ihr bei, wenn irgendwelche Rote sie wieder einmal in die Luft sprengen wollen, und man arbeitet weiter, aus reinem Idealismus, unter Verhältnissen, die den Fremdlingen als unglaublich erscheinen. Gerade eben hören wir von einem Berliner Kunstschüler, der im vergangenen Jahre für sein Schaffen den Preis der Akademie erhalten hat. Abends verdient er sich seinen Lebensunterhalt als Aushilfskellner, nachts schläft er auf einem Stuhl im Wartesaal eines Bahnhofes, tagsüber studiert er weiter. Die Fremdlinge schütteln immer wieder die Köpfe, wenn sie einen Einblick in dieses „unauffällige" arbeitende Berlin in den Zwischenpausen, die das schwärmende Berlin ihnen läßt, bekommen, und sagen dann immer wieder: Die Deutschen können nicht untergehen! 24. März 1921

Digitized by Google

27

Der Frühling kommt — Stacheldraht in der Wilhelmſtraße — Wie man früher Krawalle vermied — Scheidemann und der Kaiſer — Der Annonceur — Ein Prinz mit dem Taktſtock — Erzherzog Leopold Ferdinand als Brettlmime in Berlin — „Luderchen“ — Nach der Parſifal-Woche

Das Gras ſchießt, und die Kommuniſten ſchießen. Knoſpen werden durch die Sommerwärme und Eiſenbahnweichen durch Dynamitpatronen geſprengt; alſo es wird Frühling in Deutſchland. Wir ſind das gewohnt; ſo iſt es immer im März. Auch daß die geheiligte Gegend der Wilhelmſtraße in Berlin, wo unſer Landesvater Fritz Ebert ſein Veilchendaſein führt, durch Stacheldraht und Maſchinengewehre geſichert wird, begrüßen wir als Frühlingsanzeichen. Wer Unter den Linden luſtwandelt und in die Straße der Miniſterien einbiegen will, wird barſch angehalten. „Ausweis!“ Und trotz des Ausweiſes wird mancher abgewieſen. Er kann, wenn er in der Gegend ſüdlich der Regierungszentrale wohnt, ja über die Budapeſter oder die Friedrichſtraße einen Umweg machen. Man fürchtet elektriſche Entladungen bei zu naher Berührung von Herrſcher und Volk.

Karabiner des Sipomanns
Sichern die ſteile Höh',
Wo Ebert ſteht ...

Dazu natürlich Handgranaten im Koppel. Die Handgranate iſt heute das Kennzeichen des Feldmarſchmäßigen, der Entſchloſſenheit: des Bolſchewismus wie auch des Antibolſchewismus. Märzveilchen und Handgranaten ſind in unſerer Republik gewiſſermaßen Geſchwiſterkinder. Auch in Berlin hat es hie und da geknallt, aber in die Luft geflogen

Digitized by Google

ist nur eine sogenannte Rotunde, ein öffentlicher Abort, und nicht, wie anderswo, ein Landgericht oder eine Brücke oder ein Bankhaus. Berlin will arbeiten. Die Ernüchterung ist hier größer als in Mitteldeutschland, und die Zahl der Illusionisten im Proletariat nimmt ständig ab. Man sehnt sich immer mehr nach den gesunden Zuständen, wie wir sie früher hatten.

Damals patrouillierten keine Panzerautos vor der Behausung des Landesherrn. Damals durfte das Volk bis an das Schloßtor branden. Einmal, während der großen Arbeitslosenkrawalle, war es besonders arg, und der besorgte Polizeipräsident kam angefahren, meldete sich beim Kaiser und bat ihn, diesmal auf seinen Ausritt zu verzichten; Majestät möchte doch nur einmal das schwarze Gewimmel draußen sich durch einen Vorhangspalt ansehen und auf das drohende Stimmengewirr hören. Aber Wilhelm II. erwiderte ruhig: „Nein, mein Lieber, nachdem das Volk Sie soeben in Uniform hier hat hereinfahren sehen, nachdem die Leute also wissen, daß ich vor ihnen gewarnt werde, ist es gerade meine Pflicht, zu ihnen hinauszugehen; sonst wäre ich nicht ihr König und Landesvater, sondern ein feiger Drückeberger!“ Also die Pferde wurden gesattelt vorgeführt, der Kaiser mit Gefolge saßen im Hofe auf, und es ging hinaus. Die beiden diensttuenden Flügeladjutanten, zwei ältere Männer von Welt, Männer von erprobtem Takt, hatten inzwischen sich darüber verständigt, wie man durch einen guten Einfall die Lage entspannen könnte. Also noch im Torweg wurde im Dahinreiten dem herbe und ernst dreinschauenden Kaiser ein glänzender neuer Witz erzählt, er lachte laut auf, und als das Tor aufsprang, strahlte er noch so übers ganze Gesicht und lachte den ersten Leuten draußen so herzlich zu, daß die Hüte von den Köpfen flogen, im Nu eine ehrerbietige Gasse sich bildete und sogar, schüchtern zuerst und dann beherzter, das altgewohnte Hurra aufflog. Der Kontakt war wieder da. Die

Digitized by Google

Sorgen des Polizeipräsidenten zerstäubten in ein Nichts. Niemals während seiner ganzen Regierungszeit hat Wilhelm II. es nötig gehabt, hinter Stacheldraht Schutz zu suchen, denn im Grunde ging es ja allen Leuten unter seiner Herrschaft gut, profitierte jedermann von dem ungeheuren Aufschwung unserer Wirtschaft und Weltgeltung. Sogar von Philipp Scheidemann erzählt ein hervorragender schwedischer Sozialdemokrat, daß er ihm noch während des Krieges gesagt habe: „Kein Monarch hat für sein Land jemals so viel getan, als Kaiser Wilhelm für Deutschland." Das will er jetzt natürlich nicht wahr haben und erhebt seine unverdorrten Schwurfinger zum Beweise des Gegenteils. Aber man glaubt ihm diesmal nicht. Und man vergleicht, wie es einst war und wie es jetzt ist.

Der Vergleich fällt nicht zugunsten der Gegenwart aus, selbst wenn ein rabiater Roter ihn anstellt. Aber allmählich läßt der Glaube an ein dauerndes Abwärts oder Aufwärts nach: daß sich die Weltgeschichte in Wellenlinien bewegt und daß wir nur zurzeit uns in einem Wellental befinden, das wird immer mehr allgemeine Erkenntnis. Jedermann findet sich damit, daß wir augenblicklich tief unten sind, so gut er kann, ab. Die falsche Scham verschwindet. Ein ehemaliger Offizier, der kein Vermögen, aber eine große Familie hat, ist kürzlich „Annonceur" in einer Berliner Riesenrestauration geworden, nachdem er den Rest seiner Ersparnisse als Vertreter bei einer Schwindelfirma verloren hatte. In die Küchen von Kempinski, Traube, Rheingold usw. fliegen die Bestellzettel der Kellner. Der Annonceur bekommt sie, ordnet sie blitzschnell und ruft in die Front der Köche und Konditoren mit mächtiger Kommandostimme, die das Brodeln und Zischen und Klappern und Schlagen überdröhnen muß, hinein: „Sieben Sahneschnitzel! Acht Melba-Eis! Zwölf Hasenrücken! Drei Brathuhn! Einmal Ome-

Digitized by Google

lette Surprise! Dreizehn Krebssuppe! Drei Stangenspargel! Sechs Holländer mit Butter! Elf Zander! Zwo Forellen blau! Sieben Schokoladetassen! Drei Rinderbrust! Vier Real Turtle! Acht Matjes mit Bohnen! Zwo gefüllte Tomaten!" Das geht während der Hauptessenszeit mittags und abends ununterbrochen wie ein Trommelfeuer, da gehört Lunge dazu und vernünftige Ökonomie der Stimmbänder, und wenn tagsüber achttausend, neuntausend, zwölftausend Leute abgefüttert sind, dann hat der Annonceur ehrlich sein hohes Gehalt verdient und sinkt todmüde ins Bett. Wehe ihm, wenn er einmal Übersicht und Geistesgegenwart verliert. Dann ist im Handumdrehen „eine große Schweinerei da", dann schimpfen die Speisenträger, die Kellner, die Gäste, dann wird Nichtbestelltes aufgetragen, umgetauscht, wird kalt und gerinnt, dann kommt Bestelltes ewig nicht herunter, und der Ruf des Hauses leidet empfindlich. Es gibt im heutigen Berlin überhaupt die ungeahntesten Berufe für Gentlemen, die keine Arbeit scheuen. Am schnellsten geschwunden sind die Vorurteile noch in den sogenannten oberen Ständen. Eher wird manchmal ein Student Kanalräumer, als daß ein Hotelkellner Restaurationskellner wird.

Wer keine Vorurteile hat, jung, gesund, fleißig und nicht auf den Kopf gefallen ist, der findet heute noch immer irgendwelche Arbeit in Deutschland. Man braucht sich nicht etwa zu prostituieren, man kann „ehrlich" bleiben. Die unsichtbare Grenze, die man nicht überschreiten soll, ist freilich sehr verschieden. Schon das ist uns eigentlich wider das Gefühl gegangen, wenn Prinz Joachim Albrecht von Preußen in einem beliebigen Sommerrestaurant in Karlsbad, Eintritt 2 Kronen, in den Musikpavillon trat und dirigierte. Immerhin, er ist Künstler, er dirigierte nur dann, wenn eigene Kompositionen von ihm gespielt wurden, und er nahm kein Geld dafür. Es wäre noch weniger schön, wenn ein wohlhabender

Digitized by Google

Fürstensproß den auf Erwerb angewiesenen Meistern des Taktstocks Konkurrenz machte. Ganz anders aber liegt es in dem Falle des Erzherzogs Leopold Ferdinand von Österreich-Toskana, der aus dem Gothaischen Almanach verschwunden ist (übrigens ziemlich gleichzeitig mit seiner Schwester, geschiedenen Toselli, ehemaligen Kronprinzessin Luise von Sachsen), nachdem er nach verschiedenen unerquicklichen Affären den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling angenommen und auf alle Habsburger Rechte verzichtet hatte. Heute ist er die große Sensation für Berlin. Er tritt vor einem zahlungsfähigen p. t. Publikum als „Seine Hoheit" auf dem Bühnchen der Rakete auf, eines Kabaretts an der Ecke der Joachimsthaler und Kantstraße in Charlottenburg. Auch Kaiser Nero mimte. Aber der Erzherzog ist kein Nero gewesen, sondern nur ein morscher, sehr morscher Zweig seines Hauses, abfallreif schon lange vor dem Zusammenbruch. Während seine Schwester, die einst, um sich „ausleben" zu können, dem Hofe entflohen war, jetzt in der großen Stille versunken ist, gewinnt es dieser Erzherzog also über sich, von sich reden zu machen. Als wenn er nicht schon genug Veranlassung dazu gegeben hätte! Es ist wohl noch unvergessen, daß er eine gewöhnliche Straßendirne, die Adamowicz, ehelichte, die nachher schlampig wurde und ihm das Leben zur Hölle machte. Jetzt tritt er in einem „Sketch" auf, einem Einakter, der ihm sozusagen auf den Leib geschrieben ist. Wenn der Vorhang aufgeht, sehen wir das Empfangszimmer eines sehr eindeutigen Hauses vor uns; es kann in Triest oder Fiume oder Lissabon oder Marseille oder sonstwo in Europa sein. Drei Huldinnen rekeln sich da herum, betreut von einer alten „Gräfin", die natürlich aus Wien stammt. Franzl, der Kammerdiener Seiner Hoheit, meldet die Ankunft des Erzherzog-Admirals, der die Adresse seiner alten Jugendliebe erfahren hat und sie nun aufsucht, eben diese alte

Digitized by Google

„Gräfin". Und nun kommt der tatsächliche, wirkliche Erzherzog Leopold Ferdinand in weißer Tropenuniform an, ein wenig still, ein wenig linkisch, ein wenig müde, eisgrau mit seinen 53 Jahren, sagt einiges — im Grunde nicht viel mehr als „Bitt' schön, meinerseits, ganz meinerseits! —" trinkt, verlegen und doch auch jetzt noch mit seiner guten Kinderstube turmhoch über den Mitspielern, etliche Glas Wein in dieser Gesellschaft, schaut sich hilflos und mit ein paar höflich-geistesabwesenden Worten nach den kichernden drei Favoritinnen um, walzt mit einer von ihnen nach den Klängen der Donauwellen über die Bühne und durch den Vorhang im Hintergrunde, lädt nach seiner Rückkehr gütig und doch tonlos die „Gräfin" ein, ihm nach Honduras zu folgen, läßt ihr ritterlich den Vortritt und verschwindet hinterdrein. Man hat den erschütternden Eindruck, daß eine galvanisierte Leiche sich selber persifliert. Ein paar österreichische Damen am Tische hinter mir — der Platz kostet 75 Mark, die Flasche Wein 106 Mark — legen den Kopf auf die Arme und weinen leise ins Taschentuch. Sie schämen sich. Hier wird mit der Schmach von Habsburg-Toskana ein Geschäft gemacht. Dafür, daß es ganz ordinär ist, haben die Berliner Textdichter gesorgt. Ihr Publikum wiehert, wenn in das kurze sentimentale Zwiegespräch Seiner Hoheit und Ihrer Erlaucht der Porzellan-Papagei im Bauer über dem Sofa plötzlich sein „Schatz, mach' Kasse!" schnarrt oder eine andere in solchen Tempeln oftgehörte Redensart. Der Erzherzog selbst, ein untersetzter, etwas gebeugter Mensch von gar nicht königlichem Wuchs oder Aussehen, schiebt sich nachher gleichmütig durch das Publikum hinaus. Etwas in ihm, was selbst der letzten Straßendirne noch im letzten Herzenswinkel loht, ist gänzlich erloschen. Er weiß nicht mehr, was Scham ist. Bereitwillig steht er Rede und Antwort. „Was kann man halt machen? Schaun's, ich hab' in meiner Jugend

Digitized by Google

nur auf Admiral g'lernt. Das ist heut nix mehr. Meine Pension beträgt 3000 Kronen im Monat, das sind grad 280 Markln in deutscher Währung." Gegenüber dieser Hauptattraktion ist es eine wahre Erholung, die übrigen üblichen Kabarett-Nichtigkeiten hier anzuhören und anzusehen, eine Harfenspielerin, eine Tänzerin, ein paar Sänger und Witzmacher, ein lustig tolles Einbrecher-Schwänkchen.

Man merkt den nahenden Sommer leider nicht nur an Knospen und Stacheldraht, sondern auch an dem Theaterspielplan. Es kommt die Zeit, wo der Berliner nicht mehr ins Theater geht, sondern dies den herreisenden „Provinzlern" überläßt, während er selber in Wannsee die Sonne untergehen oder im Lunapark das Feuerwerk auffliegen sieht. Mit „Luderchen" von Tony Impekoven in der Komischen Oper hat dieser alljährliche Umschwung eingesetzt. Luderchen ist ein fesches Ding, das lieber abgefunden, als geheiratet sein will, zuerst bei dem Vater ihres derzeitigen Schatzes höchstehrsam als die Zukünftige des Sohnes auftritt und dann als die Gegenwärtige des alten Herrn mit diesem nach St. Moritz abdampft, aber ohne Anspruch auf Legitimität. In der Hoffnung auf Pikanterien werden die Besucher getäuscht. Nur sehen sie einmal in Wolle und Flanell das, was sie nachher in Seidenstrumpf und Spitzen sehen. Der übliche Schmarrn. Noch einmal aber hat die niedergehende Saison im früheren Königlichen und im Charlottenburger Deutschen Opernhause mit einer Reihe von Doppelaufführungen des „Parsifal" der Unsterblichkeit deutschen Geistes ihren Zoll dargebracht. Für das Schieberpublikum ist das ein zu langer Abend. Aber in mancher guten Familie ist monatelang für eine solche Osterfeier an der Hand Richard Wagners gespart worden. Und die Begeisterung für diesen Kultus des Heilig-Schönen hat schon Volksschichten erfaßt, für die früher „der Grammophong" alles war. In einer bekannten Familie erzählte

Digitized by Google

dieser Tage die Putzfrau mit leuchtenden Augen vom Karfreitagzauber. Man sah sie erstaunt an. Jawohl, sie sei schon dreimal in ihrem Leben im Parsifal gewesen. Diesmal habe ihr Mann, der eine Art Faktotum in einer Knopfhandlung ist, von 11 Uhr abends bis 9 Uhr morgens Kette gestanden, um endlich für 10½ Mark die Karte für den vierten Rang zu bekommen. Nun könnten sie beide ein Jahr lang fröhlich weiterschuften. 31. März 1921

28

O segensreiche Ordnung! — Die Leichenfeier für Sylt — Schüttler — Wer beim Film sein Glück macht — Spielhonorar und Toiletten — Pola Negris Pech — Die Entlobungsseuche

Kennen Sie den Schwager des ehemaligen Kaisers von China? Nicht? Aber ich! Sehen Sie, da vorne vor uns geht er. Das sei ja bloß ein Berliner Schutzmann, sagen Sie? Natürlich! Aber er ist es doch. Der Kaiser von China ist bekanntlich „der Sohn des Himmels", nicht wahr? Schön. Des Himmels segensreiche Tochter ist aber, laut Schiller, die Ordnung. Merken Sie noch nichts? Nun, der Schutzmann ist doch im Staate der Mann der Ordnung! Na also. Dann ist er doch der Schwager des Kaisers von China, wenn er der Mann der Schwester des Kaisers ist! Siehste woll. So kalauert der Berliner sich durch das triste Leben. Er weiß freilich, daß die Sache nicht ganz stimmt. Die Ordnung, die wir heute haben, ist nicht die segensreiche Tochter des Himmels, sondern ein Bastard aus dem Verhältnis zwischen Severing und den Kommunisten. Einer

Digitized by Google

der wildesten Schreier wider diejenige Ordnung, die wir Altmodischen noch kennen, war Sylt, dem die Berliner es zu verdanken haben, daß sie gelegentlich kein Licht, kein Gas, kein Wasser bekommen und daß dann immer einige neu eingelieferte Insassen der Krankenhäuser, die durch eine Operation gerettet werden könnten, sterben müssen, da es erstens an Licht mangelt und zweitens die Instrumente nicht ausgeglüht werden können. Nicht von einem übereifrigen „Grünen", sondern einem der ruhigsten und ältesten Kriminalbeamten Berlins hat Sylt, der als Aufstandsprediger verhaftet war, bei einem Fluchtversuch die tödliche Kugel bekommen. „Gott sei Dank!", sagen viele, auch Arbeiter; denn dieser Sylt ist, beiläufig bemerkt, auch einer der ärgsten Beschimpfer der nichtkommunistischen sozialdemokratischen Arbeiter gewesen. Nun wird er aufgebahrt. Die rote Fahne mit dem Sowjetabzeichen deckt in breiter Pracht den Sarg; mit dem Abzeichen jenes Sowjets, der — laut Sinowjew-Apfelbaums offizieller Erklärung — nicht nur die gesamte westeuropäische „Ordnung" über den Haufen rennen, sondern auch die Severing und Genossen bei nächster Gelegenheit henken will. Tut nichts. Der Mann der Ordnung, der Severingschen Ordnung, muß dafür sorgen, daß die Leichenfeier zu einer ungestörten, ungeheuren Verherrlichungs-Demonstration für den toten Ordnungsfeind wird. Chinesische Zustände, sagen Sie? Ach, in Berlin hat man sich schon an ganz andere Dinge gewöhnt. Von russischen Zuständen, türkischen Zuständen sprach man früher bei uns. Von preußischen Zuständen kann die Welt jetzt sprechen.

Da ist es wirklich kein Wunder, wenn beispielsweise die Bayern sich für solche Ordnung bedanken und lieber selber ihre eigene haben. Sogar in dem „roten" Sachsen ist man vielfach bereits weiter als in Preußisch-Berlin. Die Berliner Besucher der letzten Leipziger Messe erzählen erstaunt, daß

Digitized by Google

man in der großen Pleißestadt stundenlang umherwandern könne, ohne einen richtigen Bettler zu sehen. In Berlin gibt es keine einzige Hauptstraße, in der man nicht Gefahr läuft, alle paar hundert Meter über einen Schüttler zu stolpern. Zumeist sind es „künstliche" Schüttler, die das Gliederzittern gewerbsmäßig ausüben, ohne daß irgendeine Krankheit vorliegt. Wenn früher unsere Tante Eulalia „ihre Nerven bekam" und plötzlich, wenn wir mit ihr urgemütlich in den rheinischen Winzerstuben oder sonstwo saßen, bemitleidet zu werden wünschte, lehnte sie sich in den Sessel zurück, stützte ein Bein nur auf die Zehen, und dieses Bein schüttelte sich alsbald, daß die Gläser klirrten. Das kann man sehr schnell lernen. Wenn Tante Lalchen weg war, machten wir alle es ihr nach. Schwerer ist es schon mit dem Arm oder mit dem Kopf, aber bei einiger Übung hat man es auch bald heraus. Wer sich nun als gewerbsmäßiger Schüttler in Berlin etabliert, der ist vor der Polizei so sicher, wie ein Blödsinniger im Orient: versucht ein Schutzmann es auch nur, den Mann, der in einem billig gekauften alten Waffenrock da auf dem Bürgersteig sitzt, nach seinen Papieren zu fragen, so nimmt das sentimentale Berliner Publikum sofort Partei gegen den Schutzmann, und er kann froh sein, wenn er unverhauen aus dem Menschenhaufen entkommt. Zwei junge Kriegsteilnehmer aus guter Familie wetteten in der vorigen Woche, ob wohl ein Schüttler auf 200 Mark Tageseinnahme kommen könne. Der eine von ihnen trägt einen bekannten preußischen Adelsnamen. Ich nenne ihn nur deshalb nicht, weil sonst Herr Severing ihn — ihn allein — sofort wegen Bettelns und Betruges ins Kittchen sperren würde. Also dieser junge Herr kostümiert sich entsprechend, setzt sich an dem warmen sonnigen Tage auf dem Spittelmarkte mitten in das geschäftige Berliner Leben, schüttelt, zittert, schlenkert — und hat am Abend 217 Mark eingenommen.

Digitized by Google

Es ist freilich noch nicht so weit, daß die Kinder, wenn man sie fragt, was sie einst werden wollten, antworten: Schüttler. Sind die Kinder weiblichen Geschlechts, so sagen sie allenfalls: Filmdiva. Kam da vor etlicher Zeit ein siebzehnjähriges junges Ding nach Berlin gereist, um „beim Film" ihr Glück zu machen. Für Hunderte ist es das Unglück. Aber dieses Mädel war unter fünfhundert die eine Ausnahme. Sie ließ sich bei dem Direktor einer unserer größten Filmunternehmungen melden, der die gänzlich Unbekannte natürlich abweisen ließ. Sie erzwang trotzdem — da war das Glück ihr hold — eine kurze sachliche Unterredung, imponierte durch diese Energie und Sachlichkeit und erreichte durch einen Blick des Direktors auf ihre Haare, ihre Augen und — ihre Beine, daß er, halb belustigt, in einen Versuch einwilligte, zumal da es sich, wie wohl bemerkt werden muß, um ein gebildetes und elegantes Mädchen aus sehr gutem Hause handelte. Heute, wenige Wochen später, hat das Mädchen ein festes Monatsgehalt von 2000 Mark und an Spielhonorar bisher 3500 Mark. Dieses ist freilich für ein einziges Kostüm draufgegangen. Es klingelt. „Übermorgen, bitte, totschick in modernster Straßentoilette!" Das ist Befehl. Wird er nicht befolgt, so ist man schon unter den Rädern. Zunächst war das Mädel (ja, der Wuchs!) als Page aufgetreten, und dazu wird alles, wie überhaupt „das Historische", geliefert. Aber moderne Kleidung muß man sich selber besorgen. Das Talent manchen Filmsterns besteht, wie auch das mancher Operettengröße, nur in den Toiletten. Vielleicht wird die junge Dame, von der wir hier sprechen, einmal ein Stern. Ihre blonden Haare, ihre trotzdem nachtdunklen Augen, ihre schmalen Fußknöchel photographieren sich gut, und sie hat ein außerordentliches mimisches Ausdrucksvermögen, das schließlich doch nur die Außenseite eines reichen geistigen Innenlebens ist. Draußen in der Filmstadt wird das übrige für ihre Körper-

Digitized by Google

kultur getan. Man kommt an, nimmt ein Bad, turnt, arbeitet im Ruderkasten, wird massiert, manikürt, pedikürt, man müllert, man studiert, man agiert schließlich vor dem Kurbelkasten und ist nach acht Stunden ehrlich todmüde. Zieht man am Ende des Monats die Bilanz, so hat der Schneider das ganze Spielhonorar bekommen und noch vom Gehalt so viel dazu, daß für den eigentlichen Lebensunterhalt nicht viel mehr als in anderen Berufen bleibt, in denen ein junges Mädchen Tüchtiges leistet. Gewiß, man hat bessere Toiletten. Es ist auch romantischer, zu filmen, als tagsüber fünfzigmal zu tippen: „Antwortlich Ihres sehr geehrten Vorgestrigen ..." Aber, wie gesagt, von 500 kommen 499 unter die Räder, und die eine, die sich — aber auch nur für die Jahre der Jugend — eine auskömmliche Stellung verschafft, bleibt in der Mehrzahl der Fälle ein Sternchen sechsten Grades und erlebt es nie, daß sie als Lira Lara oder sonstwas in meterhohen Reklamen an allen europäischen und tschechoslowakischen Anschlagtafeln prangt.

Die Flimmersterne ersten Grades wühlen freilich in Perlen. Ihren Ruhm müssen sie dafür mit einem Verzicht auf jedes Inkognito bezahlen. Sie können niemals Hand in Hand mit einem lieben Menschen weltbergessen um den Schlachtensee bummeln, denn sofort stauen sich alle Wanderer zu Klumpen, starren sie an und sagen: „Ooh, die Lira Lara!", und am nächsten Morgen steht es in der Zeitung. Auf dem kommunistischen Parteitag in Halle blieb Erna Morena keine zwei Minuten unentdeckt. Auch der Pola Negri, der „schwarzen Paula", die an irgendeinen unsagbar polnischen Grafen verheiratet ist, behagen augenblicklich weder ihre Perlen noch ihre Berühmtheit. Die ersteren wurden ihr gestohlen, und zwar eines Abends in einem Hotelzimmer, das nicht ihr Zimmer war. Nun hat sie ihre Perlen wieder. Aber zu der Gerichtsverhandlung in Berlin ist sie nicht erschienen,

Digitized by Google

denn es ist peinlich, von einem als Zeugen vorgeladenen Hoteldirektor sich sagen zu lassen, man sei ja gar nicht Hotelgast gewesen.

Nicht alle großen Darstellerinnen heiraten einen Grafen oder einen Bankier oder einen Botschaftsrat. Wer zum Film geht, vermindert sogar seine Heiratsaussichten, und das dürfen die vielen, die sich dazu drängen, auch nicht vergessen. Frauen, die begehrenswert sind, sind selten besitzenswert. Das ist nachgerade allgemeine Erkenntnis in der Männerwelt. Man sieht sich solch einen Paradiesvogel an und fragt sich sofort: „Was kostet der Schwanz?“ Schon die Zigarettenrechnung der jungen Damen erschreckt die Werber. Alles „Totschicke“ gefällt den jungen Männern nur so lange, als sie es nicht selber zu bezahlen brauchen, und auch die vollendete sachverständige Grazie, mit der ein junges Mädchen im Restaurant Artischoken aussaugt, tröstet nicht über die Hilflosigkeit hinweg, die dasselbe junge Mädchen wahrscheinlich bei der Herstellung einer einfachen Kartoffelsuppe bezeigen würde. Man spricht in Berlin jetzt viel von der Entlobungsseuche, die ärger grassiert als die Grippe, und auch nicht nur in Berlin allein. Hier und da windet ein Mädel sich in Schmerzen, heult, wird ins Bett gepackt oder aufs Land geschickt, weil sie einen nervösen Zusammenbruch erlebt, wie der Hausarzt erklärt. Sie ist entlobt: „er“ hat ihr aufgekündigt, obwohl sie ihm doch so sehr imponiert zu haben glaubte, obwohl sie ihn doch so fest am Bändel zu haben vermeinte. Der Grund ist in neun von zehn Fällen der, daß der Mann erkennt, dieses Mädel werde an seiner Seite den harten Lebenskampf nicht bestehen können. Auf Vermögen, ja auf Aussteuer sogar kann man heute, unter dem Zwang unserer Verarmung, verzichten. Ungezählte junge Ehepaare wohnen in Berlin in einem oder zwei möblierten Zimmern. Aber was der Mann haben muß, das ist eine frohe

Digitized by Google

Frau, die in Arbeit sich gesund erhält, und ihm, dem vom Daseinskampf Zermürbten, das Daheim behaglich und sonnig macht, — und das traut er heute noch nicht der Hundertsten zu, die seine Wege kreuzt. Die eine oder andere begehrt er und verlobt sich mit ihr, aber die feierliche Besitzübernahme auf dem Standesamt lehnt er oft ab, wenn er nach wenigen Monaten alle Unzulänglichkeit erkannt hat. Die Paradiesvögel werden nicht mehr geheiratet. Das brave Haushuhn, das schlichteste, das unauffälligste, steigt im Kurse. 7. April 1921

29

Sonntags bei Portiers — „Boomblüte!" — Wie man in Werder kampierte — Frühling in Sanssouci — Vor dem Antikentempel — Verkehrserschwernisse am Beisetzungstage — Großbetrieb mit Diebesgut — Stramms Stenodrama in den Kammerspielen

Von der Asphaltwüste zwischen den Steinburgen der Großstadt hebt sich ein Brodem. Es ist, als ob der Winter, der herbfrische Geselle, jetzt in irgendeinem Müllkasten verwese. Der Berliner aber ist nicht poetisch und nennt alles beim richtigen Namen. Vor den vierstöckigen, fünfstöckigen Häusern steht am Sonntag nachmittag ein Stuhl, darauf sitzt der „Herr Pochtjeh", und dieser Portier gibt seine Weisheit zum besten: „Meine Olle hat eenen jroßen irdenen Pott, da sind imma Faßbohnen drin, un wenn die anfangen zu stinken, denn is Frühling!" Auch die übrigen Portierfamilien sitzen vor den Häusern und tauschen ähnliche Bekenntnisse aus, ehe sie dazu übergehen, die „Parteien" durchzuhecheln, die Mieter. Überall haben die Herrschaften sich

Digitized by Google

zu einer Portier-Zulage an den Hauswirt entschließen müssen, und mit den Trinkgeldern, die nebenbei am Fahrstuhl abfallen, steht man sich doch so auf rund 1800 Mark monatlich neben freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung. Aber seine richtige Ruhe hat man doch nur am Sonntagnachmittag. Da verkehren keine Lastfuhrwerke, die Kinder können mitten auf der Straße ihren „Triesel“ — ihren Kreisel — peitschen, und der Fahrstuhl steht still, denn die Parteien sind ausgeflogen. Zum Pferderennen in Karlshorst; oder zu einem Bummel an irgendeinen Grunewaldsee; oder zur Bootspartie in Treptow; oder zur Baumblüte in Werder.

„Boomblüte!“ Dieses Wort hat in Berlin dieselbe elektrisierende Wirkung, wie „Salvator!“ in München. Vater wischt sich den Schnurrbart, Mutter holt das Seidene hervor, die Kinder zappeln und kreischen. Wer nicht alljährlich zur „Boomblüte“ nach Werder fährt, der gehört nicht zum richtigen Berliner Mittelstand. Das ist eine Sache, wo man sich mal „mit Muttern“ bekneipt, während am Himmelfahrtstag ebenso herkömmlich die reine „Herrenpartie“ steigt. Mit Blütenzweigen in den Händen, Obstwein in den Gliedern, Sonnenbrand auf den Gesichtern dürfen auch die Kinder an diesem Tage mal ein bißchen torkeln. „Werder an der Havel.“ So steht es im Lehrbuch für Erdkunde. Die Havel aber ist hier, wie so häufig, wieder einmal ein See. Schon ohne diese großen Flußbuchten gibt es über 2400 „selbständige“ Seen in der wassergesegneten Mark Brandenburg, aber die Havelseen sind und bleiben die schönsten, weil sie auf dem Wasserwege alle hintereinander passiert werden können und immer wieder neue Reize enthüllen. Wenn man zu Fuß westlich Potsdam aus dem Buchendom des Wildparks heraustritt, sieht man drüben jenseits des Sees Werder terrassenartig ansteigen, den ganzen Höhenzug dieser Gartenstadt übersät mit rosaweißer Blütenpracht. Weit rechts oben, zum Bahnhof zu, ragen große

Digitized by Google

Gasthofkasernen aus dem Waldesgrün. Man ist auf Massenbesuch in dieser Berliner Obstkammer gerüstet. Billig ist es auch dort nicht mehr, die Flasche Obstwein kostet 20, und ein kleiner Blütenzweig 5 Mark, aber die Frühlingsseligkeit muß ausgekostet werden. Früher gab es in Werder sogar ein Nachtlager umsonst. Die vorsorglichen Werderaner brachten große Strohbündel und warfen sie kilometerweit am Bahndamm entlang ins Gras. Da schliefen nun Tausende ihren Rausch aus, um dann in aller Herrgottsfrühe am Montag in der Taufrische zu erwachen und jetzt mit klaren Sinnen den wirklichen Frühling zu genießen, ohne Staubwolken, Gedrängel und Prostgeschrei. Der Wein macht zutulich. Wer da abends schwergeladen am Bahndamm sich niederließ, für den war die grantige „Olle" auf einmal das „Pusselken" geworden, und eine sonst seltene Zärtlichkeit vergoldete das Familienidyll. Nur manchmal gab es Mißverständnisse, und irgendeine schrille Stimme erklang: „Mein Herr, Sie irren sich, ich bin jar nich Ihre Dame!"

In diesen Tagen sind viele nur beim Weiterwandern nach Werder gekommen, die nicht von Baumblüte und Obstwein angezogen wurden. Sanssouci war ihr eigentliches Ziel. Man will sich beim Alten Fritz eine Herzstärkung holen und dann scheu und still den Parkwinkel anschauen, in dem die Kaiserin ihre letzte Ruhestätte finden wird. Die marmornen Nymphen und Faune, die Römerköpfe und Franzosenbüsten, die Taxushecken und Kugelbäume, dieses ganze Gemisch von Rokoko und Plutarch ist uns heute etwas Fremdes, aber es wird unendlich persönlich, sobald man sich Friedrich den Großen hineindenkt. Der Blick von unten die Terrassen hinauf, die von dem flachen, langgestreckten und doch koketten Schlößchen zwischen blühenden Magnolienbäumen bekrönt werden, ist unvergeßlich schön. Weiter links überragt als historische Anekdote die „Windmühle von

Digitized by Google

Sanssouci" die Bäume. Ungezählte Tausende fluteten am letzten Sonntag hier einher. Und dann — still, ganz still — wendeten sie sich von der leuchtenden Vergangenheit ab und der gramvollen Gegenwart zu, weiter nach Westen hin, wo es keine Standbilder und keine gestutzten Bäume mehr gibt, sondern einen schönen freien Park um das Neue Palais herum. Man sieht wieder breite Rasenflächen. In einem verschwiegenen, verwachsenen Winkel aber, schier märchenhaft, birgt sich unter jungem Laub der kleine Rundtempel, in dem die Kaiserin beigesetzt werden soll. Nicht weit davon sieht man noch Spuren ihrer Hand: Bäumchen, von ihr an Hochzeitstagen der Kinder und bei ähnlichen Gelegenheiten gepflanzt, daneben kleine Porzellanschilder mit Datum und Anlaß. Das letzte vom 31. Juli 1914: Kriegstrauung im Hause Hohenzollern. Auch zur Erinnerung an die eigene Silberhochzeit 1906 sprießt und grünt etwas in die Höhe. Den kleinen Tempel hat Friedrich der Große für einen Teil seiner Sammlungen erbaut; die Kaiserin selbst hat hier ihren Sarg herhaben wollen. Nun wollen weitere Tausende am nächsten Dienstag hin, nicht zu einer politischen Demonstration, sondern zu einer stillen Ehrung alles Verlorenen. Noch einmal wird die alte Armee aus dem Grabe auferstehen, leibhaftige Generaladjutanten werden die Zipfel des Bahrtuchs halten, Offiziere der Garde leuchtend Spalier bilden, daneben die gebildete Jugend, die Frauenvereine, alles, was „vaterländisch" fühlt, — und in ihrer Angst vor dem Eindruck dieses stillen Heerbannes der Toten bestimmt die Regierung, die noch am vorigen Sonntag, weil so schönes Wetter war, im letzten Augenblick zahlreiche Sonderzüge nach Potsdam einlegte und bei einem Jahrmarkt oder einem Tonkünstlerkongreß oder einem Schützenfest es wieder täte, daß nur ein einziger — ein einziger — Sonderzug für die allernächsten Trauergäste gestellt wird und im übrigen der Wochentags-

Digitized by Google

verkehr in Kraft bleibt. Sie „warnt vor Zuzug", sie drosselt ihn, sie steckt den Kopf in den Sand, um nichts zu sehen. Aber es gibt Dinge, die mächtiger sind, als republikanische Bureaukratie. Ein Andenken aus der alten Zeit geht mit in die Gruft und spricht von dort aus vernehmlich in die Lande zu allem Volk: die Kaiserin-Standarte. Zum letzten Male sah ich diese gelbe Flagge mit Krone, Kreuz und Adler von der „Iduna" wehen, als die Kaiserin auf der Reede von Swinemünde an der deutschen Flotte entlangsegelte und die Zarenjacht umfuhr. Ich stand auf der „Hohenzollern", sah hernieder auf dieses deutsche Glück: der Kaiser froh und gebräunt, neben ihm, ein echtes Kind des „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein, die hohe Frau, beide in einem der seltenen Augenblicke höchsten faustischen Genügens. Nun haben die deutschen Seeoffiziere, die bisher die Standarte geborgen hatten, sie im Tode der Besitzerin zurückgegeben, und um den Fahnenschaft liest man auf silbernem Ringe in tiefster seelischer Erschütterung die Worte:

Die Flagge der Kaiserin.

Ich habe Tage des Glückes gesehn,
Sah Deutschlands Ruhm und Deutschlands Vergehn.
In Tagen des Elends und Tagen der Schmach
Folg' der seligen Herrin zur Ruhe ich nach.
Verbleiben will ich an dieser Statt,
Bis das Reich wieder Krone und Kaiser hat.
Herr Gott hilf!

Der Schrei wird weit hinaushallen in diesen Tagen, in denen man von der glorreichen Republik außer der kleinlichen Schikane der Sonderzugverweigerung kaum etwas merkt. Wir sind wieder zu der einen großen Familie geworden, wir alle in Berlin und Potsdam, die wir im November 1918 nicht rot zu sehen gelernt haben. Der Reichs-

Digitized by Google

verkehrsminister Exzellenz Groener gehört freilich nicht dazu. Und diese große Familie will der heimgegangenen Stammesmutter die letzte Ehre erweisen, wenn auch wirklich nur der einzig „passende" Zug um 4 Uhr 50 Minuten morgens möglich wäre oder gar ein Hinauswandern schon am Abend und ein Übernachten im Busch. Nur wenn böseftes Wetter sich mit der Regierung verbündet, werden wir an diesem Tage keine Völkerwanderung erleben. Als Rosa Luxemburg, die revolutionäre polnische Jüdin, beerdigt wurde, verbot die löbliche Regierung jede Schulstrafe an Kindern, die an diesem Tage geschwänzt hatten. Nun wird die Kaiserin Auguste Viktoria beigesetzt, und der Regierung bricht der Angstschweiß aus.

Sie ist ja so machtlos. Sie kann zwar — nun schon jahrelang — das Mausoleum in Charlottenburg gesperrt halten, so daß kein sehnender Deutscher zu Luisens Grabmal pilgern darf, nur Einbrecher sich einmal den Zugang verschafften; aber sie kann nicht verhindern, daß die Straßen Berlins allmählich denen Krakaus oder irgendeiner anderen Ghettostadt gleichen, wo ungestraft gestohlene Ware vertrieben wird. Dieser wilde Straßenhandel ist ein Charakteristikum verlumpter Völker. Im vorigen Jahre ging es hauptsächlich am Schönhauser Tor hoch her. Jetzt ist die Gontardstraße dicht am Polizeipräsidium der große Stapelplatz, am Mühlendamm entwickelt sich ein zweites Schacherzentrum, und einzelne Händlergruppen tauchen in der ganzen Stadt auf Ich meine nicht die Harmlosen, die eine aus Scherben neu gekittete Kaffeetasse mit dem Hammer bearbeiten und wieder zusammenfügen, oder an „unzerreißbaren" Hosenträgern zerren, oder zuckersüße Hirseplätzchen vor aller Augen backen, sondern die Scheuen, die urplötzlich ganze Ballen „prima Hosenstoff" auf dem Bürgersteig ausbreiten, in der rechten Rocktasche Brillantringe, in der linken obszöne Postkarten auf Lager und im übrigen ihre Papiere mitsamt Arbeitslosen-

Digitized by Google

bescheinigung in Ordnung haben. Aber auf die Papiere allein kann man sich nicht verlassen. Mit affenartiger Geschwindigkeit packen diese Leute ihre zauberhaft billigen Kammgarne und Cheviots zusammen, wenn irgendwoher ein verlorener Pfiff ertönt, und sind wie von der Erde verschluckt. Gravitätisch erscheinen zwei grüne „Greifer" im Zeremonialschritt mit Seitengewehr und Pistole oder Karabiner, entschwinden ebenso würdevoll, und hinter ihnen steht sofort wieder die geschlossene Reihe der Händler mit Diebesgut auf, mit affenartiger Geschwindigkeit wird ausgepackt und im Handumdrehen verkauft, so daß man den Eindruck hat, in wenigen Tagen werde ganz Berlin „neu eingekluftet" sein. Jede Preissenkung in den großen Spezialgeschäften wird von dieser Gilde noch unterboten. Sie braucht ja keine Ladenmiete zu zahlen und hat keine Rechnung beim Tuchfabrikanten zu begleichen, sondern nur einen Anteil vom Reingewinn an ihre Lieferanten abzuführen, und die arbeiten nicht mit Webstühlen, sondern mit Dietrich und Brechstange, was weniger zeitraubend und kostspielig ist. Du kaufst dir eine Hose. Sie sei dir zu lang, sagst du? Sag's lieber nicht. Bestenfalls antwortet dir der Mann: „Ick kann doch nich uff Maaß klauen!"

Das malerische Berlin — Lumpen sind immer malerischer als Honettigkeit — hat unter diesen Zuständen vielleicht gewonnen, das mag sein. Dafür wird es auf anderen Gebieten immer nüchterner bei uns. Schon klagen unsere großen Schauspieler, daß das Publikum mit Expressionismus und Primitivität übersättigt sei und daß die Bühne unbedingt wieder der reizvollen Bilder bedürfe. Der republikanische Staatstheaterintendant, Jeßner, ist zwar nicht dieser Ansicht und spricht auf dieselbe Rundfrage hin immer noch von der notwendigen „Revolutionierung" der Kunst. Kein Mensch glaubt es ihm mehr. Man hat Hunger nach dem Schönen

Digitized by Google

früherer Jahre, man bekreuzigt sich vor der modernen Inszenierung. Man weiß ja gar nicht mehr, wohin man seine heranwachsenden Kinder bringen soll, um sie nicht schwer zu enttäuschen: der „Wilhelm Tell", der offenbar zu „nationalistisch" ist, wird lange nicht mehr gegeben, und Schillers „Räuber", die ich einer jungen Nichte aus dem Auslande zeigen wollte, kampieren in „böhmischen Wäldern", die aus je drei symmetrischen Baumstamm-Andeutungen links und rechts im Hintergrunde bestehen. Das junge Ding ist zum ersten Male, um ihr Deutschtum nicht zu verlernen, von weither auf ein halbes Jahr in der Väter Heimat geschickt worden, hat aber in dieser Aufführung der „Räuber" nur — gelacht. Das sei ja alles so unwirklich, sagt das Mädel; die steifen Bäume und die brüllenden Menschen. Die reine Travestie. So hätten sie daheim als zehnjährige Kinder Theater im Schlafzimmer gespielt. Diese Primitivität wird nun auch auf das Wort übertragen. Reinhardt läßt in den Kammerspielen Stramms „Kräfte" aufführen, die Tragödie einer von Liebe und Haß strotzenden Frau, die aus Eifersucht den Mann in den Tod jagt, seine angebliche Geliebte zum Küssen des Leichnams zwingt, sie dann ermordet und zuletzt sich selbst ums Leben bringt, also eine Moritat, die der als Hauptmann der Reserve gefallene Postbeamte und reputierliche deutsche Dichter Stramm uns wirklich nur durch etwas ganz Ungewöhnliches schmackhaft machen kann. Er versucht es durch die Virtuosenleistung des Telegrammstils. Er gibt sozusagen ein Stenodrama, um nicht zu sagen Mimodrama. Die vier Personen — das Ehepaar, die Freundin, der Freund — sprechen nur in einsilbigen oder wenigsilbigen Ausrufen, wie: „Ich?", „Du!", „Ach!", „Küssen!", „Hier?" oder gar bloß mit Achselzucken, Fingerspreizen, Lippenschürzen, Augenrollen. Das ganze Textbuch hat nur 36 winzige Seiten, und die Hälfte davon besteht aus Regiebemerkungen. Selbst-

Digitized by Google

verständlich kann eine Künstlerin wie Agnes Straub daraus eine verblüffende Leistung machen. Wir gehen aber doch nicht ins Theater, um uns verblüffen zu lassen; diesmal verließ das Premierenpublikum die Kammerspiele ohne Beifall und ohne Zischen, wie erstarrt, weil niemand wußte, wodurch er sich mehr blamiere. Es gibt Geiger, die auf einer einzigen Saite gar lustig zum Tanze aufspielen können, und wenn auch diese noch platzt, durch „Hmta, hmta, hmtata" die Paare im Dreh erhalten. Nur im Theater verlangt man mehr als Zungenschnalzer und geplatzte Saiten. Was die „revolutionierte" Kunst uns hier vorsetzt, ist nicht mehr deutsch, nicht mehr Kunst, sondern fremdes Artistentum. 14. April 1921

30

Die Kaiserin und Hindenburg — Kronprinzessin Cecilie — Ufa-Premiere — Der Film als Machtfaktor, der Film als Kunstsurrogat — August Scherl — Die Lektüre des Kaisers — Reinhardts „Sommernachtstraum" — Die Unsicherheit in der Großstadt — Häusliche Diebeszunft

Keine Truppen kommen mit schmetternder Musik, keine Leibschwadron reitet voran, kein dumpfer Paukenschlag erdröhnt, nicht einmal ein winziges Bläserkorps spielt, wie doch sonst bei der Beerdigung eines beliebigen wohlhabenden Bürgers, wenigstens „Jesus, meine Zuversicht" oder Chopins Trauermarsch: still, in wortloser Trauer, wird die Kaiserin am 19. April 1921 heimgetragen. Aber noch nie sah die alte Fritzenstadt eine solche Menge von Leidtragenden. Potsdam ist ein wimmelnder Ameisenhaufen. Allein in dem Spalier vom Bahnhof Wildpark bis zum Antikentempel stehen 47 000 Mitglieder von Korporationen, Deputierte von Ver-

Digitized by Google

einen, und hinter ihnen nicht Zehntausende, sondern Hunderttausende bis zu 10 Gliedern tief. Man sieht, vielleicht zum letztenmal, die Heerführer des großen Krieges und die Staatsmänner des Kaiserreichs in Trauergala beieinander, dazu vollzählig in blitzendem Helm die hochragenden Herren des Kürassierregiments „Königin". Allen überhehr aber einer: Hindenburg. Das fassungslose Staunen über einen Menschen von Vorzeitgröße packt die Menge erst bei seinem Anblick. In dem feldgrauen Auto, das am Bahnhof Wildpark vorfährt, sieht man die mächtige Gestalt des breitbrüstigen Riesen sich tief beugen, damit er überhaupt zum Wagenschlag heraus kann. Nun steht er vor dem Gittertor des Bahnhofgärtchens, stülpt sich den Generalshelm mit flatterndem Federbusch auf den kantigen Schädel und hebt langsam den blauen Marschallsstab zum Gruße. Eine hastige, fahrige Bewegung bei diesem Manne wäre unmöglich, alles an ihm ist wuchtige, gesammelte Kraft. Es geht wie ehrfürchtiges Brausen durch die barhäuptige Menge. Man kann an sich selbst, man kann am Volke, am Staate verzweifeln, an diesem Manne aber nie; er steht da in alter, felsenfester Treue, ein leuchtendes, begeisterndes Vorbild für alle Zeiten. Es kann auch gar nicht anders sein, als daß er nachher im Trauergefolge, der übrigen Generalität voran, einen einzigen nur neben sich hat, den Bestgehaßten, dem er aber die Treue wahrt, den General Ludendorff. Man sieht es, und man erschauert. Einen halben Schritt rechts dahinter erblickt man den Großadmiral v. Tirpitz, dem die verstorbene Kaiserin so fest die Stange hielt, weiterhin noch manchen Klugen und Großen. Aber man hat doch nur den einen tiefen Atemzug getan, als man ihn sah, den Feldmarschall, ihn, der eine Welt im Banne hielt, bis das eigene Volk sich ihm versagte. Ganz gebeugt, nur noch ein blasser Schatten ihrer selbst, schier gespenstig unter dem dunklen Schleier, schreitet die Kronprinzessin als erste Angehörige

Digitized by Google

der Familie, geleitet von dem Prinzen Eitel Friedrich, der heute, wo ein kurzer, rund geschnittener Kinnbart ihn noch behäbiger als sonst erscheinen läßt, längst nicht mehr die strahlende Siegfriedgestalt ist, in der er einst als Hauptmann der Ehrenkompagnie die Braut des Bruders nach Potsdam geleitete. In tiefer Bewegung wird die Kronprinzessin von den Tausenden begrüßt, die einen Blick auf sie erhaschen können. Sie hat eine gütige Mutter verloren; das muß manch einer von uns erdulden. Aber was ihr Gesicht so dünn und durchsichtig und alabastern gemacht hat, das ist doch wohl noch anderes: das Weh des Getrenntseins von ihrem Manne, die Sorge um ihn, den mit 38 Jahren Ergrauten, und nicht zuletzt das ganze Herzeleid um unser armes, betörtes Volk, das diese klügste und auch politisch reifste unserer Fürstentöchter zu tragen hat.

Die beiden, die Kaiserin und die Kronprinzessin, haben sich vortrefflich verstanden, obwohl jene mehr Frau und diese mehr Dame war; denn ihre Sorgen waren dieselben, ihr Blick der gleich geschärfte. Die Heimgegangene hat oft Dinge gefühlt, die noch kein Verstand der Verständigen sah. Ein rotes Berliner Blatt schreibt heute roh, sie sei eine beschränkte, ja dumme Frau gewesen. Und doch hat sie als eine der ersten in den hinter uns liegenden Jahren die Gefahr erschaut, in der das Reich und das Hohenzollernhaus sich befanden, hat mit schwerer Sorge schon im Herbst 1914 die Dinge im Hauptquartier beurteilt und in ihrer Art — aber ganz anders, als 1870 die Bismarck verhaßten fürstlichen Damen — eingegriffen. Intuitiv erkannte sie wirkliche Größe, durchschaute sie die Jämmerlichkeit der Bethmann und Müller und der übrigen „Lenker" unserer damaligen Geschicke. Im April 1915 ließ sie in Charleville Tirpitz zu sich kommen, der — er kannte ja die Kaiserin — ganz ungeschminkt ihr die Lage schilderte und es beklagte, daß der Kaiser hier umgeben und einge-

Digitized by Google

schlossen sei von einer welchen Masse. Da wehrte sie nicht etwa ab, da spielte sie nicht etwa die beleidigte Majestät, sondern sagte: „Ja, leider ist es so!“ und versprach, alles, was sie könne, für Heranziehung Hindenburgs und für größere Energie der Kriegführung zu tun; man solle ihr, einer deutschen Frau, nicht nachsagen, daß sie um ihrer sechs Söhne willen weichmütig werde, fügte sie hinzu. Sie hat ihr Versprechen gehalten, sie hat die berühmte Zusammenkunft des Kaisers mit Hindenburg in Posen zustande gebracht, hat die beiden dann auch, wie sie da im Gespräch beieinanderstanden, photographiert und dafür gesorgt, daß das Bild Millionen von Deutschen vor Augen kam; denn diese einfache Frau wußte besser als mancher Minister, was Propaganda sei und wonach das bang schlagende Herz des Volkes frage.

Am Vormittag: Heimführung der toten Kaiserin. Am selben Nachmittag: Ufa-Filmpremiere am Kurfürstendamm. Unvermittelt und grell berühren sich die Gegensätze. Man hat noch das Schluchzen im Ohr, mit dem vor dem Antikentempel in Sanssouci schlichte Frauen und vornehme Damen Abschied nahmen, und nun sieht man schlichte Frauen und vornehme Damen in lachendem Jubel vor der Flimmerleinwand. „Peter Voß, der Millionendieb.“ Fünfte Serie. Spanien. Im ersten Rang des Filmtheaters sitzen Harry Liedke und die übrigen Darsteller der Jagd nach dem Millionendieb, sitzen zwischen Lorbeerkränzen, Blumenkörben, Widmungsschleifen und sehen sich selber sozusagen im Riesenspiegel, auf der Leinwandfläche vorn, und lachen über die eigenen Grimassen. Das Publikum aber verdreht die Hälse, sieht mehr nach rückwärts zu den lebendigen Helden und Heldinnen des Abends als nach vorwärts auf die Bilderfolge, macht verzückte Augen, lacht, jubelt und klatscht Beifall. Carlyle hat ein Buch über Helden und Heldenverehrung geschrieben. Er meinte Bismarcks und solche Leute; er kannte eben noch nicht

Digitized by Google

Harry Liedke, Henry Bender und die Mia, die Maja, die Moja, sonst hätte er wohl noch begeisterter geschrieben. Ich habe gar nichts gegen den Film. Er ist eine Macht, mindestens so stark wie der Mond, der alle Ozeane in Flut und Ebbe um die Erde peitscht, denn er, der Film, kann alltäglich Millionen von Menschen lehren und bilden, läutern und vergiften, rühren und erbittern. Er kann mehr als alle Pfarrer, alle Künstler, alle Versammlungsredner; mehr sogar als aller Alkohol der Welt, und dessen Macht ist doch wahrhaftig grauenvoll. Also darüber spöttele man nicht. Der Film ist eines der Hauptprobleme für Volkswirtschaftler, Pädagogen, Staatsmänner. In Deutschland ist er eine Großindustrie. Er gibt unseren tiefsten Menschendarstellern die noblen Mittel zu einem ihrer würdigen Lebensunterhalt, beschäftigt eine Legion von Malern und Architekten und könnte (könnte!), wenn wir einen Northcliffe hätten, das Urteil über Deutschland und die Deutschen in allen fünf Erdteilen umstoßen. Die Ufa, die Universum-Film-Aktiengesellschaft, sollte ursprünglich ein Werkzeug dazu sein. Die alte kaiserliche Regierung, der allmählich ein Licht über diese Dinge aufgegangen war, hatte sich mit etlichen Millionen Mark an dem Unternehmen beteiligt. Die neue republikanische Regierung zieht ihre Beteiligung wieder zurück, da sie ihre Propagandamittel notwendiger auf innerpolitischem Gebiete gegen die Rechte braucht. Nun muß die Ufa einfach Geld machen wie andere Firmen auch. Den Riesenfilm „Anna Boleyn" hat sie für 10 Millionen Mark an einen amerikanischen Agenten verkauft; der wurde ihn vier Tage später für 20 Millionen Mark an eine große Gesellschaft los. Der Millionendieb Peter Voß aber, dessen Teil 5 in dieser Urvorführung am Dienstag wir erlebten, ist nicht so weltbewegend. Mich bewegt der Film — jeder Film — überhaupt nicht. Wie gesagt, ich achte ihn, denn er ist eine Macht. Ich liebe auch die Engländer nicht und

Digitized by Google

spotte doch nicht über sie. Nur das Vergröbern, das Übertreiben, das die Kunst einfach meuchelt, und die unanständige Hast, die aus Menschendarstellern Akrobaten macht, stören mich beim Film. Auch in dieser spanischen Serie der Diebesjagd durch alle Länder. Einzelnes ist ja sehr hübsch, sehr anschaulich, namentlich die Szenenfolge aus dem Stierkampf. Was diese kleinen, wendigen andalusischen Stiere, die wie ein Böcklein springen können, für ein Kampfgegner sind, zumal da sie Hörner haben wie ein paar Lanzen, das kann sich der Deutsche, der nie einer Corrida beigewohnt hat und an unsere kurzgehörnten, ungeschlachten Simmenthaler Riesen denkt, sonst kaum vorstellen. Aber alles schnurrt mit einer so irrsinnigen Eile ab. Wenn auf der Flimmerleinwand jemand ißt und trinkt oder vielmehr stopft und gießt, so hat man Angst, daß er im nächsten Augenblick ersticken und blaurot umfallen werde. Keine Darstellerin steigt eine Terrasse mit königlicher Würde hinauf oder herab, sondern rast wie der Schnelläufer von Marathon. Aus einer Entfernung von Kilometern, eben noch ein Pünktchen, kommen Reiter mit der Geschwindigkeit eines Blitzzuges herangebraust. Das Kommen und Gehen bei Gesellschafts- und sogar Liebesszenen vollzieht sich so, als wenn in höchster Not alle diese Leute schnell ein gewisses verschwiegenes Örtchen erreichen wollten. Diese greuliche, konstitutionelle Unwahrhaftigkeit des Films macht aus jedem Schauspieler einen Jongleur. Das Menschengehopse ist unwürdig. Aber das Publikum rast vor Begeisterung. Es starrt so verzückt nach dem ersten Rang, wie früher unsere jungen Mädels im Parkett des Opernhauses nach der Hofloge.

Übrigens nicht nur die jungen Mädels. Dieselbe Gewohnheit hatte der soeben verstorbene große Zeitungskönig August Scherl. Er selbst blieb immer im Dunkeln, aber er liebte das Strahlende. Im Opernhaus saß er immer tief im

Digitized by Google

Hintergrunde der Proszeniumsloge, aber mit brennenden Augen hing er unverwandt an der Kaiserloge. Allsonntäglich ging er in den Dom. Aber, wenn auch diskret und unauffällig, suchten seine Blicke nicht den Prediger, sondern die kaiserliche Familie. Dieser Scherl, der, als er einmal beim Ordensfest die Schleife zum Roten Adlerorden dritter Klasse bekam, einen jungen Mann zum Reichskanzler Grafen Bülow schickte und ihm brüsk sagen ließ, derartige Lappalien nehme er nicht an (er bekam nachher auch noch einen Halsorden), war von einer geradezu kindlichen Ehrerbietung gegenüber dem Monarchen. Selber rastlos in seinen grandiosen Plänen, die nicht nur die Umwandlung des deutschen Zeitungswesens ins annähernd Amerikanische einleiteten, sondern sich auch auf Sparprämiensystem, Einschienenbahn und Dutzende anderer Nabobentwürfe erstreckten, hatte er an der Rastlosigkeit Wilhelms II. seine tiefinnere Lust und duldete in seinen Zeitungen kein herbes Wort wider den Kaiser. Man nannte ihn mit Unrecht einen Byzantiner; dazu war er viel zu menschenscheu, sah er doch oft wochenlang außer seinem Haarkräusler niemand außerhalb des engsten Familienkreises. Es hieß immer, der „Lokalanzeiger" sei die einzige Zeitung, die der Kaiser unzerschnitten bekomme, und daher erfahre der hohe Herr auch so wenig aus dem Volke. Das gehört aber nur zu dem vielen erlogenen Klatsch, der allmählich den Monarchen umsponnen und unpopulär gemacht hat: ich kann es bezeugen, daß dem Kaiser, außer ausländischen Journalen und Wochenschriften, täglich die zehn größten deutschen Zeitungen aller Parteirichtungen völlig ganz auf den Tisch gelegt wurden und daß er sie mit eingehendem Interesse, freilich auch mit der Schnelligkeit des geborenen Redakteurs, durchzusehen pflegte. Die Zeit dazu nahm er sich in aller Herrgottsfrühe und oft noch nach Mitternacht, wenn sonst jede Minute am Tage besetzt war, denn einseitig informiert sein wollte er nicht. Er

Digitized by Google

brauchte ja auch noch nicht ins Kino zu laufen. Den Wert der lebenden Lichtbilder sah er durchaus ein, schätzte besonders den Lehrfilm, hatte auch für den Groteskfilm etwas übrig, aber nichts für den schmalzig-sentimentalen. Auch er wurde durch das Unnatürliche im Film, das Rasen des Bandes, in seinem Urteil sehr beeinflußt.

Wer mit Auge und Ohr sich wirklich an Poesie sattrinken will, wer der Flimmerleinwand und der Kaffeehausmusik überdrüssig ist, der pilgert jetzt abends zum „Sommernachtstraum" im Großen Schauspielhause. Mit dieser zartesten, verträumtesten, schalkhaftesten Schöpfung Shakespeares hat Reinhardt einst seinen Ruhm im Deutschen Theater begründet. Man kann aber ein Märchenwunder nicht in einer Arena, auf die von allen Seiten dreitausend Zuschauer starren, offen sich abspielen lassen; da liegt es wie auf dem Seziertisch im Lichte der Bogenlampen, und jeder Zauber und jeder Duft ist dahin. Noch immer umweht unsereinen glückhaft und lieblich die Erinnerung an jene ersten Aufführungen vor etwa zwanzig Jahren, wo man so ganz herzhaft über die derbkomischen Rüpelszenen lachte und so innig in die hauchzarte Poesie des Waldzaubers der Sommernacht sich versenkte; holde Jugendeselei überkam die ältesten Grauköpfe. Nun erschienen die Anzeigen an den Säulen: der „Sommernachtstraum" im Großen Schauspielhause. Weh uns Armen, die Poesie wird als Massenopfer hingeschlachtet, so dachte man. Aber das künstlerische Gewissen und der Gedanke an seine erste Großtat auf der „Guckkastenbühne", wie das normale Theater von dem Dreitausendwahn genannt wird, hat diesen Reinhardt jetzt vor dem Äußersten bewahrt, nachdem er schon einmal den „Hamlet" in der Arena vor die Hunde hat gehen lassen. Für den „Sommernachtstraum" ist die Arena in der Mitte des Zirkusraumes, in die man in vielen Reihen Stühle gestellt hat, wieder zum Parkett der Zuschauer

Digitized by Google

geworden, im Guckkasten-Ausschnitt spielt das eigentliche Zauberische sich ab, und die Vorbühne — als geneigte Rasenfläche — dient glücklich nur dazu, daß die Elfen darüber hinweghuschen und die Rüpel darüber hinwegkollern, und macht uns zu Teilnehmern der Sommernacht, über der aus dunkelblauem Himmel die Sterne funkeln; mit dem Rücken gegen uns sitzt da auf dem Throne das Traumkönigspaar, mit ihm zusammen sehen wir auf den Feenzauber rundum, wir sind also nicht das Objekt von schauspielerischen Anstrengungen, nicht auf uns drein spricht und agiert der Mime, sondern wir sind Subjekt und um uns herum schwebt und gaukelt die erdentrückte Phantasie, huschen und wiegen sich, gestellt durch die Eduardowa vom ehemaligen Petersburger Hofballett, die traumhaften Sommernachtsgeister.

Wenn es nur nicht so oft ein böses Erwachen gäbe. Noch glühen einem die Wangen von dem Erlebnis des Abends, und schon kriecht die Angst heran: was mag inzwischen zu Hause geschehen sein! Man hat alle Schränke abgeschlossen, man weiß auch, daß der Schmuckkasten leer ist, denn alles gab man im Kriege dem Staat, man ist auch sicher, daß der Herr Portier keine fragwürdigen Leute ins Haus läßt, man weiß auch, daß der reiche Mann im ersten Stock einen Hund und einen Wächter zwischen Vorder- und Hintertreppe von 9 Uhr abends ab die Nacht hindurch patrouillieren läßt. Wie aber, wenn „des Hauses redliche Hüterin", die neue Küchenfee, mit dem bißchen Tafelsilber und der Wäsche auf und davongeht, ihrem auf der Straße unten harrenden Galan noch die zwei Pelze aus der Mottenkiste und einen Arm voll Kleider aus dem Fenster heraus zuwirft? Das ist es, was so vielen Berliner Familien jetzt die Ruhe raubt. Die Hausdiebstähle nehmen überhand, und Kleider und Wäsche sind doch heute ein fast unersetzlicher Schatz. Früher kam die neue Marie oder Minna mit ihrem polizeilich gestempelten Dienstbuch an, das nur

Digitized by Google

unvorbestrafte Dienstmädchen erhielten, und bei irgendeiner darin eingetragenen früheren Herrschaft konnte man sich nach der „Neuen" erkundigen. Die Republik aber hat die Gesindeordnung abgeschafft. Die Mädchen kommen mit ihrer Klebekarte an, damit basta. Es sind berufsmäßige Verbrecherinnen darunter, manchmal auch Straßendirnen, die der Zuhälter dazu abgerichtet hat, mal „ein großes Ding zu drehen". Weitere gefälschte Papiere sind um ein Billiges zu haben. Der ganze Arbeitsmarkt für sogenannte Hausangestellte in Berlin ist auf diese Weise dank unseren republikanischen Fortschritten verseucht. An den Anschlagsäulen sieht man täglich große Belohnungen für die Wiederbeschaffung gestohlenen Hausgutes ausgelobt, das in neun von zehn Fällen nicht von Einbrechern, sondern von Dienstmädchen entwendet worden ist. Zu fassen sind sie kaum je. Und unseren Regierenden liegt ja auch nicht viel an der Sicherheit des steuerzahlenden Bürgers. Der beneidenswerte Kleinstädter hat es da viel besser; zwar hat er keine Pferderennen, Ufa-Paläste, Große Schauspielhäuser, Nackttänze, 1000-Mark-Gedecke in Luxusrestaurants, Staatsaktionen, Negerboxer, Reichstagsrüpel, zwar wissen alle Nachbarn, was für einen Braten er Sonntags hat, aber dafür ist seine Marie oder Minna, wenn auch nicht immer eine Perle, so doch ein richtiges Dienstmädchen, das rundherum bekannt ist, durch keine Schwindelpapiere ihr Vorleben fälschen kann und sich nicht eines schönen Sommernachtsabends als Angestellte einer Diebesbande entpuppt.

21. April 1921

Digitized by Google

31

Meisterschaftsboxen — Alles beim Trödler — Hildebrandts Luftschiffer-Bibliothek — Ein Feldmarschall in der Volksküche — Der Museenbesuch wird gedrosselt — Das neue Publikum in den Staatstheatern — Intendant Jeßners verlorener Prozeß — La Kaverno di Zarathustra — In der Kokainhöhle

Auf dem Wege über das Boxen wird allmählich auch die studentische Mensur in Deutschland vielleicht Gnade finden vor den Augen der Masse, nachdem bisher jahrzehntelang die Arbeiterpresse diese Zweikämpfe als privilegierten Mord verdammt hat. Beides ist Sport, bei beiden Sportarten sind Todesfälle möglich, aber selten; bei beiden ist „Abfuhr" oder „Knockout" erwünscht, also völlige Kampfunfähigkeit des Gegners das Ziel, beide sind ein sehr blutiges Schauspiel. Der einzige Unterschied ist der, daß die berufsmäßigen Boxer für Geld auftreten, während die studentischen Mensuren unbezahltes Privatvergnügen sind. Mit vielen Tausenden, die willig bis zu 250 Mark für den Sitzplatz bezahlten, habe ich mir jetzt im Zirkus Busch das deutsche Meisterschaftsboxen angesehen. Das ist nichts für zarte Nerven. Hie und da sieht man zwar einen Schieber mit seiner kleinen Freundin, aber fast durchweg füllen doch nur Männer die Bankreihen. Ein Sprecher, den man auf dem Brettl Conférencier zu nennen pflegt, ein Vorkäuer, eröffnet den Tag mit ein paar überflüssigen, schmalzig-falschen Worten über die Bedeutung des Sportes „in dem stolzen Bau der Völkerversöhnung". Man hätte sich das ebenso sparen können, wie die Schleifen in italienischen und — französischen Farben in dem Siegerkranz, den die Direktion dieses Abends dem Engländer Tom

Digitized by Google

Cowler, der eine Einlage ausfocht, widmete. Der Kampf der Federgewichte um den blauen Gürtel der Meisterschaft sieht den bisherigen Meister Fritz Rolauf siegreich über seinen Wettbewerber F. Abele aus Stuttgart. Abele ist das, was man bei Rennpferden „fit and well“ nennt: kein Lot Fett sieht man an seinem Körper, nur ausgearbeitete Muskelbänder, die darüber hinlaufen; er gäbe ein vortreffliches anatomisches Modell für den Bildhauer. Im ersten Gange schlägt er dem Gegner den Nasenrücken blutig. Im zweiten aber erhält er einen so wuchtigen Kinnhaken, daß er wie vom Blitz gefällt hintenüberstürzt und liegen bleibt. Es ist aus; schneller, als man nach Abeles gutem Sport erwartet hätte. Um die Leichtgewichtsmeisterschaft tritt Prenzel-Hamburg erfolgreich gegen den bisherigen Titelinhaber Dubois in den Ring. Dubois ficht in eigenartiger, stets gebückter Haltung, beide Fäuste dicht vor dem Gesicht, die Ellenbogen zum Schutz vor der Magengrube. Man sieht die Augen zwischen den dunklen Fausthandschuhen glühen. Er lauert auf „seinen“ Moment zum Zuschlagen. Dazu läßt ihm aber Prenzel in hageldichten Hieben keine Zeit. Immer wieder muß Dubois zu Boden, ruht sich aus, erhebt sich wieder, ehe ausgezählt ist —, in der zweiten Runde aber fällt ihn ein rechter Haken, er stürzt wie leblos aufs Gesicht, das alsbald graugelb von Staub und Kreide und Kolophonium wird; Arme und Beine aber liegen regellos daneben wie bei einer umgeworfenen Gliederpuppe. Man hebt ihn nach dem Auszählen auf, fegt das „Ruhmesgemüse“ weg, nämlich die aus Prenzels Lorbeerkranz entfallenen Blätter, und Tom Cowler tritt gegen Guiseppe Spalla in den Ring, der englische Koloß gegen den kleineren, aber kräftigen und geschmeidigen Italiener. Dieses Zwischenspiel ist für viele Besucher die Hauptsache, denn, so sagen sie, nur Ausländer sind wirklich „von Klasse“ im Boxen. Eigentlich verläuft der Kampf aber uninteressant. Bei der

Digitized by Google

Reichweite seiner Riesenarme braucht der alte Cowler, von dessen gelichtetem Schädel vorn ein stehengebliebenes Haarbüschel in die Stirn hängt, gar kein besonderes Temperament aufzubringen, besonders da er bei seinem Gewicht von 192 Pfund sehr hart schlagen kann, wenn er einmal zuschlägt. Spalla arbeitet sich vergeblich an dieser Nilpferdhaut ab. Cowler zeigt nur grinsend seine Goldplomben über dem breit und eckig vorspringenden unrasierten Kinn, das unverwundbar wie die Panzerkuppel eines Forts zu sein scheint. Spalla geht zu viel „in Clinch", er klebt, um sozusagen im sicheren toten Winkel zu sein, wird abgeschlenkert, geht im 5. Gange bis auf 10 nieder, bekommt im 6. einen Schwinger links und gibt völlig ausgepumpt im 7. Gange auf. Die letzte Programmnummer soll zwischen dem Berliner Naujocks und dem Magdeburger Wiegert die Entscheidung um die Meisterschaft im Zwischengewicht bringen, endet aber unentschieden nach voll ausgekämpften 20 Runden. Der Magdeburger schlägt sehr schnell und hart, aber seine Schwinger verfehlen meist ihr Ziel, da Naujocks fabelhaft gewandt ausweicht. In der 3. Runde bekommt der kleine muskulöse Naujocks einen mächtigen Hieb auf die Magengrube, schluckt ihn aber gut. Seinen Gegner schlägt er allmählich über und über blutrünstig, hat aber nicht die Wucht zu einem auf einmal entscheidenden Stoß. Noch in der 20. Runde, nach etwa einstündigem Faustkampf, springt Naujocks frisch wie ein Gummiball herum. Selbst die Zuschauer, die nach einem Knockout lechzen und gebrochene Nasenbeine oder über den Kampfplatz kollernde Vorderzähne sehen wollen, sind von der Technik dieses Kampfes befriedigt. Nur hie und da wischt sich jemand die feuchte Stirn und ruft nach einem Cognac. Die Gladiatorenkämpfe, von Rom vererbt, von England gepflegt, von Deutschland übernommen, haben schon ihr Publikum bei uns, aber dieses Publikum erkennt, daß es seine

Digitized by Google

Nerven noch trainieren muß. Man sieht bleiche Gesichter nicht nur in den Logen und im Parkett, sondern auch oben auf dem „Steh-Bums“ zu 50 Mark; und wenn man den Gefühlen dieser Leute nachspürt, so erfährt man in den meisten Fällen, daß es nicht das viele Blut ist, das ihnen Übelkeit erregt, sondern das Bewußtsein, daß da unten von uns bezahlte Menschen sich für Geld „in die Fresse hauen“: dieser Sport ist ein Gewerbe. Aber vielleicht trägt er dazu bei, daß man fortan im Volke milder über ständische Turniere denkt, über das Pauken der Studenten und das Lanzenstechen der alten Ritter.

Früher habe ich den Vielgeliebten, unseren Schwergewichtsmeister Breitensträter, boxen sehen, diesen typischen Deutschen, dessen blonder Haarschopf wie goldene Helmzier über der Stirne steht. Er ist der größte Geldverdiener in der Zunft; und das ist es, was diesen Leuten den eigentlichen Nimbus verleiht. Nun kann freilich nicht jedermann boxen. Ebenso kann nicht jeder alte Herr, den die Revolution aus dem Geleise geworfen hat, Schieber oder Brettlsänger werden. Auch mancher Mann, der noch annähernd „in den besten Jahren“ sich befindet, lebt heute davon, daß er allmählich verkauft, was er in seinem Leben gesammelt hat, was seinem Leben Inhalt gab. In Berliner Althandlungen tauchen jetzt die seltensten wissenschaftlichen Werke auf, nicht nur Briefmarken und Porzellane und Schmuck und Silhouetten. Der Hauptmann a. D. Hildebrandt, der bekannte Luftschiffer, galt vor zwanzig Jahren als einer unserer „wohlhabenden“ Offiziere. Er konnte seiner großen Liebe leben alles zu sammeln, was jemals über sein Arbeitsgebiet veröffentlicht war. Jahrhunderte alte phantastische Schmöker über die Eroberung der Luft waren dabei. Seine elegante junge Frau, das erste weibliche Wesen, das in Deutschland — mit Orville Wright — im Flugzeug sich erhoben hatte, teilte

Digitized by Google

seine Sammelfreude. Nun ist durch Reichsnotopfer und andere Steuern das Vermögen zusammengeschmolzen, von dem Rest gilt jede Mark nur noch acht Pfennig, und Hildebrandt, ein aufrechter königstreuer Mann, der nie seine Knie vor dem November-Baal gebeugt hat, muß seine Lieblinge, die Bilder und Bücher und Modelle, verkaufen. Es ist die vollständigste auf Erden bekannte Bibliothek über Luftschiffahrt; in allen Sprachen der Welt. Sie zerstäubt jetzt auf dem Wege über Berliner Antiquare wieder über die ganze Welt. Das ist nur ein einzelnes, an sich belangloses Beispiel von vielen. Aus anderen Familien kommen Altertümer bis zu eigenhändigen Briefen des Großen Kurfürsten auf den Markt. Kleine exotische Götzenbilder und sonstige Kostbarkeiten, die unsere Afrikaforscher und Asienerschließer heimbrachten, enden im Boudoir irgendeiner Mondäne, die klingende Beziehungen zu valutastarken Ausländern hat. Wir verarmen nicht nur, sondern wir werden auch geschichtslos. Trophäen von 1813 schleppen die Franzosen ohne Bezahlung weg, obwohl der Versailler Vertrag ihnen nur Trophäen von 1870 zuerkennt. Und doch ist diese tausendfältige stille Not in Deutschland noch gar nichts gegen das Elend, unter dessen Druck im benachbarten Österreich die letzten Säulen des geborstenen alten Staates stehen. Der Feldmarschall Conrad v. Hötzendorff, der ehemalige Generalstabschef, der schon vor einem Jahrzehnt mit klaren Augen den Kampf gegen Italien kommen sah, einer der wenigen genialen Köpfe, die unter dem schwarzgelben Banner sich durchsetzen konnten, lebt jetzt in Innsbruck in jammervoller Lage. Nur ein Zufall — denn der alte Baron v. Conrad selber schweigt — hat mir in das Heim des tapferen Bundesgenossen geleuchtet. Dieser Feldmarschall v. Conrad, dessen greise Frau die letzten Schmuckstücke aus glücklicheren Tagen hergibt, um den Hunger zu stillen, hat nach unserem Gelde eine monatliche

Digitized by Google

Pension von 438 Mark für sich und die Seinen zu verzehren, während Innsbrucker Fabrikarbeiter mit einem Durchschnittslohn von 1000 Mark nur knapp auskommen können. Der Feldmarschall holt sich sein Essen täglich aus der Volksküche für arme geistige Arbeiter ...

Je schwieriger die äußeren Verhältnisse für unsere geistigen Arbeiter sind, desto mehr sollte der Staat dafür sorgen, daß wenigstens die Möglichkeit der Aufnahme geistigen Stoffes ihnen erleichtert wird. Unsere neue deutsche Republik denkt darüber freilich anders. Die Berliner Königlichen Museen waren früher niemand verschlossen. Jetzt heißen sie Staatliche Museen; und der Beamte, der das Wort „königlich" in den noch vorhandenen Formularen, die aufgebraucht werden sollen, nicht ausstreicht, wird bekanntlich, um republikanisch fühlen zu lernen, disziplinarisch mit 300 Mark Geldbuße bestraft. Doch dies nur nebenbei. Die Hauptsache ist die, daß man seit dem 1. April den Genuß, Bilder von Menzel oder ägyptische Mumien oder den Altar von Pergamon oder vorweltliche Saurierskelette sich anzusehen, bezahlen muß. Wie im Lunapark oder auf sonstigen Rummelplätzen erhöhte Preise an „Elitetagen" erhoben werden, damit die bessergestellte Amüsierwelt unter sich sein kann, und geringere Preise an gewöhnlichen Tagen für gewöhnliche Leute, so gilt jetzt auch in den Staatlichen Museen je nach dem Wochentage ein verschiedener Tarif. Man muß bis zu fünf Mark entrichten. Ich habe früher regelmäßig mit meinen Kindern das Museum für Meereskunde besucht, das nächst der Ruhmeshalle im Zeughause, wo die große deutsche Geschichte aus vier Jahrhunderten uns grüßt, wohl am meisten die Herzen erhebt und die Phantasie befruchtet. Wenigstens den hier aufgestellten, vor den Takuforts zerschossenen Schornstein des „Iltis" mußte man sich immer wieder schnell mal ansehen. „Germans to the front!" Da pflegte nachher den

Digitized by Google

Berliner Buben der Schwur „Ich will Seeoffizier werden!“ aus den Augen zu blitzen; oder Schiffskapitän oder Ozeanograph oder Taucher oder Weltentdecker. Die heutigen Buben aber müßten schon das ganze monatliche Taschengeld ausgeben, um einmal hineinzukommen. Und der Erfolg? Ein Bekannter von mir ist dieser Tage in die Gemäldegalerie gegangen, um an alten Meistern sich die Seele zu stärken: er war stundenlang mutterseelenallein, mißtrauisch angestarrt von einer ganzen Schaar von Saaldienern, die um dieses einzigen Besuchers willen ihre Zeit abstehen mußten. Da ist die Reichspost noch nobler. Sie verlangt zwar, seitdem die Revolution zu einer so fabelhaften sittlichen Läuterung des Volkes geführt hat, daß überall kleine Andenken an die große Zeit eingesteckt werden, eine Mark Leihgebühr für den Federhalter am Schalter, erstattet aber das Geld bei Rückgabe dieses Wertgegenstandes wieder.

An anderen Bildungsstätten, vor allem in den Theatern, ist einem der geistige Brotkorb schon längst höher gehängt worden. Im Berliner Staatlichen Opernhaus kostet ein Parkettplatz vorn jetzt glücklich 100 Mark. Aber die Theater sind nicht wie die Museen infolgedessen verödet, sondern nur das Publikum ist ein ganz anderes geworden. Ich bin neulich wieder einmal in „Hoffmanns Erzählungen“ gewesen, wohin man auch unmusikalische Damen führen kann. Der orientalisierende Singsang Offenbachs, vor allem die Barkarole, ist ja von suggestiver Eindringlichkeit. Aber meine Begleiterinnen, die schon lange nicht mehr im „Königlichen“ gewesen waren, konnten ihre Enttäuschung nicht bergen. Was ist aus dem Ersten Rang, zu dem man sonst so gern hinaufschaute, geworden! Wie anders sieht es im Zweiten, im Dritten und im Olympe aus! Zunächst: das farbenbunte Militär ist verschwunden. Früher blitzten hier die Litzen aller Garderegimenter. Da der Monarch sowieso den Fehl-

Digitized by Google

betrag „seiner" Theater deckte, konnte er es sich leisten, reihum jedem Regiment in Berlin, Spandau, Potsdam, sowie den militärischen Akademien und sonstigen Anstalten je eine Anzahl Karten täglich durch die Intendanz zur Verfügung stellen zu lassen. Da ging denn der Leutnant, der Hauptmann, der Stabsoffizier — auch die nach Berlin Kommandierten aus dem ganzen Reiche — gelegentlich im Waffenrock mit Achselstücken und Orden hin, genoß unendlich Schönes, was er sich sonst vielleicht nicht hätte leisten können, und repräsentierte vor den ausländischen Besuchern ein Stück des glänzenden Kaisertums. Dann sah man charakteristische Gelehrtenköpfe in den oberen Rängen, das ganze geistige Berlin, schließlich unsere frische Gymnasialjugend, unsere „höheren Töchter", auch manche alleinstehende Dame, der es ein Bedürfnis war, sozusagen in Fühlung mit unseren großen Dichtern und Tonschöpfern zu bleiben. Heute dagegen ist es fast ausschließlich, abgesehen von dem Olymp, der neue Reichtum, der die ersten Theater der Reichshauptstadt bevölkert, und dazwischen auf den vielen Freiplätzen das Gewimmel der neuen Regierenden oder ihres Anhanges. Allein der Berliner sozialdemokratische Polizeipräsident hat täglich über fünfzig Freikarten in den Theatern zu vergeben. Man kann sich denken, welche Fülle von Intelligenz da zusammenströmt. Der alte Lavater könnte erneut physiognomische Studien machen. Das knabbernde „Mäuschen" ist da natürlich auch keine Seltenheit; die neuen Machthaber wissen schon, wer einer Zuwendung wert ist. Es ist sehr lehrreich, daß sogar der neue Intendant Jeßner vorgestern in einem Prozeß geltend gemacht hat, daß er ein gänzlich anderes Publikum habe. Er hatte sich geweigert, eine Anzahl von Stücken aufzuführen, deren Verfasser einen Kontrakt „von früher her" besaßen, denn der Geschmack der heutigen Besucher sei eben völlig verwandelt. Es ist ein besonderer Witz der Weltgeschichte,

Digitized by Google

daß sogar Hermann Sudermann, der Liebling der Tiergartendemokratie, zu den Abgeschlenkerten gehörte. Aber unsere Richter sind unerbittlich; Jeßner hat den Prozeß verloren.

Wie die Extreme sich überall berühren, so auch in Berlin: an der einen Stelle bauschen sich seidene Röcke in sündhaft teuren Bogen, an einer anderen Stelle buddeln Überkultivierte sich einfache Unterstände in märkischen Sand. Vierzehn Tage lang ist „La Kaverno di Zarathustra" bei Spreenhagen unbehelligt geblieben. Auf Esperanto heißt das Höhle des Zarathustra, ließ ich mir sagen. Dieser Zarathustra aber lebt nicht einsam in eisigen Höhen, sondern hat einige 30 Jünger — mehr Weiblein als Männlein — um sich gesammelt, um ein kommunistisches Naturmenschendasein zu beginnen. Er heißt Dr. Goldberg, ausgerechnet Dr. Goldberg. Zweige und Zeltbahnen decken die Löcher. Darin wurde nun wochentags nachmittags und sonntags vom Morgen bis zum Abend Robinson gespielt, allerlei gekocht, in Rauch und Phrasendunst gelebt; gelegentlich sprang die ganze Gesellschaft, unbekleidet natürlich, wie die Frösche ins Wasser. Daran nahmen ehrsame Leute der Umgegend Anstoß, und die Polizei verbot schließlich „La Kaverno di Zarathustra". Vielleicht hätte sie besser getan, die Leute zu isolieren. Dann wäre der Unsinn von allein zusammengebrochen, wie alle ähnlichen Gründungen seit Jahrhunderten, noch zuletzt die Gemeinschaft der Tolstoi-Anhänger im russischen Gouvernement Poltawa und gleichzeitig in Kanada auf der anderen Seite des Ozeans. Die zum Teil sehr jugendlichen Goldberg-Anhänger fühlen sich nun als Märtyrer. Ihr ganzer, übrigens sehr unsauberer Freiluftstaat ist an sich nur im Sommer möglich, ferner auch nur so lange, als sie alle „nebenbei" noch wegen des doch notwendigen Gelderwerbs ihrem bürgerlichen Berufe in Berlin tagsüber nach-

Digitized by Google

gingen. Sie planten draußen zwar „große Kulturen“, aber in Wahrheit rekelten sie sich nur herum.

An Höhlen fehlt es in Berlin überhaupt nicht, wenigstens nicht in übertragenem Sinne. In der Nähe meiner Wohnung ist eine Kokainhöhle in einem Keller aufgehoben, wo Leute jeglichen Standes und Alters „schnupften“. Kein Chinese, wie in den roman- und filmhaften Opiumkneipen San Franciscos, sondern ein Berliner Kellner leitete das Geschäft. Wer kein Geld mehr hatte, um sich einen Kokainrausch anzuschnupfen, von dem nahm er auch Sachen. Ein Smoking galt tariflich 4, ein Cutaway 8, ein silbernes Damentäschchen 10, ein Konversationslexikon 12 Gramm Kokain. Bei der Aufhebung der Spelunke fand man zusammengekauert in elendestem Zustande drei Personen vor; ein junges Mädchen, gänzlich entstellt, hatte seit fünf Tagen die Stätte nicht verlassen, hatte nichts außer Kokain genossen, war aus einem Rausch in den anderen getaumelt. Völker, in denen die Verzweiflung umgeht, vergiften sich so. Vor etwa fünfzehn Jahren schon stand es ähnlich in Paris. Aus Saigon und anderen überseeischen Lasterhöhlen kamen Opium und Haschisch und Kokain; in einem aussterbenden Volk wurde dieser langsame Selbstmord epidemisch. Aber das Land blieb gesund, während die Großstadt verdarb, und die Jugendbewegung der Boy-Scouts und der Sport und der Revanchegedanke rissen die Nation empor. Der Student, der im Quartier Latin mit seiner Grisette irgendwo über dem Absynth sitzt, verschwand. Überall sah man Fußballer. In wenigen Jahren erstand ein neues Frankreich, das sogar den Weltkrieg übermochte. Auch wir — wollen nicht verzweifeln ... 28. April 1921

Digitized by Google

Kein großer „Trip“ mehr — St.-Moritz-Ersatz — Der verregnete Himmelfahrtstag — Wandervögel und Jahnjünger — Republikanischer Personenkultus — Die neue Standarte des Reichspräsidenten — „Lieschen steht nach Rückenfett“ — Keine Boykottstimmung — „Potasch und Perlmutter“ im Deutschen Theater

Unter den Blaßgesichtern und Nachtgesichtern des alten und neuen Berliner Westens konnte man früher Ende April schon verwegen aussehende Rothäute entdecken. Das galt erst als das richtige Zeichen der Vornehmheit, wenn man den Braungebrannten schon aus ihrer äußeren Erscheinung ablesen konnte, daß sie den üblichen „Trip“ der Leute von Welt mitgemacht hatten: St. Moritz, Ägypten, Riviera. Der schönste Luxuslederkoffer kam sich wie ein Prolet vor, wenn neben ihm andere lagen, die die Klebemarken von Shepherds Hotel, Suvretta-Hotel und Hotel des Anglais trugen. Es gab Leute, die sich von den hochmögenden Portiers dieser Gaststätten im Engadin, am Nil und an der Azurküste einige Vorratsmarken erstanden, um die etwa abgefetzten immer wieder ersetzen zu können. Das sind gewesene Zeiten. Im ersten Jahr nach dem Kriege hatte wenigstens die Schweiz leidlich starken deutschen Besuch; sogar die Familie Erzbergers hatte in St. Moritz ihre Zimmerflucht in dem teuersten internationalen Hotel. Inzwischen ist auf allen Gebieten das Geschäft „stiller“ geworden, — die Vermögen der Kriegs- und Revolutionsgewinnler sind zwar nicht gänzlich zerrüttet, aber die horrenden laufenden Einnahmen viel geringer geworden. Man gibt nicht mehr so viel aus. Man kann auch nicht mehr, wie vor dem Kriege, überall hinreisen, denn viele

Digitized by Google

Ententeländer sind nicht nur für deutsche Reiseprotzen, sondern für Deutsche überhaupt gesperrt, es sei denn, daß ihre Anwesenheit, wie ausdrücklich in den Bestimmungen steht, im wirtschaftlichen Interesse des Besuchslandes liegt. Besonders die Engländer sichten genau. Von sämtlichen deutschen Zeitungen beispielsweise sind bisher nur die Vertreter der „Vossischen Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung" zum Wohnen in London zugelassen, auch ein Korrespondent des „Berliner Tageblattes" noch nicht einmal. Für Berlin W. bedeuten diese Zustände, die unsere verwöhnten Kommerzienratstöchter als unerträglich empfinden, zunächst eine Verlängerung des Berliner Saisontaumels bis in den Sommer hinein, eine Verewigung der Blaßgesichter und Nachtgesichter. Und trotzdem tauchen auch schon wieder vereinzelte Rothäute auf.

Sie haben bestimmt nicht am Cresta Run dem Wintersport zugeschaut, bestimmt nicht von Heliopolis den Ausflug zu den Pyramiden gemacht, bestimmt nicht ihre letzten Tausendfrankenscheine in Monte am Spieltisch gelassen. Gespielt, ja, das mögen sie wohl haben. Aber wohl nur bei einem Ausflug in die Sächsische Schweiz im böhmischen Grenzort Herrnskretschen. Oder in Zoppot im Freistaat Danzig. Oder gar nur in den unzähligen fliegenden Spielklubs in Berlin selbst. Die gesunde braune Hautfarbe aber ist „Ersatz", wie so vieles seit 1914. Man nimmt nicht mehr das viel angepriesene Braunolin, mit dem sonst im August die Frau Rechnungsrat sich vier Wochen Norderney oder Westerland anzuschminken pflegte, obwohl sie nur acht Tage bei der Tante in Polzin gesessen hatte. Nein, man geht unter die künstliche Höhensonne. Die chemischen Strahlen des elektrischen Lichts, das durch Quecksilberdämpfe geht, befördern den Haarwuchs, reizen den Stoffwechsel, bräunen die Haut nahezu genau so wie die Sonne von St. Moritz. Nur die gute Luft und den

Digitized by Google

guten Sport und die gute Verpflegung zaubern sie nicht her, denn sie sind und bleiben eben Ersatz. Aber die Höhensonne wird viel, sehr viel in Anspruch genommen, und mancher Arzt oder Heilgewerbetreibende, der eine hat, lebt von den ständigen Abonnenten.

Wer sich auch das nicht leisten kann, der nimmt die Beine in die Hand und sucht wenigstens sonn- und feiertags außerhalb des Berliner Dunstkreises die natürliche märkische Flachlandsonne auf. Unsere Wandervögel, zu denen jetzt nicht nur in recht großer Zahl Schüler der höheren Lehranstalten gehören, sondern auch Studenten, Kaufleute, Ingenieure, jüngere Beamte, übertreiben es nur manchmal, biwakieren womöglich noch eine Nacht dazu im Walde und frieren sich die Bräunung wieder ab. Der Himmelfahrtstag ist diesmal eine Enttäuschung bis zum Zähneklappern gewesen; betränt von kaltem Landregen saßen überall an den Ufern der Spree und der Havel, weiter am Kloster Chorin, in der märkischen Schweiz, im Spreewalde die Wandervögel unter ihren Zeltbahnen, kochten Reis, klampften Trübsal, schritten endlich in quatschnaßquietschenden Stiefeln fürbaß und setzten sich als feuchtkalte Bündel dann wieder in die Eisenbahn. Auch die verregneten „Herrenpartien" waren Legion; die freilich endeten meist in einer molligen Kneipe, wie es bei ihnen seit altersher der Brauch. Unsere richtigen Wandervögel trinken nicht und rauchen nicht. Das ist ihr großes Plus auf der Habenseite, das tröstet die sonn- und feiertags einsamen Eltern, die auch sonst mit der eifrig hervorgekehrten Einfachheit der Sitten sehr einverstanden sind: ein graugrüner Leinenkittel mit bunter Brustschnur ist schließlich billiger als ein Cutaway, die Hutlosigkeit spart Geld, und das gleiche gilt von den nur alle paar Monate geschnittenen Haaren. Vor dem Kriege erregte es noch Aufsehen, wenn der glatzköpfige Rechtsanwalt Kohn XIV. vom Landgericht III plötzlich mit

Digitized by Google

Schillerkragen und darunter offener Brust mit schwarzem Haargekräusel in die Untergrundbahn einstieg. Heute tut er es nicht mehr. Aber die Jünglinge in Wandervogeltracht fallen in dem Berliner Straßenbilde gar nicht mehr auf. Die Zeiten und die Sitten — und auch die Illusionen wiederholen sich. Unter dem napoleonischen Druck vor hundert und einigen Jahren entstand in der Berliner Hasenheide die grauleinene, langhaarige Turngemeinde Friedrich Ludwig Jahns, von der, bei allerlei Anerkennung ihrer teutschen Gesinnung, Treitschke schreibt, daß sie der Meinung gewesen sei, mit Bauch- und Riesenwellen den Feind aus dem Lande treiben zu können. Die Wandervögel tun dasselbe mit Natur- und Heimatliebe, mit Volksliedern und Reigentänzen. Ihr hymnisches Gehobensein wirkt auf Männer mit hartem Tatsachensinn erschütternd. Wir werden wieder zu Dichtern und Träumern, während der Feind uns an der Gurgel packt. Jene Stimmung ist jedenfalls noch nicht in unserer Großstadtjugend vorhanden, die in der napoleonischen Zeit unsere Vorväter zu Taten stählte. Es fehlt der glühende Haß gegen fremde Bedrücker und gegen mitschuldige Deutsche, es fehlt die Teilnahme am Erleben der Nation; dies Wandern ist noch Weltflucht.

Zu große Teile unseres Volkes bespiegeln sich noch wohlgefällig in dem Erreichten, in der Freiheit, die wir angeblich errungen haben, in der Selbstregierung des Volkes und ähnlichen Traumbildern. In der neueröffneten „Großen Kunstausstellung" fehlen die Porträts wirklich großer Männer, wie wir sie früher kannten, aber die neuen Herren spreizen sich in Öl und Kreide. Im preußischen Landwirtschaftsministerium werden die lebensgroßen Bilder des Sozialdemokraten Braun und des Unabhängigen Hofer aufgehängt. Für diesen Personenkultus hat unser armer Staat immer noch Geld. Von dem jetzigen Kommunisten Adolf Hoffmann ist sogar eine

Digitized by Google

Marmorbüste für das Kultusministerium als Denkmal seines analphabetischen Wirkens vorgesehen. Auch haben wir zur Zeit des Entente-Ultimatums nichts Dringenderes zu tun, als in der neuesten Nummer 45 des Reichs-Gesetzblattes die Bestimmungen über die Standarte des Reichspräsidenten zu veröffentlichen. Wo Herr Fritz Ebert auftaucht, soll also fortan ein „gleichseitiges, rotgerändertes, goldgelbes Rechteck, darin der Reichsadler, schwebend, nach der Stange gewendet" wehen. Die Heraldiker und die Zoologen ringen allerdings die Hände, wenn sie diesen Pleitegeier sehen. Er ist nicht einmal ein Geier; dieses unbewehrte, unheraldische Vieh, das allenfalls einem hölzernen Kakadu ähnelt, ist noch lächerlicher als die Nationalversammlungs-Briefmarken von 1919. Aber es gibt Leute, die sich daran freuen. „Fortschritt", sagen sie. Diesem kronenlosen, szepterlosen Reichsadler fehlt auf der nunmehr ganz kahlen Brust das Mittelschild mit dem Preußenaar und dem Herzstück, den weißschwarzen Zollernfarben. Die Fähnchenindustrie freilich sieht scheel darein. Die neue Standarte des Reichspräsidenten ist anscheinend so „unabsetzbar" wie Herr Ebert selbst; auch der klassenbewußte Arbeiter kauft sie nicht für seine Kinder.

Ein wirklicher Fortschritt schien allen Berlinern dagegen der Erlaß über die Milderung der Zwangsmilchwirtschaft zu sein, der nicht nur die entfernte Möglichkeit eröffnet, daß es irgendwann einmal Schlagsahne geben kann, sondern vor allem die Hoffnung erweckt, daß man seinen blassen Kindern wieder herzhafte Vollmilch gönnen kann. Für die Säuglinge ist ja immer noch das Notwendigste geschehen. Aber Zehntausende von Großstadtkindern etwa zwischen dem vierten und achten Lebensjahre haben während des ganzen Krieges keinen Tropfen dieser natürlichsten und besten Kindernahrung erhalten —, und man sieht es ihnen jetzt an. Wir atmen auf, daß nun die ganze Zwangswirtschaft allmählich abgebaut

Digitized by Google

wird. Als sie zuerst eingeführt wurde, war man stolz oder man lachte. Ich weiß noch, wie wir im Felde losplatzten, als einem Kameraden, einem jungen Reserveoffizier aus dem Volksschullehrerberuf, aus Berlin von einem Kollegen geschrieben wurde, ein kleines Mädchen sei zu Beginn der Stunde nicht dagewesen, und auf seine Frage nach ihr hätten die anderen Kinder gerufen: „Lieschen steht nach Rückenfett!“ Jetzt denkt man mit Schaudern an die Zeit zurück, wo in den Fleischerläden nur Blumentöpfe glänzten, in den Schokoladengeschäften nur Attrappen, in den Kolonialwarenhandlungen nur allerlei Ersatzpulver und in den Gemüsekellern nur Kohlrüben. Leer und leerer wurde es auch in den Textil- und Warenhäusern. Man bettelte in der Kleiderkommission um die Genehmigung für einige Taschentücher oder eine einfache Wollbluse. „Was, zwei seidene Kleider haben Sie noch und verlangen nun eine Wollbluse?“ „Mein Gott, ich kann doch nicht im Ballkleid meine Kohlrüben kochen!“ „Ist uns ganz egal, meinetwegen können Sie in großer Toilette Dielen scheuern!“ Diese Aufsichtsdamen wurden überall unsere Zwingherren; langsam kam die Korruption. Mit unendlicher Bitterkeit stand in der Großstadt der arme Gebildete neben dem Schwerverdiener der Rüstungsindustrie. „Wat? Auch Damens mit Hüte wollen Blutwurscht? Nee, ick vakoofe nich an feine Leite!“ Oder man mußte eine neue Wasserkanne erstehen, bekam sie nicht, ließ sich dagegen vier Zahnbürsten aufschwatzen, denn die würden bald auch ausgehen. Man kam mit den unmöglichsten Sachen heim, aber das Notwendige war nicht zu haben. Die Hälfte des deutschen Volkes war unterernährt und schließlich siech. Wir haben jetzt ein neues Reichsschulgesetz bekommen, wir hören von dem kommenden „Weltanschauungs-Unterricht“, und doch wäre es besser, statt Weltanschauung Volksgeschichte zu lehren, die Geschichte der letzten Jahre: wie die Engländer unsere

Digitized by Google

Gesundheit zerbrachen, und wie schließlich unsere Politiker uns ans Messer lieferten.

Die meisten Deutschen wissen davon kaum etwas, wußten es nicht oder haben es schon vergessen. Schule, Schauspiel, Kino müßten es uns lehren. An allen Schaufenstern müßten graphische Darstellungen englischen Kindermordes und französischer Sadistentaten kleben. Kein Entente-Angehöriger dürfte ein Unterkommen in deutschen Gasthöfen finden, wie ja noch heute in London sich jedes Hotel vor Deutschen verschließt. Jegliche überflüssige Feindware sei gebrandmarkt. Aber wie ich kürzlich in einer großen Berliner Weinhandlung eine Kleinigkeit kaufe und zu meinem Erstaunen neben mir ein ausländischer Käufer sich ganze Kisten deutscher Liköre, besonders Allasch und Mampediktiner, notieren läßt, sagt der Chef des Hauses zu mir: „Ja, die Fremden wissen, was gut und billig ist, unsere Herren Berliner aber wollen nur französische Spirituosen haben, nicht weil sie besser schmecken, sondern weil man mit der Etikette protzen will!“ Diese harmlosen Deutschen führen auch auf ihren Bühnen zu großem Teil geistige Importware auf. Die ist freilich manchmal — beschämend anständig. Unsere eigenen Schwänke und Possen sind, seit wir über die Ära Moser herauswuchsen, gleich ins Obszöne umgeschlagen. Man kann nun „Charleys Tante“ nicht in einem Atem mit Freytags „Journalisten“ nennen; ein wirklich feines Lustspiel haben uns die Angelsachsen noch nicht gebracht. Aber doch Schwänke, in denen man unbesorgt sich sattlachen kann, auch in Gesellschaft seiner Töchter. Im Deutschen Theater Reinhardts ist jetzt eine Sommertruppe mit „Potasch und Perlmutter“ eingezogen, einem jiddisch-amerikanischen Schwank, der schon Hunderttausenden drüben das Zwerchfell erschüttert hat. Da gibt es kein Tüfteln und Spintisieren, keine Brunst und keinen Nervenkitzel, sondern nur Komik, schreiende Komik im Grunde harmlos guter

Digitized by Google

Menschen. Manches Überwältigende kommt freilich nur im englischen Text zur Wirkung; wenn der eine der Ghettohelden auf die Frage nach der Herkunft sein „I am a freeborn american citizen" lispelt, so wälzt sich das Newyorker Parkett vor Lachen. Aber es bleibt noch übergenug für Berliner und andere Deutsche darin. Für uns, die wir heute unter dem Druck des Entente-Ultimatums die rechte Fröhlichkeit nicht aufbringen können, klingt auch das Lachen aus dem Deutschen Theater heraus unnatürlich und grell. Aber man kann es den Besuchern gönnen. Es ist ein gesundes Lachen. Gesunder als das heiße Kichern in Schnitzlers „Reigen" oder als das satte Schmunzeln in den zahllosen Berliner Kabaretts.

5. Mai 1921

33

Die Berittenen am Anhalter Bahnhof — Stiefelputzen gefällig? — Es wird immer orientalischer — Modeschau auf Pferderennen — Im Lunapark — Was die Generale Bellingham und Malcolm über die Berliner sagen — „Immer lustik!" — Exministers und Dienstwohnung

Wer aus Süd- oder Mitteldeutschland auf dem Anhalter Bahnhof in der Reichshauptstadt eintrifft, ist beim Hinaustreten freudig überrascht, alle Anzeichen vornovemberlicher Zucht und Ordnung zu erblicken. Es ist sauber, auf dem freundlich grünen Askanischen Platz walten sorgsam Gärtner, und sogar zwei berittene Schutzleute thronen hoch über allem Verkehr. Nicht mehr blaue, sondern grüne. Das macht aber nichts. An Änderungen der Uniform gewöhnt man sich, wenn keine Änderung des Wesens damit verknüpft ist. Als

Digitized by Google

beim Militär statt der ursprünglichen grauen Hose der Befreiungskriege unter Wilhelm I. die schwarze Hose eingeführt wurde, hat man gemault und nachher sich doch daran gewöhnt. Als dann im Weltkriege unter Wilhelm II. die schwarze wieder verschwand, hat man die neue graue für gar nicht kleidsam erklärt, aber sich wiederum an sie gewöhnt. So geht es uns auch mit den berittenen Schutzleuten. Ob blau, ob grün: wir haben sie wieder, diese ehernen Felsen in der Großstadtbrandung, die so unendlich beruhigend wirken. Ein bißchen jünger und ein bißchen soldatischer sehen diese Schutzleute aus, als ihre etwas behäbigen Vorgänger der früheren Zeit, die manchmal einem Münchener Hatschier an Gewichtigkeit glichen. Die monumentalen Pferde sind wie ehedem. In ihrer erhabenen Würde — man muß an ihnen hinaufsehen, wie an dem Colleoni-Standbild in Venedig — zucken sie wohl nicht einmal beim Heranschwirren einer Bremse. Nur von hinten lassen sie sich nicht gern beikommen. Dann wirbeln sie ihren Schwanz herum, als wäre er ein Feuerwerksrad. Man wird ordentlich gerührt in der Erinnerung, wenn man sich vorstellt, wie häufig man früher just dann mit seinem Gesicht in den Bereich dieser fliegenden Bürste kam, wenn der Kaiser an der Spitze der Fahnenkompagnie gerade an uns vorbeiritt oder wenn wir soeben den King Edward in der Galakarosse eräugen wollten oder der erste Chargierte des Korps Soundso uns zum Gruße den weißen Stulphandschuh an das Cerevis erhob.

Sowie man an den beiden Giganten vorüber ist, fängt es aber an, schon etwas mehr nachnovemberlich auszusehen. Aus dem Weltkriege hat der deutsche Großstädter das polnische Wort „dobsche“ als Bezeichnung für gut oder ja hereingebracht, ferner den französischen „Sambre et Meuse“-Marsch für alle Leierkästen und schließlich — den in Balkanländern so einträglichen Beruf der Stiefelputzer. Gleich am Askanischen

Digitized by Google

Platz hocken die ersten. Es gibt hier keinen Bukarester oder Konstantinopler Staub und Dreck, die Eitelkeit ist hier wohl auch nicht so groß, aber immerhin, das Stiefelputzen auf offener Straße bürgert sich ein. Man sieht nicht mehr, daß jemand, ehe er seinen Vorgesetzten den Antrittsbesuch macht, vor der Haustür mit dem eigens dafür mitgenommenen „gebrauchten" Taschentuch sich die Stiefel abwedelt. Er läßt sie sich lieber noch einmal putzen. Die Nigrin-Postamentchen und sonstigen Wichsreklame-Schemel sieht man überall. Das Gewerbe nährt seinen Mann. Je nach der Gegend bezahlt man 50 Pfennig bis 3 Mark für dieses Aufpolieren der Pedale. Hat man die Stiefelputzer auf dem Askanischen Platz glücklich passiert, so wird es in der Königgrätzer Straße vollends orientalisch. Als ginge man den Basar entlang. Da breiten ein paar Jünglinge schweigend und geschäftig immer neue Tuchballen auseinander, daneben preist ein zungengewandter Anreißer Seife an, dann folgen Handwagen oder auch nur Schemel mit Schokolade, mit Büchern, mit Obst, mit Aktentaschen, mit Ansichtskarten, mit Regenmänteln, mit warmen Würstchen, mit Makohemden, mit Zigaretten, mit Herrenartikeln, mit Stahlwaren, und auf dem kurzen Wege bis zum Potsdamer Bahnhof zähle ich so 56 fliegende Läden am Rande des Trottoirs. Wo die Ware herkommt, ist wohl nicht immer einwandfrei festzustellen, als sicher aber wohl anzunehmen, daß die Verkäufer fast durchweg Arbeitslosenunterstützung beziehen.

Sie sind durchweg gut gekleidet, sie leben anscheinend gut, also muß doch wohl auch gut gekauft werden. Oskar Tietz, der vielfache Warenhausbesitzer, veröffentlichte jüngst einen Aufsatz, unsere Kaufkraft sei um etwa 80 Prozent gesunken. Auf der Straße hat man nicht diesen Eindruck. Noch weniger an den Vergnügungsstätten. Berlin geht mit nicht weniger als 13 Operettenbühnen in den Sommer, und alle

Digitized by Google

sind allabendlich voll. Das alte gute Paulanerbräu an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, wo man billig und gut aß und trank, ist in ein „mondänes“ Weinrestaurant verwandelt worden und seither überfüllt; eine ähnliche Entwicklung sehen wir überall in der Stadt, — weil der alte solide Mittelstand als Zahler nicht mehr in Betracht kommt, richtet man sich auf Luxus und Leichtsinn ein. Auf den Rennplätzen — Karlshorst, Hoppegarten, Grunewald, Mariendorf — herrscht eine so drangvoll fürchterliche Enge, daß nur ein kleiner Teil der Besucher überhaupt einen Pferdeschwanz zu sehen bekommt. Aber der Totalisator setzt an einem Sonntag 5 Millionen Mark im Durchschnitt um. Man versucht, nach französischem Vorbild, jetzt Pferderennen und Modeschau zu verbinden. Ein in doppeltem Sinne eitles Bemühen: die Probierdamen müssen sich im Gedränge buchstäblich ihrer Haut wehren und kommen zerknittert heim, ohne für ihre Firma als wandelnde Reklame gedient zu haben. Ist das Wetter einmal wirklich schön, geht es nicht nach dem alten Verse:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da hab' ich meinen Ofen neu
Zu heizen angefangen,

so werden die Theater und Kabaretts nicht leerer, und trotzdem ist auch alles, was im Freien zu Vergnügen lockt, mit Menschen übersät, selbst wo der Eintritt einen gehörigen Batzen kostet. Verdienen die Leute heute so viel? Oder ist wirklich nur der Leichtsinn größer geworden? Im Lunapark in Halensee, dem größten und „vornehmsten“ Rummelplatz Berlins, der an Coney Island erinnert, sehe ich das Riesengewimmel von jungen Mädchen, meist vom Bureautyp, und schüttele den Kopf. Da gibt man doch, wenn man kaum etwas verzehrt, auch nur einen Teil der 47 „Attraktionen“ aufsucht, im Hand-

Digitized by Google

umdrehen seine 100 Mark aus. Ein leitender Beamter des Hauses Rudolph Hertzog versucht mich darüber aufzuklären. „Passen Sie auf," sagt er, „wie viele Begleiter dieser jungen Damen nur gebrochen Deutsch sprechen, dann haben Sie die Erklärung, und die andere hätten Sie, wenn Sie wüßten, wie jammervoll es in Berliner Familien mit Bett- und Tisch- und Leibwäsche aussieht." Also ich passe auf. Da läßt ein Amerikaner zwei Mädels immer wieder ein paar Runden im Hippodrom reiten. Nach einer Stunde sind 94 Mark dafür ausgegeben. Da läßt ein Japaner seine Begleiterinnen Bälle werfen: trifft man den Zielpunkt, so klappt das Bett, auf dem ein Rummelplatz-Angestellter liegt, um, und dieser Insasse liegt unter dem Halloh der Zuschauer am Boden auf der Nase. Schon ist er wieder oben auf dem zurückgeschnellten Ruhelager und hetzt und höhnt die Nichttreffer. Kassen-eingang in einer Stunde: 370 Mark. Und man saust mit der Berg- und Talbahn, man geht zu Hagenbecks Dressuren, man zerklirrt Porzellan, man lacht vor Zerrspiegeln, man schaukelt auf dem Riesenrad, man steuert im Wackeltopf über den eisernen „wogenden" See, und alles kostet Geld. Nur die Seiltänzer und das Feuerwerk kann man ohne Sonderzahlung sehen. Und wenn gar erst das Sudanesendorf fertig ist, was wird da für Geld umgesetzt! Alleweil im Mai öffnet der Lunapark seine Tore. Zehntausende freuen sich darauf. Sein in drei offenen Riesenterrassen nach dem Halensee zu auf-gebautes Restaurant vertreibt an Speise und Trank täglich so viel, daß die Bewohner dreier Kleinstädte davon leben könnten. In diesem Jahre kommt der Lunapark uns futu-ristisch. Die ganze Bemalung selbst der letzten Musikpavillons ist ein einziger kannibalischer Aufschrei. Dazu das Juchzen der Menge, der Lärm der Ausrufer, das Tschingtara der Kapellen: ein geradezu grotesker Gegensatz zu dem friedlich-idyllischen Bilde der dahinter im Grün gebetteten vornehmen

Digitized by Google

Villen in Halensee. Hier wohnt auch Dernburg, der frühere Bankdirektor, später Kolonial-Staatssekretär, jetzige demokratische Abgeordnete. Er hat einen langen gerichtlichen Kampf gegen den Lunapark-Lärm ausgefochten und ist unterlegen. Der einzige Trost für die Anwohner ist die gegenwärtige frühe Polizeistunde; schon um 11 Uhr abends und nicht erst spät in der Nacht hört der ganze Zauber immer wieder auf.

Die Vergnügtesten an solchen Stätten sind heutzutage die Ausländer. Sie alle schütteln die Köpfe über dieses „taumelnde" deutsche Volk. Im Reichstage wird die Unterwerfung unter die Ententepeitsche unterschrieben, und an demselben Abend drängen sich Zehntausende zum Lunapark, und ganz Berlin ist ein einziger Widerhall von Lachen und Scherzen in ungezählten Amüsierlokalen. Dieser Tage trafen die englischen Überwachungsgenerale Bellingham und Malcolm mit einem meiner Bekannten dienstlich-geschäftlich zusammen. Beide äußerten ihr fassungsloses Erstaunen über die guten Deutschen. „Wenn wir umgekehrt deutsche Überwachungskommission in London wären, so würden wir nicht wagen, auch nur eine Tasse Bouillon ohne Angst vor Vergiftung zu nehmen. Aber in Berlin können wir so ruhig wie daheim leben und uns immer wieder nur wundern, daß wir nicht totgeschlagen werden." Solche Worte ätzen wie Jod. Überall ist es freilich nicht so. Im besetzten Westen mehren sich die Fälle, daß weiße oder farbige Franzosen spurlos verschwinden, bis einmal der Rhein oder ein alter Brunnen sie wieder hergibt, und die interalliierte Rheinlandkommission vertuscht diese Fälle, weil sie den suggestiven Einfluß einer Veröffentlichung fürchtet. In Hamburg trinkt kein Mensch aus guter Familie mehr einen Schluck Bordeaux oder Burgunder, weigern die meisten Hotels einem Franzosen die Unterkunft. In Berlin aber kann folgendes passieren: ein englischer Soldat in Uniform fährt auf seinem Rade schräg über

Digitized by Google

die Straße in einen eiligst bremsenden Autobus hinein, wird durch den Zusammenprall umgeworfen, kann aber ohne jeglichen Schaden wieder aufsitzen und davonradeln; und das Publikum — fällt über den Chauffeur her und verprügelt ihn. So geschehen an einem Maimontag 1921 in einer belebten Straße des Berliner Westens, in der Hauptstadt des vom Feinde satanisch zerquälten deutschen Volkes!

Leben und leben lassen ist eben die einzige Parole des deutschen Großstadtpöbels mit und ohne echte Perle im Schlips. „Heute lustik, morgen lustik, immer lustik!" sagte König Jérôme von Westfalen, als Kasseler Bürgertöchter und Damen auch des Landadels in schamloser Entblößung sich zu seinen Festen drängten. „Bloß keene Politike!" sagt der Berliner, wenn er auf flammende nationale Entrüstung stößt. Wenn er liest, daß die Bayern aufrechte Männer bleiben wollen oder daß die Schlesier zu den Waffen eilen, dann zuckt er die Achseln: Geschäftsverderber! Die fürchterliche Entscheidung im Reichstage, der Kniefall der Jasager vor der Entente, die Rückbildung des Kabinetts zur alten Weimarer Zusammensetzung lockte kaum ein paar Neugierige aus dem Bau. Man findet höchstens, daß die neue Zeit doch „recht amüsant" sei. Nie hörte man früher solche Geschichtchen aus der Korona der Regierenden wie heute. Am meisten lacht man über den Pfiffikus, diesen demokratischen Minister Schiffer, der durch seine Wohnungsaffäre der Held des Tages in allen Gesellschaften der Nachnovemberlichen geworden ist. Ja, das wäre der Rechte. Der sei doch allen über. Also dieser Minister Schiffer, der aus Oberschlesien stammt, aber von Geblüt weder Slawe noch Germane ist, ist ein sehr fleißiger, sehr betriebsamer, rednerisch sehr lebhafter Herr, der an einem Tage, an dem er nichts „formuliert" hat, kein Kompromiß gefunden hat, nicht ruhig schlafen zu gehen vermag. Seine Karriere im Oberverwaltungsgericht verdankt er, der ehedem Rechts-

Digitized by Google

nationalliberale, der Fürsprache eines vornehmen politischen Gegners der Rechten. Nach dem berüchtigten November zog ihn die große Konjunktur zur demokratischen Partei. Er war einmal kurze Zeit Finanzminister. Er wurde später Justizminister. Und da sagte er sich: „Hier bin ich, hier bleibe ich", ging aus der Dienstwohnung nicht hinaus, als Blunck das Amt bekam, blieb in ihr hausen, als Heinze das Portefeuille erhielt und nun sozusagen von Dresden aus, wo die Familie noch wohnt, die Geschäfte wahrnehmen mußte: Man bekommt eher eine Zecke aus dem Hundefell heraus, als einen richtigen modernen Parlamentsdemokraten von der Futterkrippe weg. Also Blunck wohnte als Chambregarnist bei Schiffer, Heinze tat dasselbe, und nun ist Schiffer in dem neuen Kabinett — wieder Justizminister geworden und wieder von Rechts wegen Inhaber des Palazzos. Aber es kommt noch viel besser. Schiffer hat die fürstlich eingerichtete Wohnung Jahr und Tag ganz umsonst bewohnt, nur zuletzt als Miete eine kleine Anerkennungsgebühr anbringen können. „Aber, Exzellenz, wir können doch von Ihnen keine Miete nehmen, eine solche steht ja gar nicht im Etat!" 12. Mai 1921

34

Eine Wrangel-Erinnerung — Wrangels Villa als „Schloßparktheater" — „Timon von Athen" in Steglitz — Der deutsche Shakespeare — Rosenmontags-Offiziere — Vom Pfingstverkehr — Im Boot, im Auto, im Flugzeug

Es war im sogenannten tollen Jahre. Die revolutionäre Bürgerwehr von Berlin hatte dem alten General v. Wrangel gedroht, seine Frau werde an den nächsten Laternenpfahl gehenkt, wenn er mit den königlichen Truppen einmarschiere. Er marschierte unbekümmert ein. „Ob se ihr nu woll uff-

Digitized by Google

hängen?", fragte er seinen Adjutanten, lächelte aber dabei ganz vergnügt. Er kannte seine Berliner; er wußte besonders, daß in revolutionären Zeiten der seinen Kopf behält, der ihn nicht selber verliert. Es gibt da immer einen toten Punkt, einen Moment der Lethargie, den man benutzen muß. Im November 1918 war diese Starre über die Staatserhaltenden gekommen, so daß der Umsturz ohne jede Anstrengung im geeigneten Augenblick triumphierte. Im Jahre 1848 hatte umgekehrt Wrangels festes Auftreten die Gegner gelähmt. Also er marschierte ein. Der aufgebauten revolutionären Bürgerwehr erklärte er: „Nanu verduftet!" Und sie verduftete. Frau v. Wrangel war selbstverständlich noch am Leben und blieb es noch lange. In dem schönen Landhaus im Dorfe Steglitz bei Berlin, mitten in einem kleinen Park, hatten die beiden Alten ihren behaglichen Unterstand, und mancher bekehrte Berliner pilgerte später zu ihnen hinaus.

Jetzt ist Steglitz ein Stadtteil von Groß-Berlin geworden. Über Schöneberg und Friedenau bis Steglitz ist es ein ununterbrochenes Gewirr von Häuserwürfeln. Alles die eine Großstadt. Als junger Mensch habe ich in den achtziger Jahren noch eine Aufführung des Schwankes „Das Milchmädchen von Schöneberg" erlebt, und über „Die Millionenbauern von Schöneberg" haben Max Kretzer und andere noch Romane geschrieben. Jetzt ist auch die Erinnerung an die dörfliche Zeit der Berliner nächsten Umgebung, wo am heutigen Nollendorfplatz Getreidefelder sich blähten, den Bewohnern geschwunden. Und auch die wenigen Häuser mit Geschichte machen neuen Mietskasernen Platz oder werden für andere Zwecke umgebaut. Kein einziges Bauernhäuschen bleibt als eine Art Museumsstück erhalten, wie etwa das kleine Stammhaus der Krupps mitten in dem Riesenbetriebe in Essen. Die Wrangelsche Villa, von manchen Leuten etwas übertrieben ein Schloß genannt, muß nun auch eine Umschöpfung über sich ergehen

Digitized by Google

lassen. Sie wird zum „Schloßparktheater“ von Steglitz. Vorerst ist das sogenannte kleine Haus eröffnet, das in seiner Raumkunst einem langen Kino-Stall gleicht; oder, wenn man den Mund durchaus vollnehmen will, den Berliner Kammerspielen Reinhardts. Das große Haus ist noch im Umbau begriffen. Mit verhältnismäßig wenig Mitteln hat man hier eine einfach-behagliche Stätte geschaffen, in der die Bewohner der südwestlichen Vororte — Durchschnittstyp: gutes altes Beamtentum — zu erträglichen Preisen Kunst genießen können. Auch mancher Snob von Berlin W. rollt freilich hier heran. Von den Leitern des Unternehmens ist einer, Dr. Lebede, ein klassisch gebildeter Oberlehrer, der auf ein Jahr Urlaub genommen hat, um Theaterdirektor zu spielen. Das ist kein übles Vorzeichen. Unter den besten deutschen Intendanten befanden sich kunstverständige frühere Offiziere. Und unser Gymnasiarch ist mehr wert als ein Geschäftsmann. Mit Shakespeares „Timon von Athen“, dieser Fabel vom Scheiternmüssen jedes Ideologen, ob er nun als Menschenfreund oder Menschenfeind das Augenmaß für Realitäten verliert, ist das kleine Haus eröffnet worden. Eine wohltuende heitere Helligkeit, aus verdeckten Geißlerschen Röhren stammend, erfüllt den Raum; man sieht keinen einzigen Lichtkörper. Ein bayreuthisch völlig unterirdisches Orchester begleitet mit freudig aufgeregten Klängen die Handlung. Eine kleine soufleurkastenfreie Bühne baut sich stufenartig unmittelbar im Anschluß an den Zuschauerraum auf. Es ist alles prunklos und doch festlich. Da der teuerste Platz nur 25 Mark kostet, für die Zeichner eines Gründeranteils von 500 Mark sogar nur die Hälfte, haben wir hier den gelungenen Versuch vor uns, eine Schauburg für jene gebildeten Großstädter erstehen zu lassen, an deren Geldbeutel man nur Biedermeier-, nicht Schieberansprüche stellen darf. Vielleicht bringt das gute Beispiel Nacheiferung; jedenfalls empfehle ich allen nach

Digitized by Google

Berlin Kommenden aufrichtig, sich die Sache einmal anzusehen. Der schlauchartig lange Raum zwingt die Darsteller, ein wenig zu schmettern, etwa wie wir in unserer Jugend Schillers „Räuber" hörten, und ich weiß nicht, ob jedes Stück das verträgt; dieser Shakespeare aber verträgt es sicherlich. Er ist ja so deutsch! Er trägt ja so das Herz auf der Zunge! Er ist ja so wahrhaftig und so ausgelassen! Es kann nichts Unenglischeres geben. Die Zugeknöpftheit, das „Wahren des Gesichts", das Nichthineinsehenlassen ist heute das Kennzeichen des englischen Gentleman. Er ist Maske. Geschäftliche, gesellschaftliche, politische Maske; das Ergebnis eines jahrhundertelangen nationalen Drills einzig und allein auf den Erfolg. Das „merry old England" Shakespeares war da ganz anders, noch ganz germanisch. Heute aber wird Shakespeare in England nur noch historisch begriffen, ist er für das englische Theater gute Stube und kalte Pracht, während wir uns in ihm wohnlich fühlen, aus unserer deutschen Seele heraus seine unerbittliche Wahrhaftigkeit, seine sittliche Unbestechlichkeit erklingen hören. Max Trapp hat zu diesem „Timon von Athen" die neue Musik geschrieben. Das dünne Orchesterchen enttäuscht die straußverwöhnten Hörer, läßt aber doch manche überraschende Schönheit wirken. Im Vorspiel, in dem Tanz der fünf Sinne, in dem Tanz der zwei Hetären, in den Zwischenakten gibt man sich wohlig dieser Musik hin. Man sieht nur tief befriedigte Gesichter. Es wird so viel geboten. Shakespeare in seinem furchtbaren Ernst und in seiner derben Schalkhaftigkeit; beschwingte Musik und klassisch leichter Tanz; dazu ein Timon (Rudolf Klix) von mitunter prometheischer Kraft, ein Lucullus (Hugo Schuster) von einem prachtvollen Falstaff-Humor und eine Reihe weiterer Darsteller von mehr als Durchschnittsmaß.

In Berlin selbst ist das Theater derweil ganz sommerlich geworden. Zum Teil werden alte Ladenhüter hervorgesucht,

Digitized by Google

die vor zwanzig Jahren ihr Publikum hatten. Mit tiefem Erschrecken kann man da mitunter sehen, welchen Anteil auch die Bühne daran hat, daß unsere Demokratie im Weltkriege unseren sogenannten Militarismus entwaffnete. In England ging vor dem Kriege kein anständiger Mensch in eine Gastwirtschaft, in der Militär verkehrte; aber auf der Bühne, in der Presse, in den Music-Halls wurde Tommy Atkins verherrlicht. Und bei uns? Der gute Otto Erich Hartleben, dessen eigener Bruder aktiver Offizier gewesen ist und ihm die Idee des Stückes und manche Einzelheit gegeben hat, schrieb seinen „Rosenmontag", der jetzt wieder in Berlin aufgeführt wird, freilich nicht etwa nur zur Freude des demokratischen Tiergartenpöbels, der ihm die Logen füllte. Aber es ist erschütternd, über die Neueinstudierung des Stückes jetzt in dem Berliner Organ der Unabhängigen zu lesen, was es enthülle:

„Das Offizierskorps entpuppt sich als eine Bande schwachsinniger Halunken. Unter dem Dutzend Offizieren, das Hartleben auf die Bühne stellt, ist nicht ein einziger auch nur halbwegs wertvoller Mensch. Das Stück beweist, daß das Offizierskorps vor dem Kriege die Kloake der Nation war, in der sich Dummheit, Brutalität und Unmoral zu einer Atmosphäre von wahrhaft teuflischem Gestank vereinigten."

Selbstverständlich „beweist" ein Theaterstück, das von einer Kölner Fastnacht handelt, gar nichts, und Hartleben wollte auch gar nichts beweisen, sondern hat nur den rein menschlichen Rosenmontags-Menschen, wie er sie sah, Uniformen angezogen, ohne an Verhetzung zu denken oder sie auch nur zu ahnen. Er hatte als Dichter keine Ahnung davon, welche politischen Wirkungen davon ausgingen. Zu Beginn des Weltkrieges lernten dann alle um. Sie begriffen, daß wir doch ein Volksheer haben, und jeder junge aktive Leutnant wurde vergöttert. Nun ist die Armee zerschlagen. Der neueste Erlaß der Entente nimmt ihren Fahrradkompagnien sogar die

Digitized by Google

Fahrräder, weil sie eine arge Bedrohung Europas bedeuteten. Und über den Trümmern dieses prachtvollsten aller Heere — steigt der „Rosenmontag" am Horizont wieder empor. Nur eines ist dabei verblüffend. Das Publikum wandelt sich wieder. Heute ist Hartlebens Tragödie wahrhaftig zu einer Feier für das alte Offizierkorps geworden: der größte Beifall der in der Erinnerung hingerissenen Zuschauer erbraust, als die Leutnants fröhlich im Stechschritt — diese alten lieben preußischen Gliederpuppen — in das Kasernenzimmer marschieren. Da werden dem Publikum die Beine elektrisch. Da rühren sich die klatschenden Hände.

Nun haben wir keine allgemeine Wehrpflicht mehr. Nur noch auf Turn- und Wanderfahrten gibt es, neben sonstigem Sport, ein körperliches Ausleben. Zu Pfingsten hat sich auf allen nur denkbaren Vehikeln ein Völkerstrom aus Berlin ergossen, über die Mark, in den Spreewald, bis zum Brocken und bis zur Bastei. Auf den vielen Wasserstraßen ein Gewimmel von Booten auf Wanderfahrt, und zwar nicht nur geklinkerte Halbausleger, sondern auch richtige Rennboote. Darin prachtvoll sehnige, braungebrannte Gestalten, denen man schon das Training für Grünau ansieht, auch die straffe Enthaltsamkeit gemäß dem alten Ruderergesang:

Schwöre ab dem Monopole,
Schwöre ab dem Alkohole,
Und vor allem, sei's, weil's muß,
Schwöre ab dem Weiberkuß
Und der Aphrodite!

Dabei ist's zu Pfingsten auf dem Wasser bei Berlin wirklich kaum mehr schön, ein Gedränge, wie bei Wertheim vor Ladenschluß, und im Handumdrehen hat man jemand angeeckt und sich den Bug aufgerissen, oder der Schlagmann „fängt einen Krebs", und die ganze Mannschaft, einschließlich des kleinen Steuermanns in der feinen Sonntagskluft, liegt im Wasser,

Digitized by Google

das Mitte Mai noch gewaltig erfrischend ist. Daß die Berliner Wandervögel ganz Mitteldeutschland überschwemmt haben, ist selbstverständlich. Nur ein kleinerer Teil blieb in der Nähe und studierte außer der Natur auch die Geschichte in Brandenburg, Rathenow, Tangermünde und den anderen kleinen Städten der Mark, deren Wachttürme und Kirchen so unendlich viel reizvoller sind als das nahezu geschichtslos amerikanische Groß-Berlin. Die ganz Feinen machten eine Gesellschaftsreise im Auto: pro Tag, „alles einbegriffen mit Ia Verpflegung", 500 Mark. Und die ganz, ganz Feinen entflohen Berlin im Flugzeug. Irgendwohin. Egal. Bis Dresden 250 Mark. Dann wird man schon weiter sehen. Ein Bayer sagte mir einmal im Felde, ich solle einen Satz mit „immerhin" bilden. Und als ich ihn fragend ansah, antwortete er, der selber Kommandant eines Riesenflugzeuges werden sollte: „Wannst in ein Riesenflugzeug steigst, bist immer hin!" Immerhin: das war einmal. Heute geht es im Riesenflugzeug mindestens so sicher über Deutschland, wie ehedem im gelben Postwagen. 18. Mai 1921

35

Die brennendste Frage — Der „Blonde Engel" im Komödienhaus — Einstein und Rabindranath bei Ministerialrats — 1921 und 1821 — Das Königliche Schauspielhaus — Die Große Kunstausstellung ein Pandämonium — Kein Humor mehr — Beim „groben Gottlieb"

„Wo hafte denn dein Knopfloch?"

Dumme Frage, sagen Sie? Das wüßten Sie alleine, sagen Sie? Aber alle Ausreden helfen Ihnen nichts. Es ist nichts so dumm, als daß es nicht in Berlin als Frage gestellt

Digitized by Google

werden könnte. Solche Fragen werden zur Epidemie. „Ham Se nich den kleinen Kohn gesehn?“, wurde vor zwölf Jahren jeder arglos Daherwandelnde von fast jedem Begegnenden angefaucht. „Mensch, was haste vor 'ne Weste an, sie hat ja keen Fassong?“ hieß es einige Jahre später. Und jetzt trällert jede Großstadtmaid, die Ihren Weg kreuzt, sofort die Schicksalsfrage: „Wo haste denn dein Knopfloch?“ Vielleicht taucht Ihnen eine Erinnerung an Goethes Spruchweisheit auf. Da heißt es einmal, wer das erste Knopfloch verfehle, der knöpfe die ganze Reihe falsch. Also Sie sehen bestürzt an Ihrem Angbongpoängchen hernieder. Nein, die Weste sitzt! Also, was will das Fräulein von Ihrem Knopfloch? Ja, da müssen Sie in den „Blonden Engel“ im Komödienhaus gehen. In dieser Sommeroperette — Sie lachen sich kaputt, vastehnse? — gibt es die berühmte „Schwipsszene“, es wird gesungen, getrunken, gekräht, getanzt, und da kommt denn auch das Stichwort: „Wo haste denn dein Knopfloch?“ Haben Sie es nun endlich? Ich meine: begriffen? Also wenn nicht, so gehen Sie hin an den Schiffbauerdamm. Sie haben in Ihrem Leben ja noch lange nicht genug Blödsinn gesehen und müssen ihn am Entstehungsort studieren. Morgen oder übermorgen grassiert das unentdeckte Knopfloch vielleicht schon in Kyritz. Und Sie wollen doch nicht etwa rückständig sein?

Die Operetten tragen ja so ungemein zur Belebung unserer Konversation bei. Man kann doch nicht immerzu in tragischem Schweigen an dem Strohhalm in der Eisschokolade saugen. Also man wird neckisch und singt dem Begleiter oder der Begleiterin die Frage nach dem Knopfloch ins Ohr. Das eröffnet die weitesten Durchblicke. Was kann man sich „nicht alles bei denken“! Aus abgerissenen Coupletstrophen besteht ja der größte Teil unserer Bildung. Darum heißen wir die Dichter und Denker. Manch einer oder manch eine tut ja freilich so, als wüßte man mehr. Da habe ich jüngst bei dem

Digitized by Google

Herrn Ministerialrat zu tun, November-Ausgabe natürlich, und Frau Ministerialrat, mit der ich nichts zu tun habe, rauscht herein, um Rumpelstilzchen mit Geist und Erdbeertörtchen zu füttern. Ich habe die Frau nie gesehen und werde sie hoffentlich nie wiedersehen. Sie starrt mich an und sagt schließlich: „Die Einsteinsche Relativitätstheorie, großartig, nich?“ Woher sie denn davon wisse, frage ich ehrfürchtig. Ja, ihr Mann, der Herr Ministerialrat, habe ihr „viel von erzählt“. Donnerwetter, alle Achtung. Ich gestehe ehrlich, daß ich zwar, was von zehntausend Deutschen noch nicht einer getan hat, den ganzen Versailler Friedensvertrag mit seinen 440 Artikeln und zahlreichen Anhängen durchstudiert habe, um mir Klarheit darüber zu verschaffen, wohin unser Weg gehe, auch daß ich einiges von Goethe und Wagner und Bismarck und Ernst Moritz Arndt gelesen habe, aber für die Relativitätstheorie sei ich wohl zu dumm. Meine einzige geheime Hoffnung sei, daß nach einem Jahre kein Mensch mehr von ihr sprechen werde. Wie es ja wohl auch Friedmanns Tuberkulosemittel und Steinachs Verjüngungsdrüsen gehen werde. Aber wenn der Herr Ministerialrat sich vielleicht die Mühe geben wollte, auch mich aufzuklären? Er wurde sehr rot, der Herr Ministerialrat. Dann machte er eine großartige, weltumfassende Armbewegung. Dann schickte er seine Zunge ins Hindernisrennen und stolperte einige Sätze. „Also alles ist relativ, nich? Also Sie denken, Sie sind schon mal an diesem Ort gewesen, wenn Sie uns mal wieder besuchen, nich? Inzwischen ist aber die ganze Erde doch ganz wo anders im Weltenraum, nich? Also alles ist relativ, nich?“ Dann machte er von neuem seine Armbewegung. Dann sagte er, durch Einsteins fabelhafte Entdeckung sei das Newtonsche Gesetz der Schwere aufgehoben. Nich? Zum Schluß waren wir alle drei so dumm wie zuvor. Da rettete wieder einmal die Frau Ministerialrat uns aus der bedrückenden Situation. „Aber

Digitized by Google

der Rabindranath Tagore, großartig, nich?" Und nun erwarteten die Herrschaften von mir, denn Literatur sei doch schließlich mein Fach, ein geistiges Wannenbad. Ich habe sie schwer enttäuscht. Ich sagte ihnen, Schillers „Wilhelm Tell" sei mehr wert als alle orientalische Weichmäuligkeit, und man könne ruhig als gebildeter Mensch sterben, ohne Tagore auswendig zitieren zu können oder ihn in Halbleder auf Bütten zu besitzen. Wenn er nicht so gelblich aussähe und aus Indien stammte, sondern Piefke hieße und in Stallupönen geboren wäre, so würde kein Mensch in Deutschland nach ihm fragen. Auch wenn sein Name etwa Mbeletschwischi lautete, wären 90 Prozent seiner Berühmtheit dahin. Aber Rabindranath Tagore, das hat erstens Rhythmus und zweitens ein dreimal rollendes dramatisches r, und das macht sich so gut bei Geist und Erdbeertörtchen. Das ist mein voller Ernst. Aber Ministerialrats hielten es für Ulk; alle Welt glaubt, ich wolle sie zum Narren halten, wenn ich ihre Narrheiten nicht mitmache.

Die Berliner von 1921 leben in einem Papageienzeitalter. Alles schwatzt nach, was einer vorgebetet hat. Die Zeitung nimmt einem das bißchen Denken nachsichtig ab und unterrichtet einen prompt und verhältnismäßig billig nicht nur über Rabindranath Tagore und Professor Einstein, sondern auch über den Grafen Keyserlingk und seine Schule der Weisheit, über den Dieselmotor, über das Land Ophir, über Expressionismus in der Musik, über die Intelligenzprüfung der Schimpansen. Die Berliner von 1821 waren die reinen Waisenknaben gegen uns, denn damals waren die Zeitungen kleine Quartblättchen mit wenigen Nachrichten, man entbehrte also die väterliche Einführung in jeglichen Geist und jegliches Wissen und mußte mühsam selber sich seine Bildung aufbauen; so saß man denn stundenlang bei Talgkerzen und dünnem Tee beieinander und las gemeinsam

Digitized by Google

Klassiker oder Werke über Geschichte oder Länder- und Völkerkunde. Es gab auch noch kein Komödienhaus mit einem blonden Engel und noch zwölf andere Operettentheater. Aber das große Königliche Schauspielhaus am Gendarmenmarkt war von Schinkel gerade neu auferbaut und mit ein paar prachtvollen Begleitworten Goethes eingeweiht worden. Jenes Zeitalter Friedrich Wilhelms III. kommt uns karg und nüchtern vor. Wir vergessen, daß unter diesem König auch die Berliner Universität erstand, an der der anderswo verbannte Freigeist Fichte lehren konnte. Keine der neun Musen blieb den sandigen Marken fern. Nur war Terpsichore damals bekleideter als heute, und Klio war noch nicht zur Parteisekretärin ernannt. An diesem 26. Mai hat das nun nicht mehr Königliche, sondern „Staatliche" Schauspielhaus die Hundertjahrfeier seiner Erneuerung begehen können. Dieses Haus hat niemals Epoche gemacht, ist kein Meiningen, kein Moskau, kein Bayreuth gewesen, hat auch nie einen Reinhardt gehabt, aber in bürgerlicher Wohlanständigkeit und Stilreinheit von Geschlecht zu Geschlecht die Schätze namentlich unserer klassischen Periode hinübergerettet, hat die größten deutschen Darsteller des Jahrhunderts auf seinen Brettern erzogen, hat Wildenbruch zum Durchbruch verholfen und stellt noch heute Gustav Freytags „Journalisten" neben Lessings „Minna von Barnhelm" in einer mustergültigen und fast unnachahmlichen Aufführung hin. Augenblicklich, in unserer wirren Zeit, wo die Namen Jeßner und Jacobsohn mehr gelten als Hülsen und Hochberg, befindet sich das Schauspielhaus leider mitten im Experimentieren. Jedes Publikum hat schließlich das Theater, das es verdient, und wenn wir eines Tages wieder ein kunstverständiges, nicht bloß ein zahlendes Publikum besitzen sollten, wird auch die Bühne wieder zu einer gewissen künstlerischen Stetigkeit kommen.

Digitized by Google

Schier hoffnungslos dagegen scheinen Malerei und Bildhauerei zu entarten. Seit einigen Tagen ist die diesjährige Große Kunstausstellung in dem Glaspalast am Lehrter Bahnhof eröffnet, und hin und wieder sieht man mit allen Anzeichen der Verstörtheit ein paar Besucher durch die Riesensäle wanken. Es ist im Vergleich zu früher erschreckend leer, es fehlt nicht nur an Käufern, sondern auch an Beschauern. Als die alten Römer skeptisch geworden waren und eigentlich an nichts mehr glaubten, bauten sie „allen Göttern" aller Religionen ein Pantheon. Die jetzige Berliner Kunstausstellung ist auch solch ein Pantheon; sie ist nicht nur, wie früher, für die „akademische" Malerei und Bildhauerei da, sondern hat ihre Räume auch für die freie Sezession und sogar die völlig zügellose Novembergruppe weit geöffnet. Eigentlich ist es kein Pantheon mehr, sondern ein Pandämonium. Das einzig Tröstliche ist der überall mit einem deutlichen Pfeil angebrachte Hinweis auf die Notausgänge. Nur sollte man auch eine größere Zahl von Stühlen und Bänken für solche Leute aufstellen, denen angesichts dieser allerneuesten Kunst so plötzlich schwach wird, daß sie einen Ausgang nicht mehr erreichen können. Wir sind ja schon seit Jahren an allerlei Farbendelirien von Nichtskönnern gewöhnt. Wir wundern uns nicht mehr, wenn unter einem regellosen Gemenge von grellbunten Quadraten, Kreisen, Dreiecken, Bogen als Unterschrift steht: „Sinn der Mütterlichkeit". Oder wenn eine Skulptur, die einen kleinen Holzzaun und ein paar hölzerne Morgensterne in einer unerklärlichen Verschlingung zeigt, mit „Geste Freiheit" benamst wird. Die Allerneuesten geben sich gar nicht mehr die Mühe, dem Beschauer zu sagen, was es sein soll, was da vor ihm steht oder hängt, denn beim besten Willen wissen sie es selber nicht. In den Katalog wird einfach gedruckt: „Bild". Sonst nichts. Als Karlchen Mießnick noch nicht die Quarta erklommen hatte, sondern noch

Digitized by Google

in der ersten Vorschulklasse saß, tippte er den Daumen in Mutters Johannisbeertopf, fuhr mit dem roten Finger auf einem weißen Bogen daher, spuckte darauf und goß schließlich Tinte darüber. Und als Karlchen Mießnick dann gefragt wurde, was das sei, sagte er: „Och, — Bild!“ und schwieg sich über das Weitere aus. Willy Breest, Rudolf Möller und andere Beschicker der Großen Kunstausstellung haben sich zu dieser Simplizität hindurchgerungen. Mag doch das verdammte Publikum darüber grübeln, was das Bild darstellt. Heinrich v. Boddien nennt ein Gequirl farbiger geometrischer Figuren „Ja oder Nein“. Otto Möller beklext etliche Schock bunter Quadrate mit den Worten „Café“, „Zigarren“, „23a“, „Ullstein“, „Hotel“, „Manoli“ und ähnlichem Durcheinander und Übereinander und schreibt darunter: „Stadt“. Wenn jemand zum erstenmal in der Stadt ist, sich eine kolossale Bettschwere antrinkt und dann sich auf sein wild kreisendes Lager fallen läßt, so mag allerdings im Moment des Einschlafens die Stadt ihm vielleicht so erscheinen. Von Hans Braß ist ein „Wald“ da: ein kristallinisches Gemenge mit ein paar senkrechten Strichen dazwischen. Das ist alles bloß verrückt. Professor Dr. Weygandt von der Psychiatrischen Universitätsklinik in Hamburg weist in einer verblüffenden Studie unwiderleglich nach, wie nahe verwandt die futuristische Kunst mit den Schöpfungen seiner Geisteskranken ist. Epilepsie, beginnende Paralyse, angeborener Schwachsinn, Paranoia, Dementia praecox haben jede für sich ihre bestimmten Ausdrucksformen in verzerrten, bruchstückhaften, symbolistischen, lallenden, kontrastreichen, ideoplastischen Bildern. Man ist überrascht, daß man diese Zeichnungen aus dem wirklichen Irrenhaus in Serien gliedern kann, deren jede in irgendeine moderne Malrichtung paßt. Die Schematisierung anatomischer Unmöglichkeiten ist besonders auffallend. Nur macht Professor Dr. Weygandt allerdings eine bezeichnende

Digitized by Google

Einschränkung. Er schreibt von der Ausstellung eines Malers in Berlin, die u. a. ein Selbstbildnis aus einem Stück Brot mit Knopf als Auge und Seife als Nase zusammengesetzt aufweist, daß mit so etwas doch wohl kaum ein Idiot sich zu brüsten wagen werde. Was für Idioten sind dann aber erst die Bewunderer der neuesten Kunst? Eine Gedächtnisausstellung für Max Klinger läßt einen im großen Mittelraum ein wenig aufatmen. Auch anderswo gibt es noch ein paar wirkliche Bilder oder Skulpturen. Aber die Masse des gequollenen Unsinns ist so groß, daß alles Übrige erstickt wird, ja sogar bis in die Abteilung für Architektur reicht die Ansteckung. Der ganze Kunstbolschewismus ist vollkommen undeutsch, ist uns von fremdstämmigen Händlern und Kritikern aufgeschwatzt und aufoktroyiert, endet auch wohl in der gleichen Kulturzertrümmerung wie das politische Werk der Lenin und Trotzki, aber unsere Halbgebildeten wollen eben nicht durch Ablehnung auffallen, finden nicht einmal den Mut zu einem einzigen befreienden Gelächter. Kunst kommt von Können, sagen die Altmodischen. Kunst ist die Nuance, heißt es heute. Und die allerneueste Nuance ist eben: meschugge.

Vergeblich schaut man sich nach dem guten alten Berliner Humor um, der sonst so schnell alles Verstiegenen Herr wurde, von der Rockhose bis zu den Damenbeinen mit daraufgemaltem Strumpf. Der Schusterjunge mit den spöttisch geschürzten Lippen ist allenfalls in ganz alten Jahrgängen der Fliegenden Blätter zu finden, nicht mehr im Leben, und der Bürger ist in den letzten Jahren grämlich geworden. Ein etwas hypertrophischer Alt-Berliner Humor ist nur noch kaserniert in der Jägerstraße in den sogenannten Original-Bauernschänken zu entdecken. Das wirkliche Original ist längst tot. Das war jener „grobe Gottlieb", der 1897 auf der Berliner Gewerbeausstellung in dem dort aufgebauten Alt-Berlin die erste Bauernschänke betrieb, eintretende Besucher

Digitized by Google

beim Kragen packte und fragte: „Also du oller Dussel willst wohl Bier haben? Hast denn ooch das nötige Geld?“ Er zog in die Jägerstraße, hatte einen Massenbesuch und machte ein ulkiges Raritätenkabinett auf, dessen sprudelnd launiger Erklärer er war. Im Keller der vier oder fünf heutigen Bauernschänken, „2200 Millimeter unter der Erde“, findet es sich heute noch, nur ist aus dem mittelalterlich derben Humor inzwischen derbe Neu-Berliner Zote geworden, die für anständige Leute selbst in ausgelassenster „vorgerückter“ Stimmung kaum mehr genießbar ist. Wer bei leidlich harmlosem Witz und behaglicher Grobschnäuzigkeit sich erholen will, der bleibt lieber oben im Bierstübel, läßt sich und seine Damen von den in Zipfelmütze und Bauernwams bedienenden Burschen duzen, macht das Tschingtara und den ganzen Trubel fröhlich mit, gießt im Handumdrehen erhebliche Mengen Münchener Bieres hinter die Binde und vergißt auf eine Weile die Novembergruppe und Oberschlesien und Rabindranath Tagore und die Kriegsverbrecher-Prozesse. Es tut heute nichts so wohl, als einmal vergessen zu können. Tschingtara Bum Bum. Bier her oder ich fall' um. 25. Mai 1921

36.

Bei unseren Großstadtbauern — Freibad Wannsee — Strandindianer — „Kindchen leih mir dein Mündchen ...“ — Dirndlkostüme — Man reißt sich um Tagore — Dichter und Denker — Otto Sommerstorffs Abschied

In den Laubenkolonien rings um Berlin reift der Segen. Vater steht tagsüber am Schraubstock, Mutter am Waschtrog, das Göhr wenigstens vormittags vor der Schultafel. Aber lange ehe die Sonne hernieder ist, stehen alle

Digitized by Google

drei auf „ihrem Land“, flicken am Drahtzaun, häufeln die Erde auf den Beeten, brutzeln Brattartoffeln auf dem Spirituskocher, begießen sorgfältig jedes Pflänzchen und freuen sich schon auf das luftige Schlafen in oder vor der Laube nach des Tages Last und Hitze. Die Zahl dieser unserer Großstadtbauern nimmt immer noch zu. Der Arbeiter, der Kleinbürger ist immer noch in starker Mehrheit. Aber von Jahr zu Jahr schieben sich auch mehr Akademiker, höhere Beamte, Lehrer und Richter ein. Es gab eine Zeit, wo man an den Fahnenstangen der Lauben nur rote Läppchen sah. Aber neue Kolonisten kommen mit Schwarz-weiß-rot, und siehe da, bei den alten verschwindet hier und dort der rote Fetzen, und es tauchen die deutschen Farben auf. Man hat es als kleiner Mann früher allein nicht gewagt. Jetzt ist die Unterstützung da. „Un so anstännige Leite, diese Oktersch, janich stolz, janich von de richt'ge Burschasie!“ Die Nachbarn werden miteinander bekannt, man trifft sich auch in der Bude des Generalpächters, wo man sich eine Berliner Weiße und anderes Getränk erstehen kann. Nun ist Erdbeerzeit. Schuhmachers laden Staatsanwalts zur Bowle ein, Oberlehrers traktieren Drehers mit Torteletts. Man spricht nicht von Politik, sondern von Landwirtschaft, dieser Quadratmeter-Landwirtschaft der Großstadtmenschen. Allenfalls auch von Kunst, was so für unsere Laubenkolonisten Kunst ist, nämlich vom Kientopp. Da ist von irgendeiner modernen Filmtragödie die Rede. „Wenn ick meine Olle mit ein' andern betappen täte,“ sagt Vater Schmudicke, „dann jäb's ne Leiche!“ „Aber Herr Schmudicke,“ erwidert Frau Geheimrat entsetzt, „Sie würden Ihre Frau doch nicht erschießen?“ „J wo wer ick,“ versetzt er schmunzelnd, „aber ick selber, ick lachte mir dot!“

Wer keine Laube oder keinen Anschluß an einen Laubenkolonisten hat, der sucht in diesen glutheißen Tagen seine Erholung im Freibad. Auch das gibt es in unserer seenreichen

Digitized by Google

Gegend rings um Berlin in jeder Himmelsrichtung. Die Freibäder heißen so nicht etwa deshalb, weil sie kein Geld kosteten; nein, eine halbe Mark ist das Mindeste, was der bloße Eintritt kostet. Sondern man badet am „freien" Strande, nicht in einer geschlossenen Schwimmanstalt. Es gibt Freibäder, die sogar 5 Mark Eintrittsgeld verlangen, aber alle sind überfüllt, und selbst die billigsten werfen dem Pächter in einem heißen Monat gering gerechnet 200 000 Mark Reingewinn ab. Die herzuströmende Menge ist eben ganz ungeheuer groß. In dem ältesten Freibad, am Wannsee, fühlt man sich wie im gestopften Konzertsaal. Obwohl der unendliche Himmel über uns ist und Wald und Wasser als Filter wirken, ist die anthropingeschwängerte Luft drückend, will der Menschendunst nicht verfliegen. Wer nur einmal zu Studienzwecken hierher kommt, dem schlägt der Dunst wie ein Hammer gegen den Schädel. Aber das wimmelnde Bild nimmt die Sinne bald allein gefangen. Es ist trotz allem doch das große Aufatmen. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!" so fühlt es der der Großstadt entronnene Berliner. Auch Menschliches-Allzumenschliches ist natürlich damit verbunden, aber doch scheint die schlimmste Zeit, die der Revolution auch des Minimums an Sitte, überwunden zu sein. Wir dürfen nicht vergessen, daß es in der „ehrenfesten" alten Zeit, zu Ausgang des Mittelalters, in den Badeanstalten der deutschen Städte viel orgiastischer zugegangen ist; wer die Einzelheiten unserer Kulturgeschichte kennt, rümpft über die heutigen Freibäder nicht mehr die Nase. Jedes Freibad hat seine besonders geschätzten Stammgäste. Das sind die Strandindianer, die kupferrot oder kaffeebraun einherwandeln, meist Männer in schon vorgerückten Jahren, die für das sonstige Treiben keinerlei Teilnahme bezeigen, einsame Sonnengänger, deren Haut stellenweise die Narben richtiger Brandwunden weist. Sie sind die olympische Ruhe selbst. In Aufregung geraten sie

Digitized by Google

nur, wenn sie jemand erblicken, der noch um eine Schattierung brauner zu sein scheint. Da ist der ganze Ruhm in Gefahr! Es ist putzig mit anzusehen, wie diese Konkurrenten in weitem Bogen einander umschleichen. Die große Menge aber ist natürlich Jugend, Jugend beider Geschlechter. Da spritzt und kreischt es im durcheinandergequirlten warmen Wasser, in dem kein Tropfen „unbebadet" bleibt, so daß die nicht in Gesellschaft Gekommenen, die Unbeweibten oder Unbemannten, „die da wie die Flamingos lange Stunden stehen in flachen Teichen", kaum ihr ruhiges Plätzchen finden. Da wird am Strande Drittenabschlagen oder Schinkenkloppen oder Faustball gespielt, da werden Gewichte gestemmt, da sieht man schlanke Jünglinge die Kippe an Reck und Barren üben. Babys torkeln und quäken dazwischen, kleine Buben rennen gegen dicke Bäuche, Mütter mahnen, Väter fluchen, Töchter kauen Butterstullen. Hie und da liegt auch versonnen ein Pärchen, sie auf dem Bauche, das Kinn auf die Arme gestützt, er auf dem Rücken, die „Klampfe" spielend. Leise zirpt es und summt es. Irgendeine Melodie aus dem „Regimentspapa" oder sonst einer alten Operette.

„Kindchen,
Leih mir dein Mündchen,
Ein Viertelstündchen . . ."

Drüben in der Gegend der Pfaueninsel, gen Potsdam, küßt die rotgolden sinkende Sonne die Kiefernwipfel. Der weiße Strand wird bunt überhaucht. Nun bimmelt auch energisch die Glocke im Freibad und verkündet den Schluß. Vollgetrunken mit Sonne und mit Poesie, was so für das Jungvolk der Großstadt eben Poesie ist, machen sich die Wannseegäste auf den Heimweg. In der Eisenbahnquetsche wird es noch einmal so recht „gemütlich". Pärchen, die ihr Glück beisammen ließ, schwitzen einträchtig und selig, Getrennte stöhnen, Kinder

Digitized by Google

heulen über ihre schmerzende Haut, auch den Strandindianern, die im Freibad selbst so trocken blieben wie eine Mumie im Völkermuseum, stehen die Wasserperlen auf der braunen Glatze, und jedermann sehnt sich — nach der nächsten Fahrt zum Freibad.

Wenn dann auf dem Berliner Wannseebahnhof die Wagentüren aufschlagen und die Menge herausquillt, jappt alles nach Luft und wundert sich, daß die übrige Menschheit es in dieser Asphaltwüste ausgehalten hat. Und ihr weiblicher Teil noch dazu geschnürt, mit einem Pelztier um den Nacken und in Stöckelschuhen. Aber ganz allmählich beginnt dieses gewohnte Bild in den letzten Monaten sich doch zu verändern. Das schlichte Dirndlkleid setzt sich durch. Früher liefen nur Kinder darin allenfalls herum, und die ihnen begegnenden Großen fanden dies in Hörweite herzig und erklärten außer Hörweite, daß es geschmacklos von Lehmanns sei, ihre Kinder so mit dem vorjährigen Aufenthalt in Tegernsee oder Oberstdorf protzen zu lassen. Jetzt tragen Dirndlkleider junge Mädchen nicht nur, sondern auch Damen im gefährlichen Alter, und nicht nur solche, die allsommerlich in die Berge gehen, sondern gerade die Ärmeren, bei denen es kaum bis zum Elbtal reicht. In Berlin ist jetzt ein Wort im Umlauf, das lautet: „In der 1. Klasse fahren die Leute, die mein und dein verwechseln, in der 2. solche, die mir und mich verwechseln, in der 3. die, die früher vierter fuhren, in der 4. — wir!“ Und diese letzteren sind nicht dünn gesät, haben vielfach ihre Abiturientenprüfung gemacht und tragen Dirndlkleider. Die sind kleidsam und billig und entsprechen der Lage, in der sich binnen kurzem fast das ganze deutsche Volk befinden wird. Man muß aus der Not immer eine Tugend machen. Während des Krieges erzählten die Modeblätter viel von einer „deutschen Tracht“, und doch waren die kurzen Röckchen „mit Wasserfall“ und das übrige Gehänge nur Kopien nach

Digitized by Google

heimlich eingeführten Pariser Mustern. Nun haben wir die deutsche Tracht: das Dirndlkleid. Wer allerliebst aussieht, der sieht auch darin allerliebst aus. Wer Geld hat, mag weiter Worth-Modelle tragen. Nur sollte man zum Dirndlkleid nicht Florstrümpfe und Brillantschmuck anlegen.

Die Niederländer, die gegen die Fremdherrschaft kämpften, wurden spöttisch „Geusen" genannt, Bettler. Sie nahmen das freudig auf. Es wurde ihr Ehrenname. Auch die Tracht „à la boche", das Dirndlkleid, wird vielleicht noch einmal berühmt werden. Wenn es nur etwas Eigenes ist, Tracht oder Schrift oder Sitte, so ist es schon gut. Aber nur die Not bringt die törichten Deutschen zur Anerkennung des Eigenen. Im übrigen laufen wir mehr wie je allem Fremden nach. Ist das ein Getue jetzt mit Rabindranath Tagore! Außer den Angehörigen der Universität waren zu seinem gestrigen Vortrag über Mittag in der großen Aula nur Ehrengäste, Landsleute, Pressevertreter, Abgeordnete, Minister geladen. Aber jeder einzelne, der eine Karte hatte, wurde darum bestürmt. „Ich halte jeden Preis!", schreit es aus dem Haufen der Belagerer. „Einen braunen Lappen!", gellt eine andere Stimme. Die Gattin sitzt derweil in ihrem Luxusauto drüben in der Behrenstraße und wartet auf den Erfolg der Bemühungen ihres Mannes. Nicht dabei gewesen zu sein, wo etwas los war, wovon alle Welt spricht, ist in Berliner westlichen Salons doch eine Schande. Aber wie soll man sich für die Tagore-Matinee eigentlich anziehen? Muß man nicht seine Bildung etwas orientalisch schon in der Kleidung betonen? Könnte nicht die Putzmacherin schnell aus etwas Voile und Brokat einen Turban zusammenstecken, auf dem man einen Reiherstutz mit Brillantagraffe anbrächte? Kein Heiland hatte je so viel Zulauf von Magdalenen. Sehr beleibten Magdalenen. Die kreischten dann auf, wenn der Keil der Nachdrängenden sie mit eckigen Studenten zusammenpreßte. Am Ende gar,

Digitized by Google

si donc, mit Zaungästen, die keine 1000 Mark berappt hatten. Der Saal, die große Empore, die Gänge sind alsbald gesteckt voll, Ellbogen arbeiten, Frisuren fließen dahin, Druckknöpfe springen auf, Ohnmachtsanfälle mehren sich —, schließlich muß die Schutzpolizei gewaltsam Luft schaffen. Endlich erscheint „mit großem Vortritt“ und so ehrfurchtsvoll von unseren Gelehrten begrüßt, daß nur noch die Palmwedel vom Jerusalemer Einzug fehlen, der Inder und spricht englisch zu den Deutschen. Es ist nicht gerade Pidgin-Englisch, aber doch ein Englisch, das nur der ganz versteht, der einmal einen indischen Boy als Windfächler oder Zigarettenanzünder in seinen Diensten gehabt hat. Rabindranath Tagore spricht nicht, sondern singt geradezu seinen Vortrag, in dem er Abkehr von der Welt des Kampfes und der hohen See und statt dessen Einkehr in seelischen Waldfrieden predigt. Kaum der zehnte Zuhörer versteht etwas davon; man verläßt sich darauf, daß es schon in der Zeitung stehen werde. Aber aller Blicke verschlingen die edle Erscheinung dieses Mannes, der in seinem grauseidenen langen Chalat hinter dem Pult emporragt. Es ist doch eine schöne Rasse. Ich kenne sie von Reisen und von den indischen Gefangenen im Kriege her, namentlich denen in Mesopotamien. Im Vergleich zu ihnen sind die Engländer Bastards. Aber unbegreiflich bleibt für fremde Beobachter, die das deutsche Volk nicht kennen, diese Erregung für Rabindranath Tagore, wo ein Ernst Moritz Arndt uns not täte. In dem interalliierten Kasino unserer Überwacher in Berlin freut man sich. Über die Deutschen natürlich. „Sie werden wieder Dichter und Denker!“

Die Herren mögen nicht so unrecht haben. Nur dichten und denken wir nicht deutsch. Gegen indische, dem Allgermanischen tiefverwandte Weisheit wäre noch am wenigsten einzuwenden, natürlich auch nichts gegen Tagores wundervolle Lyrik. Aber im übrigen steht unsere Kunst, in Sprache

Digitized by Google

und Bild und Ton und Darstellung, immer mehr unter dem Einfluß jener Gehirnerweichung, die vom Pariser Montmartre ausgegangen ist. Wir haben bald keinen Schauspieler mehr, der noch Schillersche Verse wird sprechen können. Einer der letzten, Otto Sommerstorff, hat sich dieser Tage von unserer Bühne verabschiedet und geht für den Lebensabend zurück auf sein Gütchen in die steirische Heimat. Er paßt nicht mehr in die Bauklötzchen- und Farbentupfen-Kulissen der heutigen Zeit hinein, auch nicht mehr in ihre Stücke, auch nicht mehr in ihr fahriges Sprechen. Als junger Student wurde er einst in Wien in einer Liebhabervorstellung der „Räuber" als alter Graf Moor für die Bühne entdeckt. Dann hat er sein Leben lang in Berlin, vornehmlich am Deutschen Theater und am Königlichen Schauspielhaus, feurige junge Helden gespielt, hinreißend gespielt. Die sonore Musik seiner Sprache wird ebensowenig vergessen werden als seine prachtvolle Erscheinung mit dem ausgesprochenen Schillerprofil. Und immer waren beide am gleichen Theater beisammen, er und seine Frau, die anmutige Teresina Geßner. Beim Frühstück konnten sie sich immer gegenseitig, halb belustigt und halb gerührt, die schwärmerischen Liebesbriefe vorlesen, die sie zu Hauf bekamen, er von den „höheren Töchtern", sie von den Oberprimanern. Und dann fielen sich die beiden um den Hals. Es gab auch wohl höhere Semester, die ihre Begeisterung da in materiellerer Form kundtaten, und an Blumen erlesenster Pracht fehlte es nie in dem glücklichen Hause, in dem es nach der Parole ging: Getrennt sich bewundern lassen, vereint sich daran freuen. „Ich wußte ja gar nicht, was du für ein Kerl bist!" konnten sie sich dann gegenseitig aus schalkhaften Augen sagen. Ich habe Sommerstorff vor wenigen Wochen, zuletzt in einer stummen Rolle gesehen. Da war er der strahlende, goldene, über Menschenmaß hinausragende Erzengel in der Josephslegende von Strauß. Der wundervolle

Digitized by Google

Kopf gegen den tiefblauen Himmel ist ein bleibendes Bild. Nun zieht er mit seiner Resi heim, der gute deutsche Steirer Otto — Müller. Er hätte des kühneren Bühnennamens Sommerstorff gar nicht bedurft. Auch als Otto Müller wäre er der große und berühmte Held und Tragöde geworden. 1. Juni 1921

37

Die Selbstmordkurve — Arme alte Rentner — Eine Hundertjährige — Bei Simrocks — Zwei Böcklins gehen ins Ausland — Frau v. Mendelssohn — Im Seelenbad — Von Strauß bis Erdmann — Preisboxen für Damen

Wir wissen, daß alljährlich rund fünftausend Menschen, meist aus Mangel an Vorsicht beim Baden, in Deutschland ertrinken. Diesmal ist schon während der glutheißen Mai-Juni-Wende der Hauptteil davon „geschafft". Auch die Selbstmordkurve hat in diesen Wochen ihren höchsten Stand erreicht. Das war schon im guten alten Deutschland so, daß die Menschen, wenn überhaupt, so just im Frühsommer zu der Erkenntnis kamen, daß das Leben nicht lebenswert sei. Mitten im Grünen und Blühen, mitten in der vollen Verheißung der Natur das alte Lied: was nützet mir ein schöner Garten, wenn and're drin spazieren geh'n! Getäuschte, verratene, abgewiesene Liebe war der Hauptgrund. Der ist heute seltener geworden. Man ist nicht mehr so abweisend. Männlein und Weiblein in ihrer ersten Blüte bejahen das Leben und sind nicht wählerisch. Der Liebeskummer als Veranlassung zum Selbstmord hat also abgenommen, aber die Nahrungssorgen drücken um so mehr Leuten die Waffe oder den Gasschlauch oder die Morphiumspritze in die Hand, und zwar fast durchweg einsamen alten

Digitized by Google

Leuten. Noch vor fünf, sechs Jahren waren sie am Stammtisch oder im Vereinskränzchen gern gesehen, hatten sie ihren abonnierten Sitz im Theater, gaben sie gern und reichlich für wohltätige Zwecke; denn sie waren ja wohlhabend. Inzwischen hat das Reichsnotopfer und manche andere Steuer ihnen die Hälfte genommen, und von dem Rest ist jede Mark nur noch 7 Pfennige wert. Die meisten Leute, die auf eine Kapitalrente angewiesen sind, haben somit heute nur etwa den fünfundzwanzigsten Teil dessen zu verzehren, was ihnen früher zur Verfügung stand. Selbst mit den so sehr „gestiegenen" Industriepapieren ist es im Grunde Essig. Wer früher bei 5 Prozent Dividende von seinen Aktien 4000 Mark jährlich erhielt, konnte doch ganz anders wirtschaften, als jetzt bei 20 Prozent mit 8000 Mark jährlich von der ihm verbliebenen Hälfte des Vermögens. Man regt sich im Volke über die hohen Dividenden auf. Aber viele unserer Dividendenschlucker sind wirklich arme Schlucker geworden. Sie möchten gern mit jedem beliebigen Arbeiter tauschen, wenn man dies im Alter von 70 oder 80 Jahren nur noch könnte. Am schlimmsten haben es die früher sogenannten Sechserrentiers. Ich kenne eine greise Hausbesitzerin, die als „wahrhaft guter Mensch" früher ein Segen für ihre gesamte arme Umgebung war. Heute hat sie, um die Hypothekenzinsen und die notwendigsten Reparaturkosten aufzubringen, ihre eigene Vierzimmerwohnung vermietet, beschränkt sich selber auf ein Eckchen in der Küche und putzt morgens um 6 Uhr mit zitternden Händen die Stiefel ihrer „möblierten" Herren und Damen. Aus solchen — Kapitalistenkreisen füllt sich heute die Selbstmordstatistik. Am ausgiebigsten natürlich in der Großstadt.

Mitunter trifft man freilich auch auf rührende Ergebenheit ins Schicksal. Oben in der Treskowstraße im Norden Berlins wohnt die alte Frau Brüsewitz, die im September dieses Jahres ihren hundertsten Geburtstag feiern soll. Ihre Nach-

Digitized by Google

kommenschaft kümmert sich kaum um sie. Sacro egoismo! Die Frau hat im Jahr eine Rente von 1200 Mark zu verzehren. Dafür kann man sich genügend Kartoffeln und Ersatzkaffee kaufen, und wenn man die entbehrlichen Brotkarten losschlägt, kann man sich Sonntags auch einen Hering leisten. Es langt auch zum Kochen der Kartoffeln und des Ersatzkaffees, nur zum Heizen im Winter langt es nicht. Die geistig vollkommen klare, körperlich freilich sehr geschwächte Alte liegt seit dem November 1918 zu Bett, kann nur noch zu den notwendigsten Verrichtungen täglich ein wenig aufstehen. Damals, im November 1918, wo sie es doch noch „gut" hatte, brach sie vor Kummer nieder, als es mit Deutschland zu Ende ging. Aber ihren Glauben und ihre innere Freudigkeit hat sie nicht verloren, hat auch nicht mehr „auf neue Zeit umgelernt", sondern sonnt sich in der Erinnerung an die glücklichen Tage des deutschen Volkes und wartet geduldig auf ihren hundertsten Geburtstag und den Gestellungsbefehl zur ewigen Heimat.

Ein anderes und doch wiederum ähnliches Bild drüben im Westen am Lützowplatz. Dort haust die achtzigjährige Frau Simrock, die Witwe des berühmten Musikverlegers; das war eine Mäcenaten-Familie, wie es wohl wenige in Deutschland gegeben hat. Simrocks, die ich vor etwa dreißig Jahren kennengelernt habe, waren stets auf der Suche nach begabten Künstlern, denen sie irgendwie helfen könnten. Ihre Tafelrunde wurde nicht leer von Musikern, Malern, Bildhauern, Dichtern, Schauspielern beider Geschlechter, und wer Erholung nötig hatte, der wurde auf das Schloß der Tochter geschickt, nach Adelboden in die Schweiz, wo er wochenlang oder monatelang im Korbsessel oder Klubsessel träumen und bei Schlaraffenverpflegung sich als geehrter Gast irgendeines Lords fühlen konnte. Der arbeitsame alte Simrock, musikalisch bis in die Fingerspitzen und Geschäftsmann bis in den kleinen

Digitized by Google

Zeh, scheffelte Millionen, und er und seine ganze Familie gaben sie mit vollen Händen für die Künstlerwelt wieder aus. Mancher Große von heute hat aus diesem Hause einst ein laufendes Stipendium bekommen, von dem sonst niemand etwas ahnte. Und die jungen Leute befanden sich dabei in einer so kulturgesättigten Umgebung, wie man sie anderswo in Berlin kaum antreffen konnte. Die ersten Lenbachs aus einer Zeit, wo der Meister noch des Ruhmes bedurfte, hatte Simrock erstanden; und berühmte Böcklins, sieben an der Zahl, besaß er sogar mehr als der reiche Seidenfabrikant Henneberg in Zürich. Im Sommer, wenn die Familie des Musikverlegers verreiste, wurden diese Schätze der Nationalgalerie geliehen. Nun kommt dieser Tage eine auch schon grauhaarige Verwandte von mir, die zwar nicht Stipendiatin, aber um ihrer großen Gesangskunst willen Freundin des Hauses Simrock gewesen ist, nach langen Jahren wieder einmal dorthin. Der erste Blick gilt, wie immer, der Wand über dem Flügel. Die „Toteninsel" ist weg! Und auch Böcklins „Fischpredigt" soll folgen. Verkauft an das Museum in Basel. Der alte, vor etwa zwei Jahrzehnten heimgegangene Simrock hatte bestimmt, daß die Bilder in der Wohnung bleiben sollten, solange die Frau lebe, und daß er nichts dagegen habe, wenn nach ihrem Tode die Kinder die Gemälde an ein Museum verschenkten. Aber nun ist Deutschlands Zusammenbruch erfolgt. Der alte Musikverlag wird zwar von einem rührigen Enkel weitergeführt und geht gut, aber das Reichsnotopfer läßt sich nach den vielen freiwilligen Opfern der Familie nicht mehr aufbringen; man muß die wertvollsten Bilder veräußern. Von den neun Zimmern, in denen sie zwei Menschenalter lang sich bewegt hat, ist der alten Dame jetzt vom Wohnungsamt die Mehrzahl genommen worden. Bis an die Decke hinauf ist in den ihr verbliebenen jede Wand behängt. Wie gebrochen wankt die Greisin dazwischen einher. Sie ist noch

Digitized by Google

immer die Güte selbst, hat noch immer eine offene Hand, es fehlt ihr natürlich auch nicht an den unmittelbaren Lebensbedürfnissen, aber doch ist sie gewaltsam aus dem Geleise geworfen, hat sie bisweilen Angsthunger, weil sie Hungerangst hat.

Es gibt manche ehedem reiche Leute, die mit fatalistischer Ergebenheit damit rechnen, daß ihnen stückweise auch das Letzte genommen werden wird. Für den deutschen Milliardentribut an die Entente ist das nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Der Tribut muß erarbeitet werden. Auf dem Wege der Ausplünderung der Besitzenden wird noch nicht ein Zwanzigstel des Bedarfs gedeckt, aber unendlich viel Kultur zertrümmert. Manche der Noch-Reichen rechnen auch damit, daß die nächste, etwa noch rötere Regierung eines schönen Tages vielleicht gewaltsam überall eindringt und beschlagnahmt. In Sowjetrußland gibt es ja nicht einmal mehr ein Privateigentum an Möbeln. Vielleicht ist es daher als eine Art Versicherungsprämie gedacht, daß jetzt gewisse Kreise erhebliche Geldmittel unter der Hand — den Kommunisten zufließen lassen. So befindet sich Frau Paula v. Mendelssohn-Bartholdy, geborene Reichenheim, unter denen, die die graphische Kunsthandlung von S. B. Neumann am Kurfürstendamm finanziert haben, hinter der sich ein kommunistisches Propagandabureau verbirgt. Frau v. Mendelssohn, die Schwägerin des Staatskommissars für die öffentliche Sicherheit, Weismann, ist übrigens auch Geldgeberin der Münchner Zeitschrift „Wieland“ gewesen. Die Gebefreudigkeit für alle möglichen sogenannten idealen Zwecke ist noch immer groß, aber nach den ersten paar Tributjahren in der Ententefron wird sie von selber aufhören müssen.

Einmal noch haben wir in vollen Zügen deutsche Kultur trinken dürfen, und zwar von jenem Born, der auch in Notzeiten nie ganz versiegen kann: das Gesamtwerk von Richard

Digitized by Google

Strauß — ausgenommen nur die Elektra — wurde uns in dem staatlichen Opernhause zehn Tage lang hintereinander vorgeführt. Ich habe einmal, in der Genesung nach schwerem Typhus, alles, was Gerhart Hauptmann je geschrieben hat, um mich aufgehäuft und von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Von nun an erst war mir der Dichter wirklich vertraut, obwohl ich einzeln schon alles irgendwann einmal vorher gelesen oder auf der Bühne gesehen hatte. So geht es einem auch mit Richard Strauß. Erst in dem ganzen Zusammenhang wird einem das Urdeutsche dieses Meisters so recht von Herzen offenbar. Und wenn er persönlich den Taktstock führt, erschauert man vor der ungeheuren Disziplin des von ihm beseelten Orchesters, das mit ihm atmet und mit ihm pulst. Er ist nicht der große Schwärmer, des Gottes voll, sondern der große Feldherr der Musik, dessen Stab Myriaden von Gefühlsausdrücken gehorchen. Schade, daß er nicht, wie Wagner, auch Dichter ist. So sind mir seine wortlosen Symphonien, die die Festwoche natürlich nicht brachte, persönlich lieber als seine Opern; denn dies sind doch hie und da nur „in Musik gesetzte" Textbücher. Gewiß, er kann auch das; gebt ihm eine Logarithmentafel, und er komponiert sie euch herunter, daß euch der Kopf raucht, oder daß ihr euren alten Mathematikus in Unterprima vor euch zu sehen glaubt. Notabene: wenn der Titel „Logarithmen" für das Opus — bekannt gemacht ist. Nun sitzt man aber im Opernhause, hört die heiter-spritzige Musik des Rosenkavaliers oder die schwüleren Rhythmen der Frau ohne Schatten, und plötzlich, bei der Salome, kommt es einem doch zum Bewußtsein, welch eine Kette für diesen pfeilschnellen Neutöner das Textbuch ist. Die ersten ekstatisch hingehauchten Worte des jungen Hauptmanns der Schloßgarde „Wie schön ist die Prinzessin Salome heute abend!" lassen unsere Sinne bei Wilde ebenso vibrieren wie bei Strauß. Aber nun denke man sich den

Digitized by Google

Dogmenstreit der Gruppe der Juden bei Wilde, wie er in wenigen Worten mit einem Schlage den ganzen kulturellen Hintergrund des Dramas erhellt, und dann die Musik desselben Judenquintetts bei Strauß, die weiter nichts ist als bestenfalls ein Sich-in-die-Haare-Fahren irgendwelcher schachernden Ghettogestalten um eine alte Hose oder ein Gramm Neosalvarsan oder ein Gericht übel duftender Fische. Man kann wohl Glaubensmut oder Liebessehnen oder Hoffnungsfreude sinnfällig in Musik setzen, aber nicht das Nicänische Symbol oder die Diskussion zwischen Luther und Eck. Das weiß Strauß sicher selbst. Und macht trotzdem das Unmögliche möglich. Nur allerdings in seiner ureigenen Musiksprache; und die ist nicht jedermanns Sprache.

Daß er der verständlichste unter allen großen neuen Vertonern ist, der zwingendste, der es am meisten vermag, uns zu seinem Verständnis zu erziehen, das steht nach langen Jahren der Debatte um ihn nun doch fest. Die Ganzmodernen schweifen bereits weit ab von dem, was noch bildhafter Ausdruck für Gefühl und Erlebnis und Willen ist. Von ihrem obersten, dem Nigenser Erdmann, wurde auf dem vorjährigen Tonkünstlerfest in Weimar unter Peter Rabes Leitung eine Symphonie zu Gehör gebracht, die noch Musik war und einmütigen Beifall errang. Seither aber hören wir von ihm, wenn er am Klavier steht, beileibe nicht sitzt, und mit vorgebeugtem Oberkörper die Hände auf die Tasten fallen läßt, nur visionäre Seufzer oder hysterische Schreie. Die expressionistische Musik wird der Malerei der Novembergruppe immer ähnlicher. „Das ist Rückenmarkskunst," triumphieren die Verzückten. Da ist mir aber der eiskühle Kopf unseres Richard Strauß denn doch lieber.

Selbstverständlich ist „ganz Berlin" im Opernhause gewesen, soweit es nicht auf der Suche nach Seelenbädern war. Das ist nämlich heute das Neueste, das Schickste. An den

Digitized by Google

Strand oder in die Berge kann jeder Affe. Man badet den Körper in Meerwasser oder in Höhensonne und trinkt dann zum Fünfuhrtee oder Vieruhrkaffee seinen Sherry-Cobler wie in Berlin. Aber die kranke Seele baden, besonders wenn man eine typisch unglückliche Frau eines wohlhabenden Mannes ist, das kann nur der Hochkultivierte. Man geht also nach Schloß Ellmau, wo Johannes Müller als Seelenarzt waltet, oder nach Schloß Lauenstein, wo sein Schüler Uhde Balsam träufelt. Man kommt getröstet und um ein prickelndes Sensationchen reicher zurück. Da versammeln sich an die hundert Pensionäre, die die Ferien vom Ich genießen wollen. Es geschieht in einem wundervollen Milieu, mit uralten Möbeln, mit Baldachin-Betten auf schweren gedrehten Säulen, mit Waschbecken aus Messing oder historischem Zinn, unter sympathischer Bedienung durch „Heimchen", lernende junge Damen aus guter Gesellschaft, und natürlich bei prima Verpflegung und köstlichen Stunden zu Füßen der Seelenheilande. Ich kenne Uhde nicht. Ich würde niemals über den hochverehrten Evangelisten und Denker Johannes Müller auch nur das leiseste Spottwort wagen. Aber wenn ich an die Besucher des Seelenbades denke, dann kitzelt's mich freilich am Zwerchfell.

Besonders, wenn ich zwei mit neugewaschener Seele Zurückgekehrte abends in einer Loge — des Metropol wiederfinde, weil sie schon wieder ganz andere Sensationen brauchen. Da gibt es nämlich allabendlich, man höre und staune, ein internationales Preisboxen für Damen. Eigentlich wollte ich sie alle interviewen, besonders die internationalen. Ich gelangte aber nur zu der einen, die nicht allzuweit von der Spree geboren sein mag, und erhaschte auch nur auf eine einzige Frage eine einzige kurze Antwort: „Wenn andere Damens sich im Reichstag wählen lassen, warum soll'n wa denn nich boxen dirfen?" Das ist einleuchtend; ohne Zweifel.

Digitized by Google

Weniger einleuchtend ist es zunächst für die zahlreich erschienenen Zuschauer, daß die Boxerinnen wie die Chormädels einer Operette eine Art Rudererdreß anhaben. Kurzes Röckchen, weißen Sweater, große Badehaube. Die Meisterboxer haben doch nur einen Lendenschurz, und über ihrem durchtrainierten Körper sieht man die Muskeln wie stählerne Bänder laufen. Die Röckchen gibt man bald als notwendig zu. Man begehret nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen: eine von diesen armseligen Figuren ist gar nur 153 Zentimeter hoch und macht einen infantilen Eindruck. Der Sweater müßte eigentlich eine Blecheinlage haben, um den für Frauen so gefährlichen Mammalien-Stoß zu parieren. Die Haube schließlich mag eine notwendige Vorsorge dafür sein, daß nicht am Ende einer der Damen eine Haarnadel in die Kopfhaut gehauen wird. Innerhalb des viereckigen Kampfplatzes, den man „Ring" nennt, ist nun noch ein kleineres Viereck abgegrenzt. Auf diesem wird geboxt. Unsäglich komisch geboxt. Um die Federgewichts-Meisterschaft von Mittelgalizien. Eigentlich geben sich die Damen nur operettenhafte Ohrfeigen. Alles ist einstudiert, auch der Sieg der angeblich deutschen über angeblich ausländische Boxerinnen, auch das angeblich impulsive Lospauken der angeblichen Ilona Kowacs, einer drallen Köchinnenfigur, die wegen unfairer Kampfesweise — sie tritt die Gegnerin vor die Schienbeine — distanziert wird und nun dem Manager zu Leibe geht und ihm einen Blecheimer an den Kopf wirft. Wenn ihr wüßtet! Wenn ihr nämlich wüßtet, daß sie das genau so alle Abende macht, weil es einfach zu ihrer Nummer gehört.

Und willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur beim Metropole an. 8. Juni 1921

Digitized by Google

38

Immer noch Tagore — Bei Max Hölz im Schwurgerichtssaal Ein Kinofrüchtchen — Solidarität — Die Amateurfrage im Ruderverband — Kommunistische Wanderflegel — Gassenhauer und Volkslied

Der berühmte Inder Takur — englisch Tagore geschrieben und deutsch so von uns ausgesprochen — ist aus dem Berliner Gesichtskreis verschwunden. Geblieben sind nur die Stöße seiner Romane und Gedichte. Tritt heute jemand unschlüssig in einen Buchladen, so sagt der junge Gehilfe sicher sofort: „Vielleicht etwas von Rabindranath Tagore gefällig?" Und die Leute, die von den deutschen Erzählern Gustav Freytag oder Gottfried Keller oder Wilhelm Raabe nur eine schemenhafte Vorstellung haben, sie jedenfalls geistig nicht besitzen, stapeln sich die Bände von Takur auf. Die gehören heute ebenso zum Gebildetsein der Kurfürstendammer Art wie vor zwei Jahren „das Biedermeier". Sie werden aber noch schneller unansehnlich werden. Verjagt doch immer eine Kultursensation die andere.

Die neueste Sensation heißt natürlich Max Hölz. Wer in den Salons von Berlin W. in diesen Tagen erzählen kann, er habe „ihn" gesehen, der ist der große Mann; für eine Eintrittskarte in den kleinen Schwurgerichtssaal gäbe heute manche Mondäne mehr als kürzlich für die Einladung in die Universitätsaula während des Tagore-Fimmels. Frau Wolf Wertheim hat seinerzeit dem Schuster von Köpenick, der in Hauptmannsuniform die Stadtkasse beschlagnahmte und den Bürgermeister verhaftete, in kongenialer Begeisterung eine lebenslängliche Rente ausgesetzt. Wer weiß, ob jetzt nicht auch für Max Hölz schon Kassenscheine gezückt werden. Die Räuberromantik hat es unseren Schlagsahnemadamen nun einmal

Digitized by Google

angetan. Nur ist in Wirklichkeit an dem Manne nichts, aber auch gar nichts Romantisches. Ich habe ihn einmal im Gerichtssaal kurz gemustert. Das genügt. Dieser kurze stämmige Kerl mit der flachen Stirn und den ausdruckslosen kleinen Augen unter dem schwarzen Haar erscheint in einem Sträflingsanzug, der ihm etliche Nummern zu groß ist und dessen Ärmel über den Handgelenken daher umgekrempelt werden müssen. Unwillkürlich möchte man weiter auftrempeln. Der Mann hat doch sicher auf dem Unterarm eine Tätowierung, denkt man, einen blauen Anker und irgendeine obszöne rote Figur. Und eigentlich müßte er ein gestreiftes Trikot und ein schmutziges Halstuch und eine Schiebermütze tragen. Er ist ein Modell für Zille. Einer jener „Halbstarken" aus dem Bouillonkeller, die ihre Feigheit durch Rohheit maskieren und überhaupt nur möglich sind, weil sie eine noch feigere Umgebung haben. Seiner Zuchthausvisage entströmen nur deshalb große Worte, weil wir heute 1921 und nicht 1917 schreiben. Wir leben in einer Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten, wo schon Waschfrauen Kultusminister und Zuhälter Polizeipräsident geworden sind. Warum sollte man da nicht auch aus dem Zuchthaus heraus noch Chancen haben? Um Hölz richtig zu würdigen, muß man den Beruf kennen, dem er im Vogtlande oblag, ehe er Mordbrenner wurde. Er verdiente sich damals sein Brot als Kinoerklärer. Wenn schon das gewerbliche Umgehen mit dem Kinoschund, wie er 1918 war, jedes Gefühl für gesunde Wirklichkeit abhanden kommen ließ, so mußte die Tätigkeit eines Erklärers vollends alles sittliche Empfinden ertöten. Die Aufgabe eines solchen Erklärers war es, die niederen Instinkte des Publikums zu reizen, durch schnoddrige Witze den Erfolg des stummen Lichtbildes bei der Hefe des Volkes zu steigern. Wenn zum Beispiel eine Entkleidungsszene abbrach, pflegte der Kientoppmaxe in die Menge zu rufen: „Na, wat jetz folgt, könnt a Euch woll denken!", und

Digitized by Google

ein wieherndes Gelächter war sein Lohn. Mit rohen Redensarten wurde jeder Totschlag auf der Flimmerleinwand begleitet, mit schürender Hetze gegen alle „Kapitalisten" jede Bankettszene. Das neue Lichtspielgesetz hat diesen Beruf nun unmöglich gemacht. Sollte es noch irgendwo solche Schädlinge geben, so genügt eine Anzeige bei der Polizei, um den Erklärer auszumerzen. Max Hölz aber, berauscht von den Erfolgen bei seinem Publikum, setzte da die Rednerrolle vor einem größeren Kreise fort und filmte schließlich selber Weltgeschichte auf seine Art, brannte das Haus eines menschenfreundlichen Arztes nieder, der seine eigenen — Hölzens — Genossen am Krankenbett pflegte, trat Pfarrer in die Eingeweide, schoß nach beliebigen Leuten in offene Fenster hinein und war unersättlich nach neuen krassen Bildern. Jetzt ist er vor Gericht sein eigener Erklärer, gibt sentimentale Unterschriften zu den Bildern und will der große Volksheiland sein. Ein Produkt aus der ersten Zeit unserer Scheidemann-Erzberger-Republik in Reinkultur. Die Männer des 9. November sitzen unsichtbar mit auf der Anklagebank.

Und doch vermag das Bürgertum ihnen noch nicht beizukommen. Alles, was rot ist, hat es seit jeher verstanden, was Solidarität ist. Das ging bis in den Sport hinein. Der Ruderklub „Vorwärts" in Treptow bei Berlin hat vortreffliches Material. Auch Menschenmaterial. Der große Deutsche Ruderverband aber hat jahrzehntelang jeden Handarbeiter ausgeschlossen. Der Engländer unterscheidet im Sport die Amateure, die aus Liebhaberei rudern oder boxen oder Ball spielen, von den Professionals, die es um Geld tun. Unser Ruderverband aber bestritt allen, die buchstäblich von ihrer Hände Arbeit leben, die Amateureigenschaft. Vor langen Jahren, als ich noch stählerne Sehnen hatte und jede freie Stunde auf dem Wasser lag, schließlich es sogar zum Amt des Trainers in unserem provinziellen Ruderklub brachte, hatte

Digitized by Google

ich einen schweren Kampf gegen diese Tradition auszufechten. Ein prächtiger muskulöser junger Bäckermeister hatte sich bei uns gemeldet. Aber knetete er nicht selber den Teig? Und schon sagten der Postassistent und der Buchhandlungsgehilfe und der Tuchhändler, das ginge nicht, der Mann sei kein Amateur. So behauptete sich die Kaste. Und so wuchs riesengroß die Klasse. Zu derselben Zeit — lang, lang ist's her — gab es einen bärenstarken, durchtrainierten Oberleutnant bei den Alexandergardegrenadieren in Berlin, v. Loeper, dem nächst dem geliebten Kommiß nichts über das Rudern ging. Er war ein hervorragender Schlagmann. Eines Tages kam es heraus, daß er unter einem Decknamen Rennen eines Klubs mitgerudert hatte, der aus fast lauter „Koofmichs" bestand. Er wurde bestraft. Um ein Haar wäre er aus der Armee hinausgeflogen. Das sind Sünden der Vergangenheit, die damals nur wenige erkannten. Heute brennen sie uns auf den Nägeln, und ein neues Geschlecht muß sie wieder gutmachen.

Das Überbrücken ständischer Gegensätze hat man eine Zeitlang von den Wandervögeln erhofft. Die Wanderflegel haben dies wieder zunichte gemacht. Die „echten" Wandervögel „mit Abzeichen", die vom Alt-Wandervogel und vom Wandervogel E. V., haben einen verzweifelten Kampf darum geführt, daß man sie mit den Wanderflegeln doch ja nicht verwechsele. Umsonst! Das Unkraut überwuchert. Man erlebt zu viel Abstoßendes von den „Unechten", die man als solche doch nicht immer erkennt. Marschiere ich da am vorigen Sonntag mit meinem Jüngsten und dem befreundeten Pfarrersbuben über Land, bis nach Trebbin, dem kleinen märkischen Städtchen. Auf dem Bahnhof kurz vor der Heimfahrt ein wüstes Gedränge von wüsten jungen Leuten. Schlampig angezogene, verschwitzte Mädels, die kahlen Beine mit zerstochenen und zerkratzten Waden in bloßen Sandalen,

Digitized by Google

daneben, den Arm um ihre Hüfte gelegt, erst recht schmutzige Buben mit langen Haaren und die älteren mit offener zottiger Brust. Ein etwa zwanzigjähriger schwarzgelockter Mensch, der wie ein Odessaer Student aussieht, trägt eine rote Fahne. Etwa vierzehnjährige blonde deutsche Rangen haben einen roten Sowjetstern aus Pappe angelegt. Es ist — die kommunistische Jugend Potsdams! An der Sperre gibt es großen Krach, denn irgend etwas stimmt mit den Fahrkarten nicht, es soll nachbezahlt werden. Auf einmal schreit alles nach der „dicken Wally". Die hat offenbar das Geld. Die dicke Wally, klein, watschlig, olivenfarbig, mit Negerlippen, kommt endlich und schlichtet den Tumult. Die ganze braune Wadenherrlichkeit drängt sich zusammen. Die rote Fahne schwankt voraus, ein Wagen vierter Klasse wird erstürmt, die erschrockenen Passagiere bekommen die dampfende Schar auf den Hals. Bis Berlin wird unentwegt gegröhlt. Zum Teil Lieder, die ein halbwegs gesitteter Schimpanse ablehnen würde. „Diese Wanderflegel!" sagt entrüstet jeder Ehrsame und schwört sich zu, die eigenen Kinder nie hinauslassen zu wollen, es sei denn in Elternbegleitung jeden ersten Sonntag im Monat in den Zoologischen Garten.

Vielleicht kann unser altes gutes deutsches Volkslied hier ein Rettungswerk vollbringen und mehr zur Kenntlichmachung anständiger Wandervögel beitragen als der fliegende Kranich auf der Ansteckнadel. Nicht die neu ersonnenen Klampfenlieder. Erst recht nicht das, was man in der Großstadt nur noch zu kennen scheint, die Tanzduette aus den Operetten. Die „Schlager" schlagen uns tot. Wenn ich irgendwo das

„O du mein Lieschen, Lieschen, Lieschen,
komm' doch ein bißchen, bißchen, bißchen
Auf die Diele,
Denn da ist's kühle"

Digitized by Google

höre, dann steigt mir schon die Galle ins Blut. Ich denke an das Heideröslein, das fränkische Bauernmädchen zweistimmig abends am Brunnen singen, oder an manchen mehrstimmigen Chor, den ich auf schwedischen Studentenkneipen gehört habe, und ich schäme mich, wie wir unsre alten köstlichen Schätze verludern lassen. „Die Pflege des echten Volksliedes ist das beste Gegenmittel gegen die üble Gassenhauermanie der Norddeutschen", hat der Berliner Chorleiter Professor Ochs erst kürzlich gesagt. Unser Kaiser hat sich schon seit Jahrzehnten mit Feuereifer dafür eingesetzt. Das Kirchenlied hat uns deutsches Wesen über den Dreißigjährigen Krieg hinweggerettet. Das Volkslied kann uns heute, wo das Elend wieder da ist, ähnliche Dienste leisten. Schon gibt es Arbeitergesangvereine, die auf jede politische Tendenz verzichten und reindeutsche Gesangspflege üben. Hier können ausgestreckte Hände hüben und drüben sich fassen und umschließen. 16. Juni 1921

39

Im Lande Phrasien — Republikanische Konjunktur für Dichter — Hauptmanns „Weber" mit echten Säuglingen — Handgemenge im Reichstag — Ach, die neue Bluse! — Adele Schreibers Konterfei — Omama geht tanzen — Der unabhängige Stadtverordnete und sein Dienstmädchen

Friedrich dem Großen genügte es nicht, daß er ein großer Feldherr war. Er ersehnte sich vielmehr Unsterblichkeit durch seine Gedichte, die von der Mit- und Nachwelt ihm als herzlich mäßig bescheinigt werden. Fast alle tüchtigen Monarchen haben ähnliche kleine Schwächen gehabt. Wilhelm II. bleibt,

Digitized by Google

was man auch sonst sagen mag, doch der Schöpfer jener deutschen Flotte, die vor dem Skagerrak die übermächtigen Engländer niederrang und jeden feindlichen Angriff auf unsere Küsten unmöglich machte. Aber stolz war der Kaiser auf die angeblich von der Mutter ererbte künstlerische Ader. Dabei schrieb und sprach er ein äußerst mangelhaftes modernes Kaufmanns- und Zeitungsdeutsch, voll von Inversionen („und habe ich bemerkt") und falschen Bildern („Marksteine der Entwickelung"). Nun ist die Flotte dahin. Aber das schlechte Deutsch ist geblieben. Ebert setzt Marksteine, Wirth drischt Phrasen von seinem Kabinett der Erfüllung, Rathenau schiebt Beethoven unter, er habe eine Fuge auf das harte Muß des Ultimatums komponiert. So kommen wir stilistisch in die übelste, verlogenste Gipsstuckatur hinein, wo nur flächenhafte nüchterne Wahrheit uns wohlbekäme. Wir leben in der Republik Phrasien. Im Reichstag hat neulich der Abgeordnete Bazille, der Sohn einer deutschen Mutter und eines bei uns heimisch gewordenen französischen Kriegsgefangenen von 1871, die geistige Unfruchtbarkeit der Zeit an den Pranger gestellt. Diese deutsche Revolution habe ja nicht einmal eine Literatur hervorgebracht! Freilich nicht. Aber auch der beste Roman über napoleonische Elendszeit und deutsche Wiedergeburt, Hans Hoffmanns „Eiserner Rittmeister", den wir jetzt alle, groß und klein, wieder lesen müßten, ist erst von einem Urenkel geschrieben worden, und als köstlich funkelnden Wein, in dem wir endlich die volle dichterische Wahrheit über den großen König finden, hat uns Walter v. Molo erst im vorigen Jahre seinen „Fridericus" kredenzt. Wir müssen also Geduld haben. Gärende Zeiten bringen selten wirklich gereifte Talente. Da kommen ganz andere Blasen an die Oberfläche. Der „Anschluß" ist die Hauptsache, die „Konjunktur" muß erfaßt werden. Im Herbst 1914 erlebten wir es zuerst. Da ist ein Intellektueller mit langer gelber Mähne,

Digitized by Google

der den Kriegsdienst so haßt, daß er eine ganze Nacht hindurch unablässig Zigaretten raucht und starken Kaffee trinkt, um am nächsten Morgen dem Stabsarzt einen Herzklaps vortäuschen zu können. Gleich darauf aber schickt er an alle Prominenten einige von ihm verfaßte, nie wirklich empfundene Kriegsgedichte, in denen wie anno Toback Fahnen rauschen, Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, schnorrt um behördliche Empfehlungen für diese unlebendigen Zehnpfennigartikel und macht durch Massenabsatz der Blättchen ein glänzendes Geschäft. Im Herbst 1918 stellten solche Leute sich eilends wieder um. Der blonde Tolstoi-Apostel und Kriegsdichter ist mir aus den Augen gekommen. Aber derweil hat Bernhard Kellermann, der Tunnel-Prophet, sein Talent an den „9. November" verkauft, ein erbärmliches Machwerk der veränderten Konjunktur, in dem die Leute mit dem umgekehrten Karabiner und dem losen Halstuch über dem offenen Mantel und der roten Kokarde an der Mütze die großen Menschheitshelden sind und der alte General ein Trottel und Schuft. Dem anständigen Neutralen wird es übel von dieser deutschen Nation.

Vielleicht darf man denen, die von der jeweiligen Zeitströmung sich treiben lassen, nicht einmal allzu bittere Vorwürfe machen. Die Kunst geht nun einmal nach Brot. Und es hat keinen Zweck, etwa die Berliner Rotter-Bühnen zu schelten, denn wie der Herr, so das Gescherr, und Herr ist doch schließlich das Publikum. Wo es die Masse ist, da werden Masseninstinkte befriedigt. Das Theater der Fünftausend, Reinhardts Großes Schauspielhaus, hat dafür die feinste Witterung: jetzt, gerade jetzt, mußte es Gerhart Hauptmanns Weber in einer Neueinstudierung herausbringen. Jetzt, wo Hölz vor Gericht seine Rodomontaden gehalten hat. Jetzt, wo Arbeitslose die Gewerkschaftshäuser stürmen. Wo einst das Deutsche Theater in Dürftigkeit und Enge die Tragödie

Digitized by Google

des stammelnden Dichtermitleids spielte, um dessentwillen wir uns noch heute ehrfürchtig vor Hauptmann neigen, hat heute das Große Schauspielhaus in warenhausmäßiger Aufmachung alles vergröbert und verpöbelt und auf billige Effekte gestellt. Da schleichen nicht einzelne armselige Gestalten heran, sondern da gibt es Bataillone hungernder Weber. Da brüllt Dieterle, als hieße er Ledebour oder Höllein. Da gibt es „echte" Säuglinge auf den Armen der Weberfrauen, die zuerst nur satt und schläfrig in das grelle Scheinwerferlicht der Kunstscheune blinzeln, dann aber, rechtzeitig gezwickt, ganz „echt" zu quäken anfangen. Und wenn es schließlich gegen den Schwitzmeister Dreißiger losgeht, wenn die hungernden schlesischen Weber (deren geschichtlichen Urbildern übrigens rechtzeitig König Wilhelm I. geholfen hat) die Bude stürmen und buchstäblich alles kurz und klein schlagen, so rast der Beifall der oberen Ringe. Und wenn zehnmal die kommunistische „Rote Fahne" verboten wird, je nun, man geht eben ins Große Schauspielhaus und saugt sich dort voll Blutdunst. Das hat Gerhart Hauptmann nicht gewollt. Sein feiner, alter Schädel mit der hochgebauten Stirn, dieser Goethekopf von 1821, taucht auf der Bühne auf und dankt verschüchtert. Ich denke nicht daran, ihn etwa zu zensurieren. In Björnsons „Über unsere Kraft" gibt es noch realistischere Szenen, da fliegt eine ganze Generalversammlung von Aktionären mitsamt dem von Arbeitern unterminierten Gebäude in die Luft. Das ist anstandslos vor Jahren in Berlin gespielt worden. Unter dem starken Kaiserreich. Aber nun — und das ist mein einziger Vorwurf — wird dieses leise verwehende Elendslied Hauptmanns ganz auf Krapheit herausgearbeitet, um als Kassenfüller zu wirken. In allen Berliner Fabriken dienen die Betriebsräte als Billettverteiler; das Große Schauspielhaus ist für den Rest des Sommers dadurch gesichert. Häusersprengen ist nun einmal die große Mode.

Digitized by Google

Den Militarismus hat man beseitigt, aber das Faustrecht wird verherrlicht.

Einen „Markstein" bedeutet da die Reichstagssitzung vom 17. Juni, in der ein kommunistischer Abgeordneter mit der Faust auf ein Mitglied der Deutschen Volkspartei losging. Dr. Mittelmann ist ein eifriger Zwischenrufer. Wenn man auf der Rechten mehr von seiner Sorte hätte, würde das als Gegengift mäßigend wohl auf die Schreier der Linken wirken. Aber noch sind sie es nicht gewöhnt, gestört zu werden. Schon in Weimar hat deshalb Scheidemann sich einmal auf diesen Abgeordneten stürzen wollen. In ganz alten Zeiten ist einmal umgekehrt einer von rechts, der Freiherr v. Stumm, einem Abgeordneten von links, dem Freisinnigen Lenzmann, mit erhobener Faust nachgestürzt. Aber zu einem richtigen Handgemenge kam es bisher nie. Und auch diesmal ist das Allerärgste verhütet worden, zum großen Teil dank einer tapferen Frau. Die deutschnationale Abgeordnete Behm, ein stattliches kleines Persönchen mit weißem Scheitel, drängte sich sofort zwischen die Streitenden und „stand"; sie würde man, dachte sie, doch wohl nicht anrühren. Am selben Tage hatte ich Gelegenheit, mit Fräulein Behm zusammenzutreffen. Ich hörte, daß ihr beim Zusammenprall mit einem Unabhängigen eine goldene Busennadel abgerissen sei, die sich allerdings später wiedergefunden habe, und ich fragte sie nach ihren Empfindungen, als sie sich so ins Männergewoge gestürzt habe. „Ach Gott", sagte sie schämig, „ich dachte an die neue braune Bluse, die ich anhabe!" Das ist doch einmal wirklich nett und ehrlich gesagt. Solche Erlebnisse versöhnen auch die Frauenspötter allmählich mit dem ungewohnten Bilde der weiblichen Parlamentarier. Freilich, von der Behm bis zur Zietz und Zetkin gibt es noch allerlei Varianten. Ein ganz klein bißchen eitel sind sie wohl alle. Am meisten hat man in Berlin über die ehemalige Demokratin und jetzige Sozialdemokratin

Digitized by Google

Abgeordnete Adele Schreiber-Krieger gelacht. In dem Probeband des amtlichen Reichstagsalmanachs gefiel ihr ihr Konterfei nicht. Es wurde auf ihren Wunsch überklebt und eine neue Aufnahme gemacht. Die befindet sich nun in der endgültigen Ausgabe, ist aber noch weniger „vorteilhaft“, und da muß nun der Prinzgemahl mobil gemacht werden. Herr Krieger schreibt einen bitterbösen Brief an den Reichstag, weil seine Frau so häßlich abgebildet sei, und — droht mit gerichtlicher Klage!

Man hat es wirklich nicht immer leicht mit dem schönen Geschlecht, sobald es aus dem Hause heraus in die große Arena tritt. Die eine treibt der Ehrgeiz zum politischen, die andere die Mannssucht zum Tanzturnier. Das erhält jung, das ist, nach neuester Lesart, kein losgelöstes Sichwiegen, sondern ernsthafter Sport. Je älter man wird, desto nötiger ist Körperkultur. Also gehen Mutter und Großmutter zusammen, beide in wadenfreiem Seidenkleidchen, zum Turnier. Die Kinder? Chloroformiert sie und hängt sie an die Wand! Dann sind sie ruhig. Warum sollen Mutti und Omama nichts mehr vom Leben haben? Ich kenne etwelche solcher Großmütter in Berlin, die keineswegs etwa dem Kurfürstendamm entsprossen sind. Nein, bester gebildeter Mittelstand. Auch Töchterschuldirektors lernen seit ein paar Wochen Shimmy und Jazz. Und dabei gehört zu dem ersteren doch wirklich allerlei Kraft, nicht nur Gefühl für Synkopen-Rhythmik. Ich versuche mir immer vorzustellen, ob in solchen Berliner Familien das Dienstmädchen, falls eins vorhanden ist, nun wirklich Mutter- und Großmutterstelle an den daheimgebliebenen Kindern vertritt. Die vielen Klagen über die Dienstboten fallen meist auf die Herrschaft zurück. Natürlich muß man seinen Hausgeist sich erziehen, aber Vorbedingung dafür ist doch, daß man das Zeug zum Erzieher hat. Wo man auf eine wirklich tüchtige und vernünftige Frau in einer Familie des guten Mittelstandes stößt,

Digitized by Google

die selber was kann und selber was anfaßt, macht man gewöhnlich auch die Erfahrung, daß alles mit dem Dienstmädchen zufrieden ist und dieses selber mit der Herrschaft. Wer aber nur mit Kenntnissen in Tanzen, Kunstgeschichte, Klavierspiel oder in Tanzen, Putzmacherei, Maschinenschrift in die Ehe tritt und keine Ahnung davon hat, daß Eier durch stundenlanges Kochen nicht weicher werden, der findet allerdings nie das richtige Mädchen. Eine Umfrage in bekannten soliden Familien hat mir ergeben, daß auch in der Großstadt die wirklichen Perlen unter den braven Hausangestellten sich noch häufig finden. Sie verwachsen mit dem Hause. Man muß sich von ihnen erst trennen, wenn sie nach Jahren unleidlich in ihrer Herrschsucht werden. Von der modernen Gesetzgebung, von der Abschaffung des Gesinderechts wollen die auch nichts wissen. Sie sind die Perle, und „die Frau" ist die Frau, Punktum. Die vielverlästerte Bourgeoisie hat auch nur selten die Gesindeordnung, die ja sogar zu leichter Züchtigung das Recht gab, mißbraucht. Unsere Roten wußten wohl, warum sie das Gesinderecht stürzten. Ihre eigenen Leute müssen an die Kandare genommen werden. Hält da dieser Tage der Berliner unabhängig-sozialdemokratische Stadtverordnete Freund einen Vortrag in einer Versammlung. Man wirft ihm vor, daß er seine Dienstmädchen roh behandle. Oho! Sofort wird eine Kommission von Parteifreunden in seine Wohnung geschickt und kehrt mit der Donna zurück. Ob sie vom Genossen Freund geschlagen worden sei? „Nein!" Allgemeine freudige Entspannung. In diesem Moment aber ertönt eine weibliche Stimme von der Galerie: „Det is keen Wunner, die is erst zwee Dage bei ihm, aber mir hat er jehauen!" 23. Juni 1921

Digitized by Google

40

Das knallrote Stadtparlament — Städtiſche Schlagſahne mit Champagner — Mehr als 470 000 Berliner Ferienreiſende — „Reiſe mit Frau und Kochkiſte!“ — Kinder aufs Land — Baltiſche Rückwanderer — In den Berliner Konſulaten der Randſtaaten

An dem Sonntag des vorigen Jahres, auf den die Wahlen zum Berliner Stadtparlament angeſetzt waren, lockte herrliches Sonnenwetter ins Freie. Nur die gut geſchulten Wähler der ſozialiſtiſchen Parteien ließen ſich nicht locken. Als die Bürgerſchaft ſpät abends vom Müggel- und Wannſee, von Tegel und Grünau, von der Machnower Schkeuſe und von Mutter Mochow bei Zehlendorf heimkehrte, war's geſchehen, hatten wir eine ſozialdemokratiſch-unabhängig-kommuniſtiſche Mehrheit unter den neugewählten Stadtvätern. Die haben dann die Reichshauptſtadt in Grund und Boden regiert. Die ewig ſtreikenden ſtädtiſchen Arbeiter ſind lieb Kind, alles andere „bedrieft mir nich“; die Schulen werden an irgendeinen experimentierenden „Pädagogen“ ausgeboten, in der Straßenbahnverwaltung die Fachleute aus dem Verkehr gezogen; für rote Funktionäre werden Unſummen bewilligt, die unabhängige Frau Stadtrat Weyl überfährt in ihrem teuren Dienſtauto Proletarier, ſchon im Dezember hat Berlin kein Geld mehr, kriegt auch nichts mehr geliehen und — tut einen Griff in die Sparkaſſen: nicht weniger wie 58 Prozent der angeblich ſo goldſicher angebrachten Einlagen ſind auf ſozialdemokratiſch-unabhängig-kommuniſtiſchen Schuldſchein hin verſchwunden. Ähnliches ſoll ja insgeheim auch außerhalb Berlins in anderen Gemeinden paſſieren. Die allgemeine Bankerott- und Raubwirtſchaft wird nur von den

Digitized by Google

Skandalen in den Stadtverordnetenversammlungen überdröhnt. Die Galerie spielt mit. Über diesem Theater vergißt man den Ernst der Lage.

Aber in dem Weyl-Reich fehlt es auch nicht an epochemachenden Leistungen für die 4 Millionen Einwohner. Wir haben es nun wirklich so weit gebracht, daß jeder fünfzehnte Deutsche ein Berliner ist, daß also rund sieben Prozent der Deutschen dem Berliner roten Klüngel unterstehen. Für die Leute muß doch etwas getan werden, wenn man an ihre Sparkassenmilliarde herangeht. Gedacht, gesagt, getan: schon wischt man ihnen mit dem Maurerpinsel — Schlagsahne in den Mund. Die sozialdemokratisch-unabhängig-kommunistische Regierung Berlins, die sonst nicht genug darüber zetern konnte, daß es an Vollmilch für arme Proletarierkinder fehle, vertreibt jetzt durch die in städtische Dienste getretene Meierei Bolle den köstlich süßen, fetten, weißen Schaum an jedermann, natürlich zu einem keineswegs proletarischen Preise, sondern für 30 Mark das Liter. Man kann davon kriegen, so viel man will. Namentlich sonntags früh sind die vielen Verkaufsstellen der Meierei in allen Stadtgegenden überlaufen. Erdbeeren mit Schlagsahne werden zum Volksgericht, — da wage einer nur noch einen Ton gegen unsere erleuchtete Kommune! Die Konditoreien dürfen ihre Baisers und Windbeutel und Schillerlocken immer noch nicht mit dem erfreulichen Rahmgemenge füllen, sondern sind auf Eiweiß und allerlei Ersatzkreme angewiesen. Die Stadt selbst will das Geschäft machen, statt es ihren steuerzahlenden Feinbäckern zu überlassen. Nun ist aber, was Kindermäulchen paßt, nicht immer auch Herrengeschmack, und was Frau Weyl vielleicht preist, braucht ihrem Manne, dem Stadtgewaltigen, noch nicht zu imponieren. Aber siehe da, es gibt noch Feinschmecker zu Berlin. An den wenigen heißen Tagen, die wir Anfang Juni erlebten, perlte milchig-schaumig an mancher

Digitized by Google

Tafel ein weißes Getränk, das so aussah und fast so schmeckte wie Busah, das einem pfiffig lächelnd der einheimische Ägypter und auch der Krimtatare vorsetzt, wenn der Reisende fragt, ob der Mohammedaner wirklich keinen Alkohol genießen dürfe. Das ist nämlich alkoholisch vergorene reine Milch, von der man ebenso trunken werden kann wie vom Wein, nur daß sie erfrischender und nahrhafter ist. Was der Gent in Berlin jetzt trinkt, das ist aber nicht Busah, sondern — Champagner mit ungeschlagener Schlagsahne durcheinandergequirlt. Ein sehr bekömmliches Getränk für Kranke, Silberhochzeitspaare oder unter äußerer Hitze und innerer Kälte leidende junge Damen. Man nehme nur recht große Gläser, nicht die zarten Lilienstengel, und fülle erst vorsichtig zur Hälfte, denn zunächst wallt das Gemisch hochauf; wenn es sich dann beruhigt hat, ist es prickelnd säuerlich-süß und voll, Nektar und Ambrosia zugleich.

Das Rezept kommt wohl noch rechtzeitig für die überraschend vielen, die in diesen Tagen Berlin in Richtung auf Oberbayern verlassen. Ich sehe schon, wie im Allgäu die Goldgekapselten aus dem Rucksack ragen, um dann auf der Seealpe ihre Vermählung mit der Sahne zu feiern. Oder auf der Gotzenalm oberhalb des Königsees mag so etwas gut munden. Aber auch die Barmixer in Heringsdorf, Warnemünde, Westerland könnten statt ihrer ewigen Cobler und Flips endlich diese viel gesündere Mischung in ihr Programm aufnehmen. An Zuspruch wird es nirgends fehlen. Nach den bisherigen Bestellungen von Fahrkarten für Feriensonderzüge kann man darauf rechnen, daß, die fahrplanmäßigen Züge mit einbegriffen, über 470 000 Menschen Anfang Juli Berlin verlassen und das anderswo schönere Deutschland für einige Wochen bevölkern werden. Man kann schier nicht begreifen, wo das Geld dafür herkommt. Aber manch einer entzieht sich eben das Jahr über das Not-

Digitized by Google

wendigste, spart an Nahrung und Kleidung, macht Überarbeit, nur um die Sommerreise zu erschwingen und einmal wenigstens „zu leben wie früher“ und alles, was dazwischen liegt, zu vergessen. Das ist verständlich. Unverständlich ist dabei nur das — Strecken, das wir uns in bitteren Jahren bei allem angewöhnt haben. Vierzehn Tage intensiv durchkosteter Ferien („ein Augenblick, gelebt im Paradiese“) können mehr wirken als ein Monat allzu bescheiden ausgestatteter Erholung. Das verstehen nur die meisten nicht. Das Fürchterlichste ist der neue Imperativ, den die Zeitungen aufgebracht haben: „Reise mit Frau und Kochkiste!“ Das sei bekömmlich und billig. Jawohl, für den Hausherrn, aber doch nicht für die Gattin, die endlich einmal nicht Hausfrau sein, endlich einmal ein Tischleindeckdich haben soll, um von dem feiertaglosen Jahr sich zu erholen. Nun muß sie wieder schuften. Nun sind die anderen am Strande oder auf der Alm — und sie kann derweil kochen, die bäuerlichen Flohbetten lüften, Hänschens Wadenstrümpfe stopfen und Friedas Lodenumhang flicken, damit die liebe Familie nachher strahlend bei Tisch sitzen kann. Aber Vater tut sich noch etwas darauf zugute, daß er seiner Frau die Sommerfrische gönnt. Der Heldenvater. Der Idealist. Der Allerhalter.

Die Berliner Kinder armer Familien halten das Verreisen auch schon für ihr gutes Recht. Sie reisen meist ohne Eltern. Es gibt so viele gute Menschen in unserem Vaterlande, aber auch in der Schweiz, in Holland, in Schweden, in Finnland, die sich Berliner Kinder zum Gesundfüttern erbitten. Die rhachitische „Lene mit die Semmelbeene“ soll wieder gerade werden, der „Maxe mit die Mauke in't Jesichte“ seine Skrofeln verlieren. Meist haben die Kinder phantastische Vorstellungen vom Lande. Es muß allemal ein Grafenschloß sein und ein Ponnywagen dabei. Und wenn sie dann zu einem lieben guten Volksschullehrer kommen und abends dicke

Digitized by Google

Milch mit Pellkartoffeln erhalten, etwas herrlich Nahrhaftes nach heiß durchtobtem Tage, so sind sie wohl gar enttäuscht. Übrigens verschiebt sich der Standmesser der Ferienkinder allmählich, wie eben auch das Einkommen sich verschiebt. Früher hieß es meist: Vater ist Arbeiter. Heute ist er häufig genug Oberlehrer, Schriftsteller, Amtsrichter, Major a. D., Pfarrer, Regierungsrat, Kunstmaler, Privatdozent; in den sogenannten gebildeten Ständen ist die Unterernährung mit ihren Folgen am schlimmsten. Wernigerode am Harz und manches andere Landstädtchen wird diesmal voll von solchen um Gotteslohn aufgenommenen Kindern.

Unsere wirklichen Grafenschlösser in Ostelbien aber werden vielfach in dieser Zeit ihre lange Einquartierung los. Sie hatten baltische Flüchtlingsfamilien, einen großen Teil des Landadels aus Estland und Livland und Kurland, aufgenommen und mitunter ununterbrochen zwei Jahre lang beherbergt. Diese Standesgenossen fühlten sich auf deutschen Schlössern sehr wohl. Irgendeine Arbeit konnte man ihnen nicht gut auftragen, denn man hatte ja seinen eigenen Verwalter und Förster, seine eigene Beschließerin und Mamsell, und wenn auch die Balten im Notfall keinerlei Handanlegen scheuten, hie und da sogar als Fischerknechte in kleinen Dörfern wieder anfingen, so war Gästen gegenüber ein solches Angebot kaum möglich. Also unsere deutschen Junker sagten sich, daß Adel verpflichte, waren nach wie vor liebenswürdig, langweilten sich allmählich, ärgerten sich schließlich und sind jetzt darüber froh, daß die Rückwanderung einsetzt. Auch aus vielen Kleinstädten, in denen Balten Arbeit gefunden haben, beginnt der Abzug, nachdem das große Heimweh über diese deutschen Kolonisten des Nordens gekommen ist. Die Güter sind zwar geraubt, die Beamtenstellen eingegangen, auch mancher Arzt oder Pfarrer wird schon durch Esten oder Letten ersetzt, aber doch gibt es hie und da ein Eckchen in der alten

Digitized by Google

Heimat, wo man sich wieder anklammern kann. Also zurück in das „Gottesländchen" des Theodor Hermann Pantenius oder weiter hinauf nach Livland und Estland; deutsche Tüchtigkeit wird wieder emporkommen. Die Berliner Konsulate der beiden kleinen Randstaaten werden täglich von Balten überlaufen, die um eine Einreiseerlaubnis bitten. In liebenswürdiger und doch hoheitsvoller Art begegnet man ihnen. „Was Ihr früher wart, das sind jetzt wir, nämlich Herrschaften!", will jeder Blick und jede Handbewegung sagen. In prachtvollen, teppichbelegten und bildergeschmückten Räumen des Berliner Westens, zwischen vornehmen Möbeln bewegen sich, ganz Damen der Welt, in pompöser Aufmachung die Bureaudamen. Man weiß zwar nicht, woher die ganze Innenausstattung stammt, man ahnt nur, daß sie früher wohl in deutsch-baltischen Schlössern gestanden haben mag, aber bis zum Portier hinunter ist alles stilrein. Man ist entzückt, in gutem Deutsch expediert zu werden, korrekt und höflich und ohne jede Schikane. Anders ist es, wenn ein wirklicher Landsmann der pompösen Damen, etwa ein estnisches Bäuerlein, das in ein deutsches Heilbad geschickt war, hereintritt, sich an der Pracht seines Quodezvaterlandes freut und mit gemütlichem „terre terre" (Guten Tag) den Damen die Hand hinstreckt. Da wachsen sie geradezu majestätisch empor, da fehlt nicht viel, daß sie den „Kullen" Jürri oder Ans von oben herab so anranzen, daß ihm vor Schreck die Sprache versagt. Als wollten sie sagen: „Was ihr seid, das sind wir noch lange nicht, nämlich dummer Pöbel!" Die Welt ist doch überall gleich. Wer von unten nach oben kommt, der tritt. Erst wenn er schon von den Vorvätern her oben ist, hat er moralisches Gleichgewicht und zeigt es durch Takt gegen jedermann. Bei frischen Emporkömmlingen, auch Nationen, ist der Takt ein äußerst seltenes Ding. 1. Juli 1921

Digitized by Google

41

Schmalzstullen-Theater — Schönherrs „Erde“ bei Exl — O Publikum! — Dante und Ebert — Die Courage zur Feigheit — Margueritentag für Oberschlesien — Frieda Hempel und Josef Schwarz

Die Staatsbühnen haben schon Ferien, das Charlottenburger Deutsche Opernhaus schließt in dieser Woche, bei Reinhardt stolpert dritte und vierte Garnitur über die weltbedeutenden Bretter. Hie und da spielen in Sommerpacht auswärtige Gesellschaften. Verstaubte Operetten, die der Besucher aus dem Reiche daheim besser gesehen hat, versetzen ihn in Erstaunen über den Berliner Kunstpegel. Der Rest ist — Schmalzstullentheater. So nennt der Berliner alles, was vom Schillertheater abwärts in dem Wochenanzeiger steht: die kleinen Bühnen im Zentrum und im Osten, zu denen der Jüngling mit gebrannten Locken wandert, der tagsüber vielleicht Handlanger im Kastenbiergeschäft ist, aber am Sonntag abend im „Theaterklub Thalia“ der erste Liebhaber. Neben ihm sitzt die kleine Ausläuferin aus der Schnellplätterei. Beide begeistern sich und schwitzen Hand in Hand. Jedenfalls tropft es. Vielleicht von der Schmalzstulle, die sie in der Pause einträchtig verzehren wollen. Das sind die Künstlerischen, die Idealisten im Volk, denen der Film nicht genügt, die „wirkliches“ Theater haben wollen. Bringt ihr dieselben Leutchen einmal in ein Schauspielhaus von Rang, so sind sie entgeistert. Bei der realistischen Darstellung dort fröstelt es sie. Ihre Welt ist die der schmalzigen Sentimentalität, des Tremolo der rollenden Augen und in die Luft geworfenen Arme. Das ist schön. Das ist wahr. Und die Schmalzstulle ist jedenfalls solider und echter als der schwarzgewichste Hecht-

Digitized by Google

rogen, der in dem Erfrischungsraum des vornehmen Theaters als Kaviar verkauft wird. Daß ihr mir nur ja nicht über meine Lieben vom „Theaterklub Thalia“ lacht! Ich finde sie rührend. Tief in sich tragen sie ein Weltbild mit goldenen Türmen vor edlen Rittern. Aber auch unsere Schmalzstullentheater leiden schon unter der allgemeinen nachnovemberlichen Moralverlumpung. Besonders die Stücke „mit Gesangseinlagen“ haben es in sich. Da duftet schon der Kabarettsumpf herein. Und unsere bühnenbegeisterte Hinterhofjugend ist ja so unschuldig und so aufnahmefähig. Ist da irgendein Verein in Pankow an der Berliner Panke, der einen Wohltäter hat, den Direktor einer großen Aktiengesellschaft, dem man ein Ständchen bringen will. Gesagt, gesungen. Und mit Zither und Klampfe bauen sich zwei Dutzend stimmbegabte Delegierte im Wohnzimmer auf, trinken den Geburtstagskaffee und fangen, noch mit Kuchenkrümeln im Halse, ihre Vorträge an. Die junge Frau des Direktors windet sich vor Entsetzen. Denn die Vorträge sind sogenannter Herrenabend schlimmster Sorte. Sie aber merken nichts davon, sind selig und lassen sich bekomplimentieren. Was für andere Schweinerei ist, für sie ist es Schmalzstullen-Romantik. Das Derbe erscheint ihnen als das Ritterliche. Als das Vornehme.

Man möchte sie allesamt am liebsten mit einem Abonnement auf wirklich gute Volksstücke in einem wirklich guten Theater beschenken. Gute Theater sind selten. Gute Volksstücke, die nicht in verlogener Sentimentalität machen, noch seltener. Beides zusammen gehört zu den Weltwundern. In dem Theater in der Königgrätzer Straße aber, wo den Sommer über der Direktor Exl aus Innsbruck mit seiner Tiroler Truppe gastiert, kann man es jetzt erleben. Da ist herber frischer Erdgeruch, da ist Schönherrs strotzende Kraft. Alle seine Stücke werden aufgeführt. Wie süßlich kommt einem ihm gegenüber das ganze österreichisch-sentimentale

Digitized by Google

Getue vom Nullerl und dem ganzen übrigen Pfefferminzkram vor! In Schönherrs „Glaube und Heimat“ geht die Tragödie eines ganzen Volkes über die Bühne, packen uns tiefste Probleme; und nie ist uns zähes, baumstarkes, wetterhartes Bauerntum so lebendig geworden wie in der „Erde“ desselben Dichters. In dem historischen Drama aus der Zeit der Gegenreformation, dem erschütterndsten, was seit Schiller und Hebbel der deutschen Bühne beschert worden ist, ist manches noch deklamatorisch. Das können Berliner Künstler gut herausbringen. Aber die Erde, die Scholle, das kleine Stück Acker und Wiese, in dem der Bauer mit tausend Fasern verwurzelt ist und an das auch Knecht und Magd sich klammern, das können so lebensecht doch nur die Exl-Leute ins Rampenlicht versetzen. Ich spreche hier nicht von „realistischen“ Äußerlichkeiten. Daß die gekalkte Stube in der Kachelofenecke verrußt ist, daß der Roßknecht ein Loch im Hemde hat, daß die Drilchhosen der übrigen nicht aus der Köpeniker Dampfwäscherei Edelweiß kommen, sondern richtig in einem Stall sich umgetan haben, daß das Totenweibele wirkliche Zahnlücken hat, das nur nebenbei. Auch von der Sprache sei nichts Besonderes erwähnt, die diesen Schauspielern, die selber aus dem Tiroler Volke stammen, so natürlich aus dem Munde kommt; man könnte das ganze Stück ja ebensogut auf Friesisch umstellen oder im Schwarzwälder Wiesenthal spielen lassen, und es bliebe doch die Erde, die deutsche Bauernerde mit ihrer mehr als magnetischen Anziehungskraft. Nein, was hier wie eine Offenbarung wirkt, das sind doch die Menschen selbst mit ihrer ungeheuren Natürlichkeit und Unverbildetheit: auf einmal empfinden wir die Großstadt als unwahr, erkennen wir die Kluft zwischen einem Stubaier Seitentälchen und dem Wiener Ring oder der Berliner Friedrichstraße, auf einmal stinkt der Asphalt und duftet herb und kräftig die Mutter Erde.

Digitized by Google

Wir erkennen die Stärke deutschen Koloniſtentums nicht nur beim Eishofbäuerle droben, von dem die Wirtſchafterin drunten beim alten Gruß ſagt, er klettere wohl mit Steigeiſen ſogar in ſein Bett, ſondern wir ahnen dieſelbe Stärke auch beim oldenburgiſchen Torfbauern oder bei dem Waldroder in Braſilien oder dem deutſchen Rinnſalhüter im heißen Ferghana. Und wenn dann der ſehnige alte Gruß, der wiedergeneſene unzerſtörbare Zweiundſiebzigjährige, den beim erſten Krankheitsanfall ſorgſam und rechtzeitig vorher beſtellten ſchweren Sarg auf die Bühne zerrt und, wie der Holzfäller Hodlers, mit gewaltigen Beilhieben, ganz Schwung und Linie, den mächtigen Kaſten zertrümmert, da geht ein Stück Kraft jubelnd in die armſeligen Aſphalttreter über, die davor im Parkett ſitzen. Der Vorhang geht nieder und wieder empor und wieder nieder, aber immer noch krachen die Hiebe als Lebensbejahung, berſten die zweizölligen Bretter, fliegen die Splitter.

Das Publikum iſt gegenüber dieſer Leiſtung freilich nicht ganz ſachverſtändig. Leider auch nicht auf das Stück ſelbſt eingeſtellt. Man hat ſonſt auf dieſer Bühne immer die Orska geſehen, das Schlänglein. Dazu Sachen von Strindberg, Wedekind, Shaw und ſo. Man wartet alſo auf die erſte kleine Perverſität oder Frivolität. Die kleinen Dämchen mit den wiſſenden Augen im Parkett wollen verſchämt und doch erregt kichern können. Sie tun es auch; an den unpaſſendſten Stellen. Etwa wenn es irgendeine Andeutung über die Fruchtbarkeit gibt und der annoch hageſtolze Erſtgeborene des greiſen Bauern an ein ſpätes Eheglück denkt. Es iſt eine Qual. Und die Exl-Leute müſſen ſich ſagen, daß es ſich halt doch nicht gelohnt hat, neulich für Anſchluß der Tiroler an dieſe Berliner zu ſtimmen. Es iſt ja dasſelbe Pack wie in Wien. Nun hat man endlich den Dichter, der Herzen aufreißt, aber es kniſtern nur Sinne.

Digitized by Google

Der Kassierer kann sich das Publikum natürlich nicht aussuchen. Das tut man nur dort, wo Ehrengäste in der ersten Reihe prangen. So dieser Tage bei der Dante-Feier der Universität. Ein süddeutscher Gelehrter kam ganz benommen aus dieser wundervollen, auf einen großen Ton abgestimmten Veranstaltung, in der Harnack die Gedenkrede gehalten hatte, und sagte mir, so etwas Einziges könnten freilich nur die erlesenen Köpfe in Berlin aufbauen. Da allerdings saßen auch Kenner und Feinschmecker auf den Bänken. Dazwischen, klein und etwas gedrückt, der Reichspräsident; und gegen diesen Unfug, der mit dem braven Fritz Ebert getrieben wird, sollten Männer von Takt sich endlich wehren. Zwischen Ebert und Dante ist keine Brücke. Als Ebert noch Wirt einer kleinen Arbeiterkneipe war, ist dort vielleicht mal das Wort „Meine Tante, Deine Tante“ gefallen, aber über Dante sicherlich nicht debattiert worden. Und nun schleppt man ihn in diese Feier. Ist es etwa nötig, ihn an einem Fortbildungskursus teilnehmen zu lassen? Sicherlich nicht. Er kann auch ohne dies seine Präsidentenzeit absitzen. Aber die Festveranstalter bleiben eben unter allen Staatsformen unverändert und immer auf der Suche nach irgendeiner für die gaffende Menge bestimmten Persönlichkeit. Etwas anderes war es schon, wenn man Ebert am selben Abend noch in das Festkonzert für die Oberschlesierhilfe kommen ließ. Das ist verständliche Repräsentation. Er saß dort, klein und etwas gedrückt, zwischen Rosen und Wirth, als Mittelpunkt eines ihm gegenüber aufgebauten Halbrunds von weißgekleideten jungen Mädchen mit Blumenkränzen im Haar und weißgelber Schärpe über der Brust. Das nennen Festkommissare stilvoll. Weniger stilvoll war die rein politische Rede des Herrn Wirth, die — man denke, bei einem Wohltätigkeitsfest — sogar stürmischen Widerspruch aus der Mitte der Versammlung hervorrief. Er sagte den Oberschlesiern, sie müßten warten, bis eine Welt

Digitized by Google

der Gerechtigkeit die gegenwärtige Ära der Macht abgelöst habe. Tun könne man nichts. Über das Schicksal Oberschlesiens entscheide London, Paris, Rom, Washington. Wir in Berlin müßten nur „den Mut der Geduld" zu üben lernen. Da schüttelte sogar der greise Bankier v. Mendelssohn, der unweit von mir auf dem Seitenbalkon des Philharmoniesaales Platz genommen hatte, einigermaßen erstaunt den Kopf; und unten gab es verworrenes Lärmen. Die arme deutsche Sprache wird heute noch mehr vergewaltigt als die Oberschlesier. Gehört wirklich Mut zur Geduld? Dann müssen wir alle umlernen, bis die Energie der Impotenz uns erfüllt, bis der Entschluß zur Willenlosigkeit mit der Courage zur Feigheit sich paart und die Ehre des Verlumpens uns blüht. Der Festausschuß hatte sich vermutlich etwas anderes an Wirkung von Wirth versprochen. Einerlei: die Sammlung hat Beträchtliches ergeben. Obwohl man eigentlich von der organisierten Straßenbettelei mit knixenden kleinen Mädchen und die bunte Mütze lüftenden Untersekundanern schon genug hat. Halb Berlin lief wieder mit dem Gänseblümchen im Knopfloch umher. Der erste „Margueritentag" ist meines Wissens einst in Kopenhagen abgehalten worden, schon ein paar Jahre vor dem Kriege; dann trat er wie die Grippe seinen Lauf um die Erde an, und heute reitet sicher schon der Cowboy in Wildwest einen weiten Bogen, wenn er von ferne etwas Weißgekleidetes mit einer Sammelbüchse eräugt. Und doch, schon um der Freude der Jugend willen, an einem nationalen Hilfswerk mitzuarbeiten, lasse ich die Margueriten gern gelten.

Für arme deutsche Kinder, nicht nur in Oberschlesien, kommen fortgesetzt große Beträge noch immer aus dem Auslande, nicht nur von wohlgesinnten Neutralen, sondern namentlich auch deutschen Künstlern, die jenseits des großen Teiches Dollars gemacht haben. Geradezu fürstlich im

Digitized by Google

Schenken ist die Sängerin Frieda Hempel, der unvergeßliche Stern unserer ehedem Königlichen Oper; das dürfen wir wohl als eine freiwillige Buße ansehen, denn während des Krieges hat sie sich wenig tapfer benommen und sich sogar dazu bewegen lassen, bei einem patriotisch-amerikanischen Rummel auf offenem Podium das Sternenbanner zu küssen. Nun gibt sie dafür mit vollen Händen das Verleugnungshonorar her. Nicht alle sind ihr gleich. Wollten da neulich die Deutschen Newyorks ein großes Konzert zugunsten unserer tuberkulösen und rhachitischen Kleinen veranstalten. Natürlich mit ersten Kräften. Um diese zusammenzubringen, bewilligte man einem der Sänger, Herrn Josef Schwarz, weil er es partout nicht billiger machen wollte, das selbst für amerikanische Verhältnisse hohe Honorar von 1800 Dollar für den Abend. Das sind heute nach unserem Gelde über 200 000 Mark. Vorstellungen, ob es nicht weniger sein könne, schlug Herr Josef Schwarz rücksichtslos ab. Bei der Abrechnung legte man ihm nochmals nahe, ob er nicht für die armen deutschen Kinder wenigstens auf ein paar hundert Dollars verzichten wolle. Nichts zu machen. Er nahm das Geld und verschwand. Die Deutschen Newyorks haben diesen Tatbestand jetzt dem deutschen Sängerbund mitgeteilt. Herr Josef Schwarz weilt zurzeit in Deutschland, vielleicht nur für kurze Zeit, und der berühmte Mann gibt auch hier Konzerte. Vielleicht wundert er sich, daß die Kritiker nicht mehr so großes Interesse an ihm nehmen. Man kann — das sei von vornherein zugegeben — von einem Künstler nicht verlangen, daß er kostenlos seine Arien singt. In der Bibel steht: Wer dem Altar dient, der soll vom Altar leben. Der Pfarrer, der Arzt, der Anwalt, der Dichter haben auch ein sehr menschenfreundliches Gewerbe, aber man kann sie doch nicht umsonst der Welt materiell oder seelisch helfen lassen. Sie tun ohnehin schon viel um Gotteslohn. Aber solche Gemütsmenschen, wie der Galizier

Digitized by Google

Schwarz, verdienen doch eine kleine Markierung in der Chronik der Zeit. Sie geben eine der vielen Antworten auf die bekannte Frage, warum der — Deutsche im Auslande so unbeliebt sei. 7. Juli 1921

42

Am Ferienzug — Die vorhanglosen Sonnenfenster — Der Charlottenhof im Tiergarten — Leute, die „Ärgernis nehmen" — Ausländer-Überschwemmung — Der Maharadschah ist da — Postkarte mit der Kronprinzessin — Vom Anzug der Offiziere

Natürlich, so ein bißchen Sehnsucht in die Weite hat man ja, wenn man täglich hochbetürmt mit Koffern Autos rollen und auf den Bahnhöfen Urahne, Großmutter, Mutter und Kind (alle vier in Dirndlkleidchen) mit erwartungsvollen Gesichtern den Ferienzügen zustreben sieht. Wartet nur, balde komme ich auch! Vorerst lasse ich neidlos sie alle entströmen. Und freue mich an der deutschen Ordnung bei dem Dirigieren des ungeheuren Heerwurms. Ein berühmter Engländer hat einmal gesagt, Deutschland habe der Welt den Gedanken der Organisation geschenkt. Diese Geschichte mit den Ferienzügen wäre schon in Italien unmöglich, zum mindesten nicht möglich ohne greuliches Stoßen, unendliche Verspätung und vielen Lärm und aufgeregte Proteste. Aber die Deutschen — bitte sehr, sogar Berliner — schieben sich still und gesittet zum Zuge. Jedermann findet sein Abteil plakatiert, mit dem Namen des Reiseältesten versehen, jedermann hat seinen Sitzplatz, und pünktlich auf die Minute gleitet der Zug aus der Halle. Für diesen festlichen Tag erlebt man sogar das Wunder,

Digitized by Google

daß der Fiskus auf die 50 Pfennig für die Bahnsteigkarte verzichtet, wenn eine besorgte Mutter ihr Kind höchst eigenhändig in das Abteil stopfen und dann an die Arbeit in Berlin zurückkehren will. „Und immer hübsch gerade halten, mein Kind, wenn du an mich denkst! Und verliere nur ja keines von deinen 14 Taschentüchern, hörst du?“ Ja. Ja. Ja. Immerzu kommt ein geistesabwesendes Ja auf die Ermahnungen, während die Gedanken schon im Harz herumklettern. Die Abreisenden und die Zurückbleibenden sind stolz und froh und sagen sich, es fange doch wieder an, ganz schön und ordentlich zu werden im Deutschen Reiche. Und man hat einen Fensterplatz bekommen! Ach du liebe Güte, das ist ja wohl der Platz an der Sonne, den Bülow einst für die Deutschen reklamierte. Noch immer fahren nämlich die deutschen Eisenbahnwagen vorhanglos, denn die Revolutionierung Deutschlands begann bekanntlich damit, daß die Leute den Beruf dieser Fenstervorhänge zu Unterröcken erkannten und aus den breiten ledernen Fensterzugriemen Kindersandalen schusterten und aus den Polsterbezügen der ersten Klasse den nötigen Stoff für die Weihnachtssamtbluse herausschnitten. Also nun brät man in der Sonne.

Vor den Daheimgebliebenen tut der Tiergarten sich auf. Gewiß, der Schloßpark in Weimar oder die Zypressenhaine von Livadia mögen frischer und duftiger sein, aber auch diese Großstadtlunge, dieser Berliner Tiergarten mit seinen knorrigen Baumriesen, die nach der von Wilhelm II. befohlenen Durchforstung neues Leben bekommen haben, ist ganz wundervoll. Es ist ja auch noch genug Unterholz und Buschwerk da, also noch keinerlei Wohnungsnot für unsere Singvögel. Im Hochsommer singen sie nicht, sagen Sie? Aber gewiß doch! Wenn's im Naturgeschichtsbuch auch anders steht. Überlaut höre ich plötzlich: „Ich bin der Pirol, Pirol!“ pfeifen. Zu sehen kriege ich ihn nicht, denn er ist voll Unrast, hält es keine

Digitized by Google

zehn Sekunden auf demselben Aste aus. Aber da die Schwarzdrossel mit dem orangegelben Schnäbelchen — „Dixi, Dixi!“ sagt sie, während ein Menschenpärchen sich zeigt, „Fritränk, Fritränk!“ trillert sie, als sie mich Unternehmungslustigen erblickt. Es gibt wirklich wieder einen Frühtrunk im Tiergarten. Da ist eine einzige große Gartenwirtschaft, abseits der großen Heerstraße in der Nähe der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche gelegen, der Charlottenhof, den die meisten Nicht-Berliner überhaupt nicht kennen. Sie wissen nicht, daß es so etwas im Tiergarten gibt. Sie denken, nur im Boulogner Gehölz von Paris oder im Cambre-Park von Brüssel kenne man dergleichen. Freilich, so kokett ist der Charlottenhof nicht wie drüben die entzückenden kleinen Restaurants. Er ist auch nicht für legitime und illegitime Liebspaare berechnet. Morgens um 6 Uhr erscheinen hier Kurgäste und trinken ihren Brunnen, als seien sie in Karlsbad oder Kissingen, nur daß es sich hier viel billiger lebt unter dem grünen Blätterdach, das schon Friedrich den Ersten gesehen hat. Dazu die würzige Luft, das Vogelkonzert, tiefer Friede; kaum ein verworrenes Echo vom Brausen der Großstadt dringt hierher. Im Laufe des Vormittags erscheinen dann ältere Damen mit einer Handarbeit und trinken zum zweiten Male am Tage ihr Schälchen Kaffee, essen dazu ein mitgebrachtes Brötchen und plaudern mit anderen bekannten Damen. Es ist das reine Tantenheim, in das wir, wenn wir das Geld dazu hätten, gern unsere Schwiegermutter einkaufen würden. Aber das sind immer erst einzelne Gruppen. Vollbesetzt sind die vielen hundert Tische unter den alten Bäumen meist erst gegen Abend; dann sitzt der solide Berliner Bürger hier mit Weib und Kind, der höhere Beamte mit viel Bildung und wenig Geld, selten ein Wesen in luxuriöser Aufmachung, so gut wie niemals eines aus der Halbwelt. Das ist einer der so wenigen Plätze zum Aufatmen in der sonst so stickigen Metropole.

Digitized by Google

Dehnt man seine Entdeckungsfahrten in dieser Gegend bis zum späten Abend aus, so ändert sich wieder das Bild. Die solide Behäbigkeit ist verschwunden. In den Tiergartenalleen, besonders auf den Seitenpfaden mit Büschen und Bänken, sieht man zwar noch Besucher, aber nur solche, die nicht gern viel Konversation machen. Die eine Sorte hat sich wortlos allerlei zu sagen und sitzt gar bald eng umschlungen auf irgendeiner Bank oder auf dem Rasen. Die zweite Sorte arbeitet ebenfalls wortlos, aber mit Schlagring oder Totschläger, wenn ihr nicht gleich „de Penunje" abgeliefert wird. Und die dritte Sorte, in blauer oder grüner Uniform oder auch in Kriminalzivil, stellt der ersten und zweiten nach. Gerade auch den harmlosen Pärchen. Einen Kuß in Ähren darf niemand verwehren, sagte der Hans zur Liese und ging mit ihr ins reife Korn, aber wenn er mit ihr in den Tiergarten geht, schleicht vielleicht ein Beamter hinterdrein und äugt beharrlich so lange, bis er vorschriftsmäßig „Ärgernis genommen" und nach Feststellung der Personalien die Anzeige aufgesetzt hat. Manchmal sind es auch falsche Polizisten. Die nur so tun, als wollten sie anzeigen, und statt dessen dann ein Lösegeld nehmen. Jedenfalls empfiehlt es sich, am späten Abend nur zu dritt und nur mit tüchtigem Knüttel den Tiergarten zu passieren, so gefahrlos er auch vor Anbruch der Dunkelheit ist.

Drüben Unter den Linden beginnt jetzt das Berlin der Ausländer. Man trifft kaum mehr Bekannte. Sitzt man an der Kranzlerecke, so hört man innerhalb fünf Minuten zehn verschiedene Sprachen. Und man wundert sich, daß diese Fremden sich eigentlich genau so benehmen, wie nach allgemeinem europäischen Urteil sonst die Deutschen, nämlich auffällig laut und ungeniert. Ich weiß noch, wie einem ruhigen Deutschen zu Mut ist, wenn er in Kopenhagen, während er seinen Mokka im Freien schlürft, an einem Nebentisch eine deutsche Gesellschaft lärmen hört, und wenn dann die um-

Digitized by Google

sitzenden Dänen verächtlich die Lippen schürzen. „Tysker!“ Deutsche! Nur dies eine Wort. Und heute? „Dänen!“ sagt achselzuckend jemand neben mir, als in unglaublichem Aufzuge, geschmacklos gekleidet und mit Brillanten besteckt, eine Gruppe von sechs Leutchen vor Kranzler am Rundfahrauto steht und laut mit dem Führer feilscht. Daneben, etwas stiller, versuchen zwei Japaner und zwei Japanerinnen einem Droschkenkutscher sich verständlich zu machen. Die ältere der beiden Damen ist spitz und gelb, das junge japanische Mädel, ein Ding von vielleicht 16 Jahren, hat ein ganz breites Vollmondgesicht in Khaki. Französische und englische Offiziere in Zivil, spanische und argentinische Kaufleute, skandinavische Studenten und Studentinnen in ihren weißen Mützen mit blau-goldener Kokarde, madjarische, serbische, litauische Waffenaufkäufer, Schieber aller Nationen, dazwischen auch Amüsierpublikum sämtlicher Erdteile, viel Neureiche vor allem, gleiten an uns vorüber. In einem prachtvollen achtzigpferdigen Auto auch der Maharadschah von Jhind. Er ist wegen eines Ohrenleidens in Berlin. Trotz aller Verleumdung der deutschen „Barbaren“ weiß man in Indien und der ganzen Welt, daß die Deutschen immer noch die besten Ärzte haben, und unsere Kliniken und unsere Bäder werden nicht leer. Dieser Maharadschah, der übrigens, wenn er nicht gerade beim Arzte ist, sich in Berlin amüsiert wie jeder andere Fremde von Distinktion, hat natürlich schon ganze Papierkörbe voll von Bettelbriefen. Er ist, so heißt es, der Drittreichste der sagenhaft reichen Nabobs von Indien, er könnte, so heißt es, aus eigener Tasche den gesamten deutschen Ententetribut bezahlen. Welch ein Unsinn! Die Leutchen kennen noch immer die Zahlen nicht. Und wenn sämtliche Schatzkammern Indiens sich für uns leerten, so kämen wir doch nicht aus der Schuldknechtschaft heraus. Die von uns verlangte Summe beträgt nämlich — das Fünffache sämtlichen auf der Erde

Digitized by Google

überhaupt vorhandenen Goldes. Und man könnte allen deutschen Neugeborenen gleich die Inschrift aus Dantes Schattenreich zurufen: „Ihr, die ihr eintretet, lasset alle Hoffnung draußen!“ Das will einem nur noch nicht recht eingehen. Man macht noch mit. Man amüsiert sich. Aber nicht nur in den Ferien, wo es begreiflich wäre, wird es an den Schlemmerstätten leer und leerer von Berlinern. Der Ausländer dominiert vollkommen. Im Kaiserhof und im Adlon sieht man Deutsche — abgesehen von der Bedienung — heute ebenso selten wie Türken im Pera Palace oder Tokatlian in Konstantinopel. Sogar die Tanzdiele im Lunapark ist ganz entdeutscht. Wenigstens soweit es sich um den Herrenbesuch handelt. Mädchen freilich . . . ja, Mädchen . . . ja, Damen . . . Unsere weiße Schmach ist schlimmer als die schwarze Schmach. Und wer immer noch „Deutsche Frauen, deutsche Treue“ ansingt, dem bleibt der Ton in der Kehle stecken, wenn sein Geschick ihn nach Berlin oder in die besetzten Gebiete oder auch nur dahin führt, wo während des Krieges fremde Gefangene arbeiteten. Wir sind noch nicht in Ordnung, wenn es wieder Vorhänge an den Fenstern der Eisenbahnwagen gibt. Das ist etwas Äußerliches. Es ist auch innen noch manch Aufwaschen nötig, — aber mit Drahtbürsten und Schabeisen.

Da in Deutschland alles „so billig“ zu haben ist, stopfen sich die Fremden alle Koffer voll. Etwas Merkwürdiges: sie kaufen, wo sie nur können, auch Ansichtspostkarten mit Bildern von Angehörigen des Kaiserhauses. Vor wenigen Monaten tauchten die ersten dieser Bilder schüchtern in den Schaufenstern auf. Heute sind sie ein glänzendes Geschäft, denn nicht nur Deutsche erstehen sie (für die Kinder zum Hinüberretten der Erinnerung), sondern auch Neutrale und Feinde. Besonders das kronprinzliche Paar hat es ihnen angetan. „Man kann nicht wissen.“ Und der Mann mit der Shagpfeife im Mund ruht nicht eher, bis sein Fremdenführer durch

Digitized by Google

Antelephonieren der Briefkastenredaktion einer Zeitung festgestellt hat, daß die Kronprinzessin 178 Zentimeter messe. „Ist doch famose Rasse!" Eines — nicht nur das Fehlen des Hofes — entbehren die fremden Besucher sonst noch. Das ist die früher für Berlin so typische Garde, die Wachtparade, der Offizier. Was man jetzt sieht, das ist trotz aller Ansätze zur Besserung doch mehr oder weniger salopp, gar nicht mehr preußisch im alten Sinne, nicht mehr so knapp und so adrett und so beherrscht. Gelegentlich sieht man, wenn auch selten, einen Offizier Unter den Linden oder in der Leipziger Straße, der, was früher in Uniform verboten war, eine Riesenzigarre aus den Lippen hängen hat, den Mantel offen wehen läßt, die Handschuhe in die sperrige Rocktasche gestopft hat. Das sind Nachlässigkeiten, die sich heute auch höhere Offiziere erlauben. Eben erst stand ich, vom Charlottenhof kommend, auf der Trambahn mit einem Generalmajor zusammen, der sich so trug. Sollte es wirklich nicht möglich sein, wenigstens auf diese äußeren „Zeichen der Zeit" zu verzichten? 14. Juli 1921

43

Das Tempelhofer Feld ohne Soldaten — Sonntag für das liebe Vieh — Höfliche Arbeiter — Berliner Dirndlkleider für Sofia — Eine Erinnerung an Petko Todorow — „Die Hermannsschlacht" im Freilichttheater — An Kleists Grab — Der Kunstausstellungspalast wird verramscht

Man „reize" das „Volk" nicht. Man zeige ihm keine Soldaten, sonst bekommt es den Koller. Nach diesem Rezept wird in Berlin verfahren, das heute überhaupt nicht mehr Garnison ist. Auf dem Tempelhofer Felde, auf dem früher für die Infanterie bestimmten Teil mit fester Grasnarbe,

Digitized by Google

träumt die berühmte einsame Pappel von alten Zeiten, wo die Grenadiere in ehernem Schritt an ihr vorüberparadierten, während an ihrem Fuße zu Pferde der Kaiser hielt. Sie schaut wohlmeinend hernieder auf die vielen Fußballspieler auf dem Felde, die oder einst ihre Söhne können ja vielleicht wieder Grenadiere werden. Aber sie schüttelt ihre Zweige, wenn sie nach rechts hinüberblickt, vom Steuerhäuschen bis zur Hasenheide. Da bauen jetzt Leute Lauben. Und im Grase sitzen Sonntags im Kreise sonderbare Gruppen, in deren Mitte sich allerlei Kleintiere bewegen. Ganze Familien kommen aus der inneren Großstadt her, bringen das Kellerhuhn und das Balkonkaninchen in Käfigen mit und öffnen sie, wenn der Kreis geschlossen ist. Da hoppeln denn die Karnickel und rupfen an kümmerlichen Grasbüscheln. Und die Hühner — wir haben rund 180 000 in Berlin — scharren nach Larven oder einem Würmchen. Hie und da meckert sogar eine Ziege. Manchmal entwischt ein Gackervogel, und die ganze Familie rennt hinterher, bis er wieder in den neugebildeten Kreis eingetrieben ist, der törichte Ausbrecher. Man darf den Sonntagnachmittags-Ausgang doch nicht übertreiben! Man soll doch froh sein, wenn man nach sechs Tagen im Keller oder auf dem Balkon einmal ein paar Quadratmeter echte Grasnarbe zum Ergehen hat! Es gibt sogar immer noch Schweine, die — Verzeihung, ich meine, es gibt sogar immer noch Berliner, die ein Schwein in der Badestube mästen. Aber die kommen nicht her. An der Hasenheide, wo einst Friedrich Ludwig Jahns Turner übten und wo heute noch Gefallene aus den Befreiungskriegen ruhen, wird nicht gegrunzt; nur gegackert, gepiept, gemeckert. Der Karnickelbock sei ja nu wohl bald seine 80 Mark wert, sagt Vater. Und Mutter meint, die Henne werde ja nu wohl durch Eierlegen sich für den Ausflug bedanken. Und die Göhren fragen, wieviel Liter Milch mehr die Ziege nu wohl geben werde.

Digitized by Google

Im übrigen sitzt man stumm im Kreise herum. Mit einer stillen Versunkenheit, wie ehedem in fernen Ländern die Säulenheiligen oder die Nabelschauer.

Aber die Leute sind glücklich, das ist ja sicherlich die Hauptsache. Das „Volk" wird auch nicht „gereizt", wenn es statt der eigenen jetzt in Berlin die fremden Soldaten auf Schritt und Tritt sieht. Das ist deren größtes Erstaunen: daß man sie so gleichgültig hinnimmt. Man hatte sich die Deutschen als wilde Tiere vorgestellt, aber man stößt nur auf Behagen und Stumpfsinn und unterwürfiges Entgegenkommen. Wenn irgendeiner der fremden Soldaten irgendwo in Berlin einen Arbeiter nach dem Wege fragt, dann reißt sich der eilfertig sofort die Pfeife vom Munde, erklärt umständlich und trabt womöglich mit. Nirgends stolze Zurückhaltung oder gar eisiges Abweisen. Auch nicht in den Läden, in den Gastwirtschaften, in den Pensionen, wo jetzt Zivilisten aus aller Herren Länder ihre Wünsche radebrechen. Man ist ja so glücklich, wenn man sich ihnen verständlich machen kann. Zurzeit ist die Überschwemmung vom Balkan her besonders groß. Gelegentlich macht dabei ein Berliner Mädchen „ihr Glück", und diese wenigen sehr seltenen Fälle sind dann Reklame für die Ausländer. Ein junger bulgarischer Gesandtschaftsrat hat eine Stenotypistin aus der Yorkstraße geheiratet. Wirklich geheiratet. Nun ist sie drüben in Sofia, hat Bulgarisch und Französisch gelernt, ist eine große Dame geworden, — wenn auch nicht ganz glücklich. Der Gatte ist wieder gerade auf einem Sprung in Berlin zu Einkäufen. Er bringt seiner Frau nicht weniger als drei Dirndlkleider aus Berlin mit. „Möglichst knallige Farben, bittäh!" Die ganze Yorkstraße staunt Bauklötze. Die ganze Yorkstraße möchte nach Bulgarien heiraten.

Einige Jahre vor dem letzten Balkankriege besuchte mich in Berlin der Nationaldichter der Bulgaren, Petko Todorow. Der schlanke Mensch mit dem schmalen langen schwarzen

Digitized by Google

Vollbart, den zigarettengelben Fingern und den glühenden Kohlenaugen sprach von dem Freiheitskampfe in Mazedonien. Nicht wie ein deutscher Dichter spräche. Sondern härter, praktischer; er sprach von der Organisation der Banden und von der Fabrikation der Bomben. Wir kamen dann auf die Einflüsse der deutschen Literatur in Bulgarien. Und Petko Todorow erzählte, wie sein Vater, der alte weißbärtige Finanzminister, vor fünfzig Jahren, als Bulgarien noch kein Staat war, sondern geknechtete türkische Provinz, den ersten hemmungslosen Jubel über ein deutsches Drama erlebt habe. Es war handschriftlich übersetzt, noch halb kirchenslavisch, halb neubulgarisch, unbeholfen im Stil, unbeholfen in der Liebhaberaufführung in Scheunen und Schulen, aber die Zuschauer weinten vor Erregung: auf der primitiven Bühne, auf der — Schillers „Räuber" gegeben wurden, sahen sie, die Waffenlosen, wirkliche Bulgaren Bewaffnete spielen und gegen die Tyrannen schäumen. Ein unauslöschlicher Eindruck, der bis 1877/78 nachwirkte und noch heute nicht ganz verweht ist. Ich hörte Petko Todorow wohlwollend interessiert zu, wie ich auch anderen Leuten gegenüber, wenn sie von der Überschwemmung des Hoangho oder dem Aufstand der Teketurkmenen erzählt hätten, der höfliche Mann geblieben wäre. Ich war ja Deutscher, also ein freier Mann; kein Fremder hatte bei uns zu befehlen; kein deutscher Stamm — an die Balten und an die Siebenbürger Sachsen dachte man ja kaum — wurde vergewaltigt. Und nun? Heute sind wir, wie die Bulgaren dereinst in der Hand der Türken, ein waffenloses Opfer in der Hand der Franzosen und ihrer Nigger und ihrer Bundesbrüder, sehen in den Grenzmarken unsere Kinder geschändet und unsere Männer zerstoßen; und Deutschland ist ein Tributärstaat geworden. Wo aber trinken wir mit Inbrunst Worte der Freiheit? Wo wird aus kochenden Herzen die Rache geboren? Die Republik gibt ein neues

Digitized by Google

Schulliederbuch heraus, in dem alles gestrichen ist, was an deutsche Größe und deutsche Freiheit erinnert. In der Öffentlichkeit werden die Männer geschmäht, die sich bis zum Äußersten im Felde behaupten wollten. Die Theater in der Reichshauptstadt vermeiden peinlich den „anstößigen" Wilhelm Tell. Ich wollte, ich wäre ein Bulgare. Oder ein Afghane. Oder ein Angoratürke . . .

Vorerst brennt die Schmach nur in wenigen Herzen. Aber sie frißt doch schon weiter. Gestern haben wir es unter rauschenden deutschen Eichen am Brauhausberge in Potsdam wieder so recht empfunden. Die Gesellschaft für vaterländische Schauspiele, deren unbekannte Geldgeber von Kind und Kindeskind gesegnet zu werden verdienen, läßt Kleists Hermannsschlacht über die Hügel durch den Wald daherbrausen. Ist das ein Aufwühlen! Neben mir, hinter mir sehe ich von Frauenwangen Tränen rollen, Männer pressen düster die Lippen zusammen, Knaben glühen vor Begeisterung. Manches trifft wie ein Peitschenhieb.

Hermann:

Kurz, wollt ihr, wie ich schon einmal euch sagte,
Zusammenraffen Weib und Kind
Und auf der Weser rechtes Ufer bringen,
Geschirre, goldn' und silberne, die ihr
Besitzet, schmelzen, Perlen und Juwelen
Verkaufen oder sie verpfänden,
Verheeren eure Fluren, eure Herden
Erschlagen, eure Plätze niederbrennen,
So bin ich euer Mann —

Wolf:

Wie? Was?

Hermann:

Wo nicht —

Digitized by Google

Thuiskomar:

Die eignen Fluren sollen wir verheeren?

Dagobert:

Die Herden töten?

Selgar:

Unsere Plätze niederbrennen?

Hermann:

Nicht? Nicht? Ihr wollt es nicht?

Thuiskomar:

Das eben, Rasender, das ist es ja,
Was wir in diesem Krieg verteid'gen woll'n!

Hermann (abbrechend):

Nun denn, ich glaubte, eure Freiheit wär's.

In tiefster Seele spüren wir die Verwandtschaft jener kleinen Seelen um Hermann mit uns selbst. „Das eben ist es ja", was wir durch Unterschrift, Tribut und Kriechen heut verteidigen wollen, das Ruhrgebiet und Oberschlesien und tausend andere Dinge; wir sind des Gedankens entwöhnt, daß nur der leben wird, der sterben kann, daß nur der gewinnen darf, der sich zu entäußern versteht, daß einmal, endlich einmal die Freiheit mehr gelten muß, als alles Wohlleben der Welt. Aber vorerst haben wir alle ja noch viel Gewichtigeres auf dem Herzen. Wenn nur die einmalige Teuerungszulage wieder bezahlt wird und unsere Tante in Ostfriesland wieder billige Butter schickt. Wie ausgebrannter Zunder fällt das alles von uns ab, wenn Kleists „Hermannsschlacht" uns packt, wenn wir da den einen Mann, den Mann, den wirklichen Mann sehen, Hermann den Cherusker, der alles in den Dienst des einen Gedankens stellt, die Feindesbrut auszurotten, alles, alles, auch Lüge und Gewalt dazu nicht verachtet; der an den Schwindel der Feindverträge nicht glaubt, sich über die Zu-

Digitized by Google

läſſigkeit eines „rückſichtsloſen“ Krieges keine Skrupel macht und als Sieger nicht Amneſtien erläßt, ſondern Volksverrätern den Kopf vor die Füße legt. Kraftvoll und aus einem Guſſe die Geſtalt, ſo ſchreitet Georg Paeſchke als Cheruskerfürſt unter den Eichen daher, löwenmähnig neben ihm Ada Mahr als Thusnelda, prachtvoll auch die übrigen Germanenfürſten und Römer: eine Truppe, der wir ſtatt der Hunderte von Zuſchauern auf den Gartenſtühlen in der Waldblöße deren dreitauſend Abend für Abend im Großen Schauſpielhaus wünſchten, bis auch der letzte Berliner etwas von dem heiligen Feuer abbekommen hätte. Aber nicht doch — bei Reinhardt iſt Völkerkampf verpönt, iſt Klaſſenkampf als zugkräftig erkannt. So ſpielen denn dieſe 35 wackeren Darſteller mit ihren rund zweihundert Statiſten in der freien Natur. Jetzt in Potsdam, ſpäter in anderen deutſchen Städten. Und es gibt nichts, was beſſer in unſere alten Donarshaine paßte. Atemraubend, unnachahmlich auf der Kunſtbühne, iſt zuletzt das Schlachtgetümmel. Überallher aus dem Waldesdickicht kommen die Germanen her, der Kampf wälzt ſich von Stamm zu Stamm näher, Schilde krachen, Römer fallen, wie eine Windsbraut ſtürmen Reiter daher, auch ein lediges Pferd galoppiert über den Plan, Staub wirbelt auf, der Sand ſpritzt bis an die Zuſchauer, und als er ſich verzieht, da liegen die Erſchlagenen umher, und Fackeln lohen in Germanenfäuſten im dunkelnden Wald. Ein ſeltſam erregendes Bild. Ein Schauſpiel der Freiheit für zuckende Verſklavte. Hat ſchon vorher manche Fauſt ſich gekrampft, als das von fremden Horden geſchändete Mädchen vom Vater erſtochen wird, hat ſchon vorher manch einer geſtöhnt „Rheinland! Rheinland!“, ſo kennt jetzt die Erſchütterung keine Grenzen mehr. Nun noch des Varus Fall, Hermanns Kürung zum Könige, das Gericht über den Verräter: Deutſchland, Deutſchland über alles ſingt inbrünſtig die Zuſchauermenge beim Verlohen der Fackeln, beim Ver-

Digitized by Google

schwinden der Schauspieler hinter den Kulissen, die treuherzig und einfach aus Eichenlaub zu Hürden geflochten sind. Deutschland, Deutschland über alles. Und doch klingt es wie: Aus tiefer Not schrei' ich zu dir, Herr Gott, erhör' mein Rufen!

An dem trotzig mittelalterlichen Turm des ehemaligen Kadettenhauses auf dem Brauhausberge vorüber geht man heim. Ehemalig. Ehemalig. Von der Garnisonkirche des Alten Fritz herüber kommt durch die Abendluft das Glockenspiel. Weiter drüben, am Kleinen Wannsee, liegt das Grab Heinrichs von Kleist. Er hatte Napoleons Faust erlebt. Er sah noch nicht den Aufschwung, er lachte bitter über Fichte, über den Tugendbund, über Schwätzer und Noten und Proteste und Kundgebungen, er schrie dem deutschen Volke seine Hermannsschlacht ins blasse Angesicht und ging hin und schoß sich am Wannsee eine Kugel vor das zermarterte Hirn. Dieser Platz wäre bei Franzosen, Bulgaren, Afghanen, Angoratürken ein Wallfahrtsort. Anderweitig. Anderweitig. Bei uns ist innerhalb eines vermorschten Zäunchens nichts mehr zu entdecken, als eine verwilderte kleine Erhebung, die einmal ein Grabhügel war. Die Berliner Volksbühne am Bülowplatz hat früher einmal mit der Hermannsschlacht große Einnahmen erzielt. Das Stück ist tantiemefrei. Der Dichter ist ja schon viel länger als 30 Jahre tot, also braucht man ihm nichts mehr abzugeben. Und wenn der Zerbrochene Krug oder das Käthchen von Heilbronn irgendwo in Deutschland volle Häuser machen oder der Michael Kohlhaas neue Auflagen erlebt, — für das vermoderte Grab fällt keine Papiermark ab. Wir sind eben Deutsche. Der Spott aller aufrechten Nationen.

Es gibt ja auch bessere Kapitalanlagen, als Graberhaltung und Ehren der Überlieferung. Unsere Kunstmäzene wissen schon, wohinein man sein Geld stecken muß. Da ist der Herr Cassirer, der Kunstbolschewist in Berlin W., der Salon-

Digitized by Google

kommuniſt, der knallrote Bluts- und Wahlverwandte der Moskauer Sowjetdeſpoten. Er macht neuerdings in Film. Und er hat für Geſchäftsmöglichkeiten eine beſonders feine Witterung. Vor einiger Zeit wurde in die Preſſe die Notiz lanciert, der große Glaspalaſt in dem Landesausſtellungspark am Lehrter Bahnhof ſei baufällig und genüge ſeinen Zwecken nicht mehr. Und der Staat habe heute nicht mehr die ungeheueren Geldmittel, die zum Umbau nötig wären. Auf dieſe Art iſt die öffentliche Meinung gut vorbereitet. Nun wundert ſie ſich auch gar nicht mehr, wenn der Kunſthändler Caſſirer — nein, ich will mir keine Berichtigung zuziehen — wenn eine anonyme Aktiengeſellſchaft jetzt als Ramſchkäufer auftritt und das Kunſtausſtellungsgebäude ſamt Park zu einem lächerlichen Preiſe erſteht, um auf dieſe Art billig zu rieſigen Filmateliers und zu dem Gelände für Maſſenaufzüge der Anna Boleyn mitten in der Stadt zu kommen. Einige Papiermillionen, die in unſerer Milliardenzeit nichts bedeuten, werden in das „goldwerte" Geſchäft geſteckt. Die Kunſt kann weiter wandern. 21. Juli 1921

44

Sind Sie ein Gent? — Vom Röllchen bis zum Zahnſtocher — André de Fouquières und Kuno Fiſcher — „Ferien vom Dienſtmädchen" — Hochkonjunktur für Diebe — Der Einbruch beim ruſſiſchen Oberſten — Brief- und Telephonſpitzelei — Der Japaner in der „Hermannsſchlacht"

Sind Sie ein Gent? Ich nehme als ſelbſtverſtändlich an, daß Sie keine Röllchen tragen. Nämlich auf der Straße; und ſie zu Hauſe auf dem Buffet und im Amtszimmer auf dem Schreibtiſch abſtellen. Warum nicht? Ja, mein lieber

Digitized by Google

Freund, ich weiß, ich weiß: natürlich hat Ihr Herr Vater welche getragen, und der war doch Geheimer Justizrat. Aber er war eben kein Gent! Es freut mich, daß Sie nächstens — aber ich selbst verreise — nach Berlin kommen wollen, um zu lernen, wie man das wird. Ich will es Ihnen sagen. Es ist ganz einfach. „Man tue das Zweckmäßige!“ Auch Berliner angebliche Gents tun das nicht immer, sondern leben immer in siedender Angst, ob dies und das auch wirklich richtig sei. Natürlich dürfen Sie Röllchen tragen! Nur nicht — sie ablegen. Denn der Zweck des Hemdärmels und der „Manschette“ ist doch die Reinlichkeit. Wenn Sie auch einen noch so schönen muskelstrotzenden, adergeschwellten Unterarm haben, so — Verzeihung! — schwitzt doch auch der manchmal, und da ist es gut, wenn ein häufig gewechseltes waschbares Kleidungsstück ihn deckt, nicht der immer ein wenig verstaubte Tuchärmel Ihrer Jacke. Also allenfalls Röllchen. Auch wenn die ewige Handdrehung, um das Röllchen nicht über die Fingerknöchel fallen zu lassen, lächerlich aussieht. Zweckmäßiger sind angeknöpfte Hemdunterarme; und jedenfalls ausreichend für diejenigen Leute, die sich heutzutage nicht täglich ein frisches „ganzes“ Hemd leisten können. Fragen Sie sich nur immer ruhig nach der Zweckmäßigkeit. Der englische Gent hat den Schlafanzug, das Pyjama, in Europa eingeführt. Vortrefflich, ganz vortrefflich. Wenn man auf großen Ozeandampfern mal raus muß aus seiner Kabine, etwa zum Barbier den Gang entlang und dann gleich links, ist das ein sehr empfehlenswertes Kleidungsstück. Auch wohl im Schlafwagen. Aber wenn Herr Müller in der Mulackstraße in Berlin N., vier Treppen, im seidenen Pyjama in sein Bett schlüpft, so ist er kein Gent, sondern ein Affe. Welche Qual ist es manchmal für den werdenden Gent, festzustellen, wann „man“ Handschuhe trage und wann nicht, ob man mit angezogenen Handschuhen bei der Frau Generaldirektor Besuch

Digitized by Google

mache oder den rechten oder den linken oder beide schlenkernd in der Hand trage. Fragen Sie sich doch nur, wozu Handschuhe da sind! Sie sollen Sie vor Kälte oder vor Schmutz oder vor Sonnenbrand schützen. Scheuen Sie nichts davon, so tragen Sie gar keine, das ist alles. Wenn Sie aber zu Besuch kommen, so nimmt die Dame des Hauses als selbstverständlich an, daß Sie auf dem Wege vom heimischen Waschbecken bis zu ihr Handschuhe angehabt haben, um ihr nun die einwandfrei reine und vollkommen unbeschuhte Hand geben zu können. Viele Berliner glauben, ganz unzweifelhaft beginne der Gent erst bei hell-modefarbenen oder weißen Gamaschen. Dann bin ich keiner. Ich ziehe mir nur im kältesten Winter oder in staubiger Gegend im Sommer Gamaschen über, also sehr selten. Immer nur dann, wenn der Zweck — Schutz gegen irgend etwas — gegeben ist. Daheim am Schreibtisch oder sonstwo in Gesellschaft wären sie irrsinnig. An der natürlichen Sicherheit, mit der er sich zweckmäßig kleidet und — benimmt, erkennt man den Gent. Sonst ist er bloß ein Faxte. Im allgemeinen nimmt man an, daß unsere Diplomaten dafür die feinste internationale Witterung hätten, aber das stimmt doch wohl nicht. Im demokratischen Klub in Berlin und im Reichstag läuft der Botschafter a. D. Graf Bernstorff ständig in Gamaschen herum und macht sie durch Hosenumkrempeln möglichst sichtbar: er ist der Inhaber der kürzesten Hosen des Jahrhunderts. Apropos Benehmen. Es ist zweckmäßig, sich die Fingernägel nicht gerade in Gesellschaft zu reinigen. Es ist ebenso zweckmäßig, Zahnstocher nicht bei Tisch zu benutzen. Beides stört nämlich erheblich das Wohlbehagen der anwesenden Mitmenschen. In den internationalen Zügen räumt der Kellner die Zahnstocher sofort von den Tischen des Speisewagens ab, sobald die deutsche Westgrenze hinter uns liegt, denn in anderen zivilisierten Ländern — nur Norditalien macht es

Digitized by Google

auch noch wie wir — legt man Zahnstocher ebensowenig auf die gedeckte Tafel, wie Kämme oder Rollenpapier oder Seifenlappen.

Der falsche Gent, der sich immer fragt, was „man" tue, lebt nicht in Freiheit, sondern in entsetzlicher Sklaverei. Das Fürchterlichste ist dann der Sklavenaufstand, wenn etwa eine Hitzwelle alle Bande frommer Scheu gelöst hat. Ganz Berlin scheint heute vom Trag-den-Hut-vorm-Bauch-Verein bevölkert zu sein. Der Bauch selbst aber dampft unter Rock und dicker Weste. Wer sich statt dessen zweckmäßig kleidet, der erträgt die ärgste Hitze, ohne sein Behagen zu verlieren, kann auch ruhig das Haupt gegen Sonnenbrand bedecken. Wer eine waschbare weiße Leinenhose besitzt, mag sie über die bloßen Beine ziehen, also auf die hitzende Makounterhose verzichten; ist er schlank, so genügt dazu das Tennishemd statt Jacke und Weste. Den weichen Kragen im Sommer pflegte sogar Bethmann Hollweg zu tragen. Ist man dick, so macht die zweireihige Jacke, aber ohne Weste darunter, einen zum gutgekleideten und genügend gelüfteten Menschen, der den Kopf klar behält. Wenn nur die langen Haare nicht wären! Sie sind heute epidemisch. Der militärische Schnitt ist nicht mehr „modern"; daß er praktisch war, hat man vergessen. Es ist immer wieder dieselbe Geschichte. Man macht, was die anderen machen. Wie die liebe Damenwelt, der im Sommer die luftigsten Toiletten nichts nützen, wenn sie darunter mit dem Korsett gepanzert ist.

„Ist die Frau auch sehr dick,
Sie muß 'rin in die Kluft,
Und dann sitzt sie da beim Essen
Und da kriegt sie keine Luft"

singt Otto Reutter; man lacht — und läßt sich nächstens das Gerüst noch etwas enger ziehen. Unserer Berliner Herren-

Digitized by Google

welt hat André de Fouquières aus Paris kurz vor dem Ausbruch des Krieges klarmachen wollen, was der Gent anzuziehen habe. Seinem Vortrag ging eine schriftliche Botschaft voraus. Es hieß darin: „Der beschnittene Cutaway wird durch eine papageienfarbene Krawatte in Grund und Boden ruiniert, und ein Frack, den eine violette Weste ziert, ist schon geliefert, bevor man ihn anzieht.“ Aber das sind Kinkerlitzchen. Sie treffen nicht das Wesen der Sache. Der berühmte Philosoph und Ästhet Professor Kuno Fischer in Heidelberg, der es sich nicht verdrießen ließ, eine öffentliche Vorlesung über Tracht und Mode zu halten, hatte im Sommer und im Winter die gleiche einfarbig lichtgraue Hose an, die aus der Biedermeierzeit zu stammen schien und ihm doch vortrefflich stand; und er sagte: „Der Schick, meine Herren, läßt sich nicht lehren, — nicht nur die Frau, sondern auch jeder Mann hat seine besondere Linie, und die zu erkennen, das ist Geschmack.“

Und dazu gehört nicht einmal viel Geld. Über Reichtümer verfügen ja die wenigsten von uns. Aber schön und behaglich kann man es sich mit geringen Mitteln machen. Die Herrschaften, die zwei Treppen unter uns wohnen, nennen wir sie meinetwegen Joelsohns, waren im Juni vier Wochen in Baden-Baden und sind jetzt wieder für vier Wochen nach Westerland gereist. Ihre daheimgebliebenen Dienstmädchen liegen den ganzen Tag im Fenster, rauchen Zigaretten und gehen abends „umschichtig“ aus. Die Herrschaften, die nur eine Treppe unter uns wohnen, nennen wir sie meinetwegen Tulpenthals, sind nach Heringsdorf — bitte, im Auto — und haben ihre Dienstboten — bitte, im Auto — persönlich mitgenommen. Dies und anderes wissen wir von unserer Grete, unserer Einzigen für Alles, die sozusagen gnadenhalber bei uns dient: einst hatten wir Köchin, Fräulein, Diener, Französin, aber heutigen Tages ist man eben, man weiß

Digitized by Google

nicht wie, eine „heruntergekommene Familie“. Also unsere Einzige für Alles hat so lange von den Herrlichkeiten, die die anderen genössen, geschwärmt, bis wir sie selber in Urlaub schickten, nachdem auch die Kinder in die Ferien gegangen waren. Nun sind wir, also Mann und Frau, allein. Wir haben nicht Ferien vom Ich, aber Ferien vom Dienstmädchen. Das ist einfach zum Übermütigwerden köstlich. Nicht nur das Fenster, sondern auch die Tür des Schlafzimmers steht sperrangelweit offen, da ja morgens niemand mit dem Besen davor uns stört. Zweimal täglich gehen wir in allerduftigster Bekleidung unter die kalte Brause. Abends nach Tisch spielen wir im Bademantel mit „fast nichts“ darunter unsere Partie Billard. Zu Mittag gibt es prachtvolle Koteletts oder Filetsteaks, die man sich, wenn man zu 8 Personen ißt, nur selten leisten kann. Und alles steht immer am richtigen Ort, während das Dienstmädchen immer alles verlegt hatte. Es ist auch viel sauberer in der Wohnung als sonst. Nur wenn wir ausgehen, schellen etwaige Besucher, freilich vergeblich, und am Telephon bei uns antwortet auch niemand. Aber in dieser Zeit will mich ja auch wohl kein Verleger sprechen. So wie uns geht es zurzeit auch noch mancher anderen Familie. Die Ferien vom Dienstmädchen sind die schönste Einleitung zum eigenen Urlaub.

Aber auch für Einbrecher und Diebe ist zurzeit Hochkonjunktur. In weiser Voraussicht dessen, daß die Zahl der Bahndiebstähle jetzt mit dem steigenden Verkehr wieder anschwillt, hat das Verkehrsministerium beschlossen, die monatliche Diebstahlsstatistik fortan nicht mehr zu veröffentlichen. Wir sind ja nun bald schon drei Jahre Republik, und da gibt man etwas auf seine Reputation. Der revolutionäre Sturm und Drang hat sich noch nicht ganz ausgetobt, ist noch nicht ganz tot, und so soll er wenigstens — totgeschwiegen werden. Übrigens: geklaut wurde auch früher, nur nicht so toll. Wenn

Digitized by Google

der Reichskanzler Fürst Bülow Hunderte und aber Hunderte von Herren zu dem üblichen parlamentarischen Bierabend einlud, so pflegte er auch immer zwei Kriminalkommissare mit einzuladen, die sich unauffällig in allen Räumen der Reichskanzlei bewegten, hier vor einem Bücherschragen, da vor einem Wandbild stehen blieben und — durch ein Taschenspiegelchen heimlich ihre rückwärtige Umgebung beobachteten. Es kamen sonst leicht Andenken weg. Selbst bei einer so illustren Besucherschaft. Aber frecher, viel frecher ist man heute. In Berlin-Wilmersdorf wurde vor einiger Zeit eine Vereinsfestlichkeit plötzlich von einer Schar von Räubern überrascht, die eine erhebliche Beute an Geldtaschen und Schmucksachen dabei machten. Der russische Oberst v. Freyberg ist in dieser Woche am hellen lichten Tage von einer Bande heimgesucht worden, die offenbar in bolschewistischem Auftrage ihm seine Akten raubte, während unten auf der Straße in Polizeiuniform verkleidete Genossen das zuschauende Publikum in Reih und Glied hielten. Gewiß, so etwas kommt nicht nur in Berlin, sondern auch in Köpenick oder Kötzschenbroda vor, und wenn Tante Eulalie uns schreibt, sie möchte uns gerne besuchen, aber in Berlin sei es ja so gefährlich, so lachen wir heimlich und bedauern es nur öffentlich, daß wir in einer so verruchten Gegend leben. Auch in Köpenick oder Kötzschenbroda ist die Achtung vor der Autorität des Staates in Verbrecherkreisen sehr gesunken. Es gibt überall Leute, die sich nicht einmal vor dem Schutzmann, geschweige denn vor Gesetzesparagraphen fürchten. Um so mehr muß der Staat sich anstrengen, ihnen das Handwerk zu legen. Weil so viele Kapitalien in das Ausland verschoben werden, hat beispielsweise das Brief- und Telephongeheimnis, auf das in der alten Zeit die Beamten eigens vereidigt wurden, längst zu den übrigen verlorenen Freiheiten sich legen lassen müssen. Zwar finden die gewitzten Leute immer

Digitized by Google

wieder Auswege. Beispielsweise werden ganz ungeheure „Provisionen" an Firmenvertreter im Auslande überwiesen, und das ist ja unanfechtbar; und wenn es mal angefochten werden sollte, weil die „Provisionen" zu einem ausländischen Bankkonto des Geschäftsinhabers selbst sich verwandeln, so haben die Kapitalschieber schon längst einen neuen Weg heraus. Aber die Briefe von Hinz und Kunz, die keinen Pfennig Vermögen haben, werden auf der Überwachungsstelle geöffnet. Und an unserem Fernsprecher schaltet sich ein Mithörer ein, der geduldig stenographiert, auch wenn nur mein Jüngster eine Sonntagswanderung zum Kloster Chorin mit Kameraden verabredet. Für die Überwacher ist es manchmal ganz amüsant, besonders, wenn große Politiker mit kleinen Freundinnen sich unterhalten. Für die Überwachten ist es weniger angenehm. Ganz Berlin hat gelacht, als es neulich bekannt wurde, daß sogar ein Angestellter dieses Spitzelbetriebes selbst, ein Regierungsrat der Nach-November-Sorte, sich darüber beklagte, daß wildfremde Leute alles erführen, was er am Telephon spreche. In Republiken blüht immer die Spionage. Auch über die eigenen Leute. Als im März vorigen Jahres Kapp in die Reichskanzlei einzog, war das erste, was er vorfand, der alltägliche Bericht an den nach Dresden entwischten bisherigen Reichskanzler, was und mit wem seine Ministerkollegen tags zuvor gesprochen hätten. Das Heer der in diesem Dienst Beschäftigten wächst ins Ungeheure. Allmählich traut kein Mensch mehr dem anderen. Denn vielleicht liest mein Gegenüber meine Briefe. Oder die Stenogramme meiner Unterredungen. In Berlin nicht nur, sondern namentlich auch in Mitteldeutschland hat es zeitweise keinen einzigen Großindustriellen, Politiker, Gymnasialdirektor, Generalsuperintendenten, Stabsoffizier gegeben, der nicht „abgehört" wurde. Und manchmal auch ganz simple Leute, Rumpelstilzchen und Konsorten.

Digitized by Google

Jetzt, in den Hundstagen, läßt das alles ein wenig nach. Es ist ja niemand mehr da. Überwachte und Überwacher sind zum großen Teile ausgeflogen. Nur deshalb, weil fast alles in Ferien ist, sind auch die Freilichtspiele in Potsdam verhältnismäßig so schwach besucht. Vielleicht wird es nun — man hat bis in den August hinein verlängert — etwas besser, weil endlich die „Sensation" eingesetzt hat. Vorgestern wurde nach Schluß der Hermannsschlacht wieder das Deutschlandlied gesungen. Ein anwesender Japaner blieb sitzen. Schon ward ihm der Hut vom Kopfe geschlagen. Ich bin kein Freund von dieser Art Patriotismus. Ich bin selber zu Beginn des Krieges einmal sein Opfer geworden, weil ich im Hamburger Alsterpavillon meinen allmählich kalt gewordenen Kaffee endlich austrinken wollte und das ewige Gesinge und Aufgestehe satt hatte. Unter all den Gröhlern war ich vielleicht der einzige Frontkämpfer. Auch der Japaner am Brauhausberge ist vielleicht ein eifriger „Prodeutscher". Nein, mit Huteintreiben rettet man nicht das Vaterland. Überhaupt nicht mit Demonstrationen irgendwelcher Art. Erst wenn das ganze Volk, zerquält und zergrimmt, bis zum letzten Kommunisten herunter es versteht, daß das Volk mehr bedeutet als die Klasse, daß der Landesfeind unser einziger Feind ist, daß Rache den Erniedrigten gesundmachen kann, — erst dann können wir wieder an eine Zukunft denken. Dann brauchen wir auch nicht mehr die Hermannsschlacht Kleists, sondern nur das eine Wort von Arndt:

„Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht."

28. Juli 1921

Digitized by Google

45

Valuta und Lebensluſt — Tauſend-Mark-Soupers — Auf der Gemäldeauktion — „Es gibt leider keine Fürſten mehr“ — Berlins Bedeutung für die Muſik — Zu Caruſos Tode — Quietſchmädchen auf dem Rummelplatz — Die Fliegen unter dem Hut

Unter dem Kabinett der Erfüllung, wie unſer jetziges Regime ſich nennt, iſt die deutſche Reichsmark bisher um weitere 25 Prozent ihres ſchon vorher recht geringen Wertes geſunken. Unſer Geld iſt ſo billig, daß die Ausländer in Scharen in unſere Seebäder und nach Berlin kommen, um es hier zu verjuxen. Es iſt ſo billig, daß es auch der Einheimiſche mit vollen Händen fortwirft; daher macht ja ganz Berlin den Eindruck, daß es von Genuß zu Genuß nur ſo taumelt. Im Frühſommer bekam der Amerikaner für eine 100-Dollar-Note bei uns 6000 Mark, heute ſchon 8000 Mark, alſo kann er zwei Tauſendmarkſcheine von jeder 100-Dollar-Note extra leichtſinnig flattern laſſen. Der Deutſche aber, der etliche „Bräunlinge“ geſpart hat, ſagt ſich: noch ein paar Jahre Kabinett der Erfüllung, dann kann ich für dieſe inzwiſchen weiter entwerteten Tauſender mir vielleicht noch gerade ein Hemd kaufen, alſo kaufe ich mir lieber jetzt ein Dutzend, und für den Reſt wird mal tſchumheidi gelebt. Und nun gar in den Kreiſen der Schwerverdiener fliegt das Geld wie Spreu dahin. In der Faſanenſtraße, in der Nähe des Kurfürſtendammes, gibt es eine Gaſtſtätte, in der man — höchſt einfach — beim Eintritt 1000 Mark bezahlt; dann darf man an dem Abend eſſen und trinken, was man will. Das Reſtaurant iſt ſehr gut beſucht. Mit Vorliebe ſpeiſen dort Berliner jüngere Sowjetvertreter, wenn ſie ſich von der

Digitized by Google

schweren Arbeit erholt haben, Aufrufe an Europa für das hungernde Rußland zu erlassen. Auch Deutsche mit flackernden Augen kommen hin. „Ein Tag gelebt im Paradiese“ und „Nach uns die Sintflut“, das ist so ihre Gedankenverbindung. Vornehmer noch sind etliche ganz neu ausgestattete Dachgärten auf westlichen Hotels. Da sind die valutastarken Ausländer fast ganz unter sich, die Amerikaner vor allem, dazu Engländer, Holländer, Skandinavier, da fliegen die Tausendmarkscheine, wie ehedem kaum die Taler rollten. Irgendwer muß sie doch aber erarbeiten. Oder irgendwer muß doch dafür verhungern. Und in der Tat wird alles aus dem alten soliden Deutschland herausgepreßt. Für jedes Souper da oben erhängt sich irgendwo in Deutschland ein Hauswirt, geht irgendwo in Deutschland die Familie eines höheren Beamten zugrunde, erwürgt irgendwo in Deutschland ein Arzt sein Gewissen und macht Geld durch dunkle Machenschaften. Wir leben scheinbar in einer Periode des glänzendsten Aufschwunges, die vielfach an die Gründerzeit nach 1871 erinnert, aber das Haus, in dem ich in Berlin zur Miete wohne, gehört jetzt einer schwedischen Gesellschaft, für die Kohlen einer oberschlesischen Grube, mit denen es beheizt wird, heimsen amerikanische Teilhaber die Hälfte der Dividenden ein, an der Ölfarbe, mit der jetzt die Fassade neu gestrichen wird, verdient die Hauptsache England, der Dampfer, auf dem ich einen Ausflug mache, gehört zum größten Teil dänischen Aktionären. Der Kapitalismus ist ebensowenig wie der Militarismus aus der Welt geschafft. Nur sitzen jetzt — die anderen an der Leitung.

Was sie eimerweise uns abzapfen, versuchen wir löffelweise wieder einzubringen. Der „Nepp“ an Ausländern blüht in Berlin toller als je. Kellner und Chauffeure verrechnen sich grundsätzlich. Für Kleinigkeiten werden den Fremden unerhörte Preise abgenommen. Es sind ja nicht

Digitized by Google

immer Schieber, die aus dem Auslande zu uns kommen, auch nicht immer Feinde, sondern oft wackere Gelehrte aus neutralen Ländern, die jetzt endlich dank der Valuta das Sehnsuchtsziel ihres Lebens erreichen, eine Studienreise durch Deutschland machen zu können. Die kommen dann verbittert zurück und erzählen: „Die Deutschen sind Betrüger!“ Was Nepplokale sind, wo man für eine Flasche Surius 200 Mark bezahlt, weiß hier jedes Kind. Aber geneppt wird auch in der sogenannten Kunst. Vor allem der Bilder-Nepp ist zu wirklich tropischer Blüte gelangt. In der mittleren Friedrichstraße gibt es fast einen Bilderladen neben dem anderen, in dem man nur elendesten Kitsch und mäßige Kopien findet, wo aber dauernd Hochbetrieb herrscht, tagtäglich „große Auktion“. Der Laden ist voll. Große und kleine Ölgemälde werden heruntergenommen und ausgeboten, ein wildes Steigern beginnt, fortgesetzt wird der eine oder andere „Kunstgegenstand“ für 5000, 6000, 8000 Mark irgend jemand zugeschlagen. Der Nichtberliner Nichtkunstverständige, der da hereinkommt, wird in dem Gewirr alle Vorsätze los und bietet mit. Schon ist ihm etwas angehängt. Er weiß nicht, daß er — der einzige ernsthafte Bieter ist, daß sämtliche Anwesende außer ihm nur „Konzertbieter“ sind, die gegen einen Tagelohn von 50 Mark — unter der einzigen Voraussetzung, daß sie gut gekleidet sind — sinnlos Zahlen zu brüllen haben. Alle Bilder, die diese Leute ersteigern, hängen am nächsten Tage wieder an der Wand. Aber wenn der Unternehmer auch nur zwei oder drei Bilder täglich wirklich los wird, sind seine Kosten reichlich gedeckt, ist der Verdienst unter Umständen sehr groß.

Die echte Kunst und auch das Kunsthandwerk klagen. Sie hatten sich im November 1918 von der großen Freiheit im Gefolge der Revolution ein goldenes Zeitalter erträumt, und nun ist der Alltag ganz nüchtern geworden. Ein junger Plafondmaler aus unserer Straße, dessen Arbeit beträchtlich

Digitized by Google

über das Handwerkliche hinausgeht, hatte einst dauernd in zahlreichen Schlössern zu tun und wurde sehr geschätzt. Jetzt muß er seinen Beruf wechseln. Gewöhnlicher Anstreicher möchte er nicht werden, und zum Landschafter oder Porträtmaler langt es nicht. Im November 1918 war er voll rotglühender Begeisterung. Jetzt knurrt er: „Es gibt leider keine Fürsten mehr; unser Geschäft ist mies." Der Umschwung hat nur toten Künstlern (oder vielmehr den Besitzern ihrer Werke) genützt, nicht den lebenden. Unsere Fürsten haben die zeitgenössische Kunst unterstützt, soweit sie ihrem Geschmack — selbstverständlich — entsprach und soweit ihre Geldmittel reichten, so daß jedenfalls Hunderte tüchtiger Männer dadurch Arbeit und Brot hatten. Dann aber kam, als die deutsche Reichsmark auf wenige Pfennige fiel, das Wort auf: „Kunstsachen sind die besten Kapitalanlagen." Es wurde viel, sehr viel gekauft, aber nur patinierte Kunst, Bilder von ehrwürdigem Alter. Die spekulative Freude an neuentdeckten lebenden Kräften ist seit 1918 erstorben.

Sogar die Musik, wenn auch sie vielleicht am wenigsten von allen Künsten, hat unter dem Wandel der Zeiten zu leiden. Es ist nun einmal so, daß alles, was in Deutschland singt und spielt, nur über Berliner Agenturen und über Berliner Kritiken sich seinen Weg bahnen kann. Es genügt nicht, daß das junge stimmbegabte Mädchen seine Ausbildung im Konservatorium hinter sich hat. Es muß möglichst in Berlin aufgetreten sein und sich durch Berliner Zeitungsausschnitte mit anerkennenden Besprechungen über sein Können ausweisen, ehe die Agenturen im Reiche es den Vereinen anbieten oder selbständige Rundreisen für sie veranstalten. Was aber heute ein Saalabend in der Reichshauptstadt mit ausverschenkten Eintrittskarten kostet, das geht in die Tausende, und ob gleich das erste Mal die maßgebenden Kritiker erscheinen, das ist auch noch meist die Frage. Dazu kommt, daß Deutschland

Digitized by Google

überhaupt sich heute „phänomenale“ Künstler nicht mehr leisten kann. Schon früher entzog uns der Dollar die Besten; heute tut er es mehr denn je. Früher aber kamen die großen Sänger und Musiker trotzdem gern wenigstens zu kurzen Besuchen her. Erstens trafen sie nirgends in der Welt ein so musikhungriges, so musikverständiges, so hymnisch begeistertes Volk. Daher kommt es ja auch, daß mancher berühmte Ausländer, Ferruccio Busoni, Francesco d'Andrade und andere, sich einst für immer in Berlin niederließ und fest mit unserer guten Gesellschaft verwuchs. Es trat noch etwas hinzu: man wollte von dem Kaiser gehört sein. Er war nun einmal der strahlende „Lohengrin Europas“, wie ein französischer Literat ihn genannt hat. Ein freundliches Wort von ihm oder das brillantenbesetzte „W“ für die Krawatte entschädigte für das verhältnismäßig geringe Honorar, das die Hofoper zahlen konnte. Auch in den kleineren deutschen Residenzen war es ja ähnlich. Da heftete man den Meistern eben einen Orden an, und die ganze Gesellschaft hatte ihre Anregung und ihren Genuß durch Größen, deren sonstige Ansprüche eigentlich nur die Metropolitan-Opera in Newyork befriedigen konnte. So hatten wir wundervolle Erlebnisse. Kein wirklich Hervorragender ließ Deutschland links liegen. Heute wird, auch in Berlin, einem ihrer liebenswürdigsten nachgetrauert, Enrico Caruso, der sich uns so billig gab, daß die Intendanz, wenn er auftrat, sich mit einem Eintrittspreise von 20 Mark für das erste Parkett begnügen konnte. Der Mann raffte anderswo Millionen. Aber in Deutschland fühlte sich dieser Schwerenöter, der in seinem Lebenswandel freilich nichts weniger als hoffähig war, so wohl, daß er gelegentlich sogar ganz umsonst in Krankenhäusern und — anderen öffentlichen Häusern sang. Erinnerungen werden mit den Jahren brüchig. Zuletzt bleiben nur noch Bilder, nicht Töne. Caruso, der ein famoser Gesellschafter und flotter

Digitized by Google

Zeichner war, hat sein eigenes Bild — halb Kaffeehauswirt, halb Preisringer — oft genug kariiert; ich selbst schätze eine dieser treffsicheren Zeichnungen, in der er sich als Rhadames verulkt, besonders hoch. Aber er gehört zu den wenigen, ist vielleicht der einzige, dessen Ton dem nie verweht, der ihn je gehört hat. Selbst im Grammophon ist er noch unverkennbar. Mögen die besten Sänger der Welt das gleiche Lied in den Apparat singen: unter Hunderten erkennt man Caruso sofort heraus. Er war eben ein Phänomen. Übrigens auch als Darsteller. Er hatte auf der Bühne die „opernhaften" Bewegungen nicht nötig; er war ganz Verve und Nerv. Nun sind wir inzwischen ein ganz armes und noch dazu fürstenloses Land geworden. Um vor Fritz Ebert zu singen, wird niemand herkommen. Aber eine große Anziehungskraft ist uns noch geblieben: Bayreuth. Im kommenden Jahre wird es seine Pforten nach langer totenstiller Zeit wieder öffnen; und so wie Berlin für Konzertgeber den unumgänglichen Eingang in die mitteleuropäische Welt bedeutet, so gibt Bayreuth die Adelsbriefe für alle großen Wagnerbühnen aus. Wer dort gesungen hat, den notiert man auch in Newyork. Auch über den Bayreuther Festspielhügel geht es in das Dollarparadies.

Umgekehrt kommen von Amerika die Anregungen für das Amüsement der Masse zu uns. Das Varieté und der Rummelplatz nähren sich von Onkel Sams Ingenium, selbst der Film, der in Deutschland künstlerisch viel höher steht, kann sich seiner nicht erwehren. Auf den Rummelplätzen, deren es in Berlin so viele gibt, als hätten wir ständig Schützenfest, gehört der Ausrufer, auch der mit Megaphon, jetzt zum alten Eisen. Man überbrüllt sich gegenseitig nicht mehr. Man verlegt die Reklame in das Innere, sogar scheinbar in das Publikum. Da ist zwischen vielen anderen eine große Bude auf dem Platz am Bahnhof Friedrichstraße, aus der ständig

Digitized by Google

ein so ausgelassen lustiges Quietschen und Kreischen von Jungmädchenstimmen dringt, daß jeder frische Ankömmling besinnungslos seinen Obolus entrichtet und hineinstürzt, um sich auch halbtot zu lachen. Nun, es ist ja ganz nett, wenn auch nicht zum Totlachen. In der Bude aber stehen gelangweilt und mit ernstem Gesicht zwei halbwüchsige Mädels, die alle paar Sekunden unmotiviert losquietschen und loskreischen. Sie kriegen 30 Mark für den Abend. Auch ein Beruf! Immerhin: zwei Arbeitslose weniger. Auch die Sandwichmänner, die durch die Straßen Reklame gehen, nehmen zu. Überall lebt der Wettbewerb auf, überall wird im Kampfe ums Dasein kräftig losgelegt, und die Konkurrenz und die wieder regelmäßige und intensive Arbeit bessern an ihrem Teil die Sitten, die durch das Geldhinauswerfen auf der anderen Seite verdorben werden. Mitunter wagt jetzt schon irgendein alter Mann, der seit Einführung der neuen Freiheit und Frechheit auf den Mund geschlagen war, ein Wörtchen gegen die ganz Ungehobelten. Kommt da an diesem Montag in ein altehrwürdiges Bankgeschäft ein junger Fant von vielleicht achtzehn Jahren, Lackstiefel, Zigarette, Schiebergürtelchen, Hut auf dem Kopf, und wirft lässig den Scheck seiner Firma auf den Tisch. Der alte Kassierer beachtet das Blättchen nicht. Es wird ihm näher geschoben. Da blickt er auf, nimmt es immer noch nicht, sondern sagt nur ganz ruhig: „Mein Jungchen, du hast wohl Fliegen unter dem Hut?“ Da flog der Hut aber vom Kopf! Das ganze Publikum lachte, und der junge Mensch stammelte eine Entschuldigung. Vor Jahr und Tag aber hätte das Publikum wahrscheinlich noch gegen den Alten Stellung genommen und Skandal gemacht. Die Besinnung kehrt wieder. Wir werden vielleicht noch einmal wieder ganz anständige Leute. 4. August 1921

Digitized by Google

Indisch ist tiptop — Nirwana dicht bei Berlin — Strohwitwer und Sommerfrischler — Von der Spitzeder bis zum Sportkonzern — Verweiblichung der Herrentracht — Razzia — Die schwarzrotgelben Roten — Verfassungs-Gedenkfeier

„Indisch? Au, fein! Indisch ist tiptop." So sagt das kleine Fräulein und besieht interessiert den Becher mit Lackmalerei aus Karachi und das getriebene Messingbecken aus Benares. Ich zeige dem Mädel Bilder. Wir sprechen flüchtig von Kiplings Dschungelbuch. Da setzt die Leitung aus. Nun perlt zufällig das Wort Nirwana empor, und plötzlich erhellen sich die Züge der Kleinen. „Nirwana? Kenn ich! Da war ich vorigen Sonnabend." Ich falle aus allen Himmeln buddhistischen Losgelöstseins. Nirwana, sage ich, ist das Erlöschen der Lust, das Aufhören aller Leidenschaften. „Ach? Ganz au controleur, mein Herr: Nirwana ist die Tanzdiele auf dem Hausboot in Wannsee!" Wahrhaftig. Das kleine Fräulein hat recht. Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah. Nirwana im Wannsee. Losgelöstsein — von der Polizei mit ihrem Feierabendbefehl. Eigentlich ist es kein Boot, sondern ein mächtiges Floß, darauf steht ein Sommerhaus mit flachem Dach, auf dem abends getanzt wird. Elektrisches Licht von hohen Masten, Blumen, Bäume in Kübeln, Teppiche, Korbsessel, Sekt, Jazzband, ein Koch und ein Konditor in weißer Mount-Everest-Mütze. Es ist nicht so zum Ersticken heiß wie drüben am Lande, von wo die Lichterreihen des Kaiserpavillons herüberschimmern. Und Stille ringsum. Nur selten klatscht und gurgelt ein Ruderschlag, nur selten rauscht in der Ferne ein Motorboot mit den Gästen irgendeiner Villa vorüber.

Digitized by Google

Nun stehe ich selber mit dem kleinen Fräulein am Geländer des Hausbootes und sinne über die dunkeln Wasser hinweg. „Na? Also doch richtig Nirwana? Los, kommen Sie, der Shimmy steigt!“ So blüht die indische Kultur in Berlin. In Einsamkeit und Zweisamkeit zu Dutzenden. „Schreiben wir mal eine Ansichtskarte an Tagore, nich?“ Gewiß, mein Kind. Er wird kolossal erfreut sein. Sicher. Ich schwöre es beim Leuchten der Milchstraße über uns und gebe das Flimmern unseres Dachgartens auf den Wellen zum Pfande.

Bei solchen topographischen Schilderungen der Umgegend von Berlin wird man es begreifen, daß der hiesige Strohwitwer es schon eine Zeitlang aushalten kann. Wenn er will, ist kein Abend unbesetzt. Und immer in einer ganz anderen Gegend. Der Strohwitwer in einer Kleinstadt hat es nicht so bequem, er ist, wohin er sich auch wende, immer sozusagen auf der Kontrollversammlung, und hundert Argusaugen spießen ihn bei jedem Schritt. Schmunzelnd liest der Berliner Familienvater die Sommerfrischenbriefe der vorausgefahrenen Seinen. Da freut er sich verdoppelt an seinem Heim, denn die Briefe sind voll Klagen. Mutti schläft schlecht. In Wiesbaden ist es zum Umkommen heiß, schreibt sie, vor 1 Uhr nachts kann man nicht aufatmen, und die Matratze ist in der Mitte tief ausgebuchtet, so daß man wie ein Matrose in der Hängematte liegt. In Helgoland, schreibt eine andere, wäre es soweit ganz schön, nur gröhlten dort Nachtbummler in der Kaiserstraße noch um 2 morgens das Deutschlandlied just vor den Hotelfenstern. In Deep an der Ostsee hat eine dritte Mutti die halbe Nacht Flöhe fangen müssen, weil die Betten auf der Hundehütte gesonnt werden; und dann fing Lieschen an, ihre Mückenstiche zu kratzen. Aus Kiefersfelden schreibt eine, die Aussicht auf die Kufsteiner Berge sei herrlich, aber schon um ¼4 Uhr morgens krachten, knallten, klirrten auf dem Estrich des Ganges die Genagelten zum Örtchen

Digitized by Google

gerade gegenüber, und es fehle nur noch, daß sie mit „Juhu!“ die Türe zuschmissen. Und in Harzburg geht das Fenster des Hotelzimmers, des letzten, das noch zu haben war, auf den Hof hinaus über der Abwaschküche, wo bis nach Mitternacht Teller klappern und der elektrische Messerputzer schnarrt. Da verklärt diabolische Freude das Gesicht des Berliner Strohwitwers. Er legt sich abends geruhig mit der Zigarre ins Bett und liest ungestört in dem friedlich-stillen Hause — ein paar Routen im Baedeker durch. Bald schlägt auch ihm die Reisestunde. Aber er will bestimmt nicht so hereinfallen, wie die lieben Seinen; und einstweilen genießt er noch in vollen Zügen das von der „Gesellschaft“ entblößte sozusagen menschenleere Berlin nebst Umgegend und vor allem die behagliche eigene Wohnung.

Der eine oder andere, bei dem nicht gerade Schmalhans Küchenmeister ist, wohl aber Dünnbeutel Reisemarschall, versucht noch schnell seinen Finanzen aufzuhelfen. Vielleicht, indem er deutsche Papiermark fixt. Vielleicht, indem er Einlagen bei einer Sportbank macht. Diese Sportbanken oder Wettkonzerne sind ein sprechender Beweis dafür, daß die Dummheit unausrottbar ist. Ben Akiba lächelt im Grabe: alles schon dagewesen. Früher einmal nannte man das Dachauer Banken. Im Jahre 1872 eröffnete die ehemalige Schauspielerin Adele Spitzeder in der Dachauer Straße in München unter Berufung auf geheimnisvolle Tips von hochgestellten Herren, die glänzende geschäftliche Transaktionen ermöglichten, eine Annahmestelle für das Geld der Leute, die nicht alle werden, und versprach unerhörte Zinsen. Andere ähnliche Institute wuchsen nach. Sie zahlten aus den stetig anschwellenden neuen Einlagen der Dummen den ersten Einlegern die Zinsen aus. Worauf die ersten Einleger schleunigst — bis auf ganz wenige Kluge — das Geld erneut hinbrachten. Das Fieber nahm überhand.

Digitized by Google

Man hob seine Sparkassengelder ab, man nahm Hypotheken auf, man verkaufte seine Pfandbriefe und gab alles den Dachauer Banken. Schließlich hatten, als der unausbleibliche Zusammenbruch kam, rund 30 000 Menschen mit der für damals ungeheuren Summe von 8½ Millionen Gulden das Nachsehen, und es war nur ein geringer Trost, daß die gerissene Adele für 3 Jahre ins Zuchthaus mußte. Sie ist erst 1895 gestorben. Nur noch ein paar Jährchen länger hätte sie unter uns zu weilen brauchen, um noch eine geniale Nachahmerin zu erleben, Frau Therese Humbert in Paris, der in dem gleichen Taumel, in der Hoffnung auf 100 Prozent Zinsen, alle Dummen Frankreichs viele Millionen zubrachten. Bis auch hier das Ende da war und in dem von der Behörde gewaltsam eröffneten Geldschrank der Humbert lediglich ein einsamer Hosenknopf gefunden wurde. Nun schreiben wir 1921 und sehen, daß die Menschheit noch immer dieselbe ist, nur daß diesmal die ganze Geschichte auf Rennsport frisiert und ganz und gar von kleinen Leuten für kleine Leute gemacht ist. Der eine der „Sportbankiers" ist früher Friseur gewesen, der andere Wahrsager, der dritte Pferdeschlächter, der vierte Ausrufer, und auch der fünfte, zehnte, zwanzigste haben mit Bank und Börse vorher nie etwas zu tun gehabt, sind niemals Bourgeois-Kapitalisten gewesen, sondern Männer des Volkes, die sich jedenfalls gut auf die Psyche ihrer Umwelt verstehen. Einer der größten dieser Konzerne hat geradezu kokette Geschäftsräume, die fast so aussehen, wie ein vornehmer Manicure-Salon, und darunter ein nettes eigenes Kaffee, gibt für viele Tausende von Mark ganzseitige Anzeigen in den großen populären Sportzeitschriften auf und speichert täglich ganze Waschkörbe voll Banknoten. Selbstverständlich muß sich hier binnen kurzem die Geschichte der Spitzeder und der Humbert wiederholen. Aber die Zeit ist gut gewählt, genau so wie damals in München die Gründerära und in

Digitized by Google

Paris die der kolonialen Expansion. Erstens verleitet die Teuerung und das Nichtauskommenkönnen und das Nichtmitmachenkönnen zur Spekulation. Zweitens glaubt das Volk heute einem Pferdeschlächter mehr als einem Kommerzienrat. Und schließlich hält sich heute jeder vierzehnjährige Laufbursche, der einmal bei einem Zigarrenfritzen 20 Mark „auf Platz" gesetzt und tags darauf 12:10 zurückbekommen hat, für einen ausgekochten Sports- und Geschäftsmann. So müsse man es machen. So werde man allmählich Millionär. Es ist ein Jammer, wieviel Notgroschen jetzt in die Sportbanken wandern, wo von ihnen die Unternehmer und ein riesiges Agentenheer leben. Und wie leben! Aber wenn man warnt, läuft man Gefahr, verprügelt zu werden. Man ist ja Bourgeois. Man will wohl alleine das schöne Geld schlucken. Da dächten zum Glück die Köhn und die Klante und die anderen wirklichen Volksmänner ganz anders und ließen auch das arbeitende Volk so verdienen, wie es bisher nur die Kapitalisten gekonnt hätten. Und leider greift die Regierung, die heute über so viel unumschränkte Macht verfügt, nicht ein, und leider lassen auch die Volksparteien ihr Volk im Stich. So muß denn eines Tages das fürchterliche Erwachen kommen.

Dann wandert alles, was man in der Hoffnung auf mühelose Riesengewinne sich angeschafft hat, ins Leihhaus oder zum Trödler, damit man überhaupt noch kurze Zeit leben kann, bis wieder harte Arbeit das Existenzminimum ermöglicht. Es wandeln jetzt Typen auf dem Asphalt, denen man auf fünfzig Schritt ansieht, daß sie zu den „ersten Ausgezahlten" irgendeines Wettkonzerns gehören. Diese jungen Männer, die vor kurzem vielleicht noch das Gepäckdreirad traten, tragen Lackhalbschuhe, violette Seidenstrümpfe, enge umgeschlagene Hosen, Jaketts mit Taille und weibisch gepolsterter Brust, eine Perle im gehäkelten

Digitized by Google

Selbstbinder, einen fast krempenlosen Strohhut, und riechen zehn Meter gegen den Wind nach Parfum und Pomade wie ein italienischer Feldwebelleutnant. Das seidene Taschentuch lugt aus der Manschette hervor; es fehlt nur noch, daß es mit Valenciennesspitzen besetzt ist. Diese Verweiblichung der Herrentracht hat bei einzelnen Filmschauspielern begonnen, die mit geschnürter Taille und herausgearbeitetem Gesäß namentlich in Tanzszenen auf der Flimmerleinewand gute Figur zu machen glauben, aber sie war bisher auf die Ateliers beschränkt und offenbarte sich nicht auf der Straße. Wo sie da hingelangt, zeugt sie von Unbildung. Wahre Eleganz des Mannes ist völlig unauffällig. Kann man sie beschreiben, so ist es schon keine Eleganz mehr; nur ein gewisses „je ne sais quoi" gibt der Schlichtheit den letzten Schliff.

Das gerade fehlt den Leuten, die da meinen, daß nur Kleider Leute machen. Ihre Zahl ist unter den Zweideutigen und Lichtscheuen Legion. Es ist ganz amüsant, in einem beliebigen Berliner Café, das irgendeine bestimmte Zunft beherbergt, das zu beobachten. Immer ist irgend etwas Auffälliges an diesen Menschen; und wenn es nur ihr überlebensgroßer Stehumlegekragen ist, so einer, wie Maximilian Harden ihn zur Zeit seiner großen Moltke-Prozesse trug. Oder ihre weit herausgezupften Manschetten. Oder ihr großkarierter Raglan. Da sitzen beispielsweise im Kaisercafé in der Friedrichstraße die Brillantenschieber. Nicht einer von ihnen ist normal gekleidet. Kommt nun ein Normalgekleideter, ein wirklich Eleganter herein, etwa einer, dem man gerade um seiner korrekten Unauffälligkeit willen den Fabrikdirektor oder Gutsbesitzer oder ehemaligen Offizier ansieht, so wird er zum Brennpunkt aller Blicke. Schnell ist er abtaxiert. Dann sucht entweder ein Verschärfer wirklicher Brillanten (die wer weiß wo gestohlen sind) Anknüpfung mit ihm, oder ein Nepper mit Simili; beide Kategorien sind

Digitized by Google

Stammgäste im Kaiſercafé. In anderen Kaffeehäuſern ſammeln ſich andere Zunftgenoſſen. Sie alle haben ihr beſtimmtes Revier — und es iſt der Polizei meiſt gut bekannt. Da gibt es nun gelegentlich ein Schauſpiel, das der Kleinſtädter freilich nicht hat, das nur in Berlin und allenfalls wenigen Großſtädten ſonſt noch gratis dem Publikum geboten wird, nämlich die „Razzia“ am hellen lichten Tage auf dieſe anſcheinenden Gentlemen. In der guten alten Zeit, wo die Zweideutigen und Eindeutigen noch nicht heerdenweiſe zuſammenhockten, wurde hier und da mal einer verhaftet und dann vom nächſten Revierbureau, wo man ihn auf die Wachſtube gebracht hatte, mit der „grünen Liſe“, dem rumpelnden Polizeiwagen, abgeholt und zum Präſidium geſchafft. In der Republik von heute aber haben wir Großbetrieb. Da erſcheint plötzlich eine Hundertſchaft der Sicherheitswehr, ſperrt, wie ich es eben erſt „mitten darin“ erlebt habe, einen ganzen Straßenzug ab, ſiebt alle Leute in und vor irgendeinem Café, und bepackt dann ihre Laſtautos mit der Menſchenfracht. Das erſte iſt voll und rollt ab, das zweite, das dritte, das vierte rückt vor, und jedes hat 24 Sitze auf der langen gepolſterten Doppelbank mit gepolſterter Lehne. Komfort muß ſein. Wir ſind ja fortgeſchrittene Leute. Und es iſt ein Vergnügen, mitanzuſehen, mit welcher Liebenswürdigkeit jeder einzelne in dem Schock Verhafteter von den Grünen hinauf- und hineinbefördert wird. Denen iſt freilich trotzdem nicht ganz wohl. Auch wenn aus der ſchnell ſich anſammelnden vielhundertköpfigen Menge — es ſind ja Berliner — die luſtigſten Witzworte zu dem offenen Laſtauto emporgerufen werden.

Der Berliner nimmt ſo leicht nichts tragiſch. Er regt ſich überhaupt nicht auf, weder im Böſen noch im Guten. Darum ſind auch ſeine Revolutionen meiſt harmloſer als die in anderen Gegenden Deutſchlands. Und aus dem

Digitized by Google

gleichen Grunde wird Berlin vielleicht am ehesten die Nachkrankheiten des November überwunden haben. Wir gehen bald in das vierte Jahr seit jenem Anfall von Delirium. Man fängt an, wieder spießbürgerlich zu werden: ganz waschechte Genossen fühlen sich verpflichtet, schwarzrotgelbe Schleifchen zu tragen, um ihre staatserhaltende Gesinnung zu demonstrieren. Wir wären auch noch weiter, wenn es keine fremdstämmigen Wühler, kein gedankenloses Lumpenproletariat, keine überhitzte Parteiregierung gäbe. Der arbeitende Deutsche und nicht zum wenigsten der arbeitende Berliner wird doch wieder einmal zum konkurrenzlosen Weltausstellungsobjekt. Nur lähmt ihn heute noch die Ohnmacht des Reiches. Wir alle sind mit Stacheleisen gefesselt.

Ich bin weiß Gott kein Illusionist. An dem Tage, an dem uns draußen im Felde der Funkspruch erreichte, daß in Berlin unter Zustimmung des Kaisers eine parlamentarische Regierung gebildet sei, stand ich mit zwei alten Oberstleutnants vor dieser Meldung. Sie sagten: diese volkstümliche Maßregel werde die stärksten Kräfte der Nation wachrufen. Da brauste ich auf. Finis Germaniae! Parlamentarismus sei regierende Feigheit und Dummheit, die Waffenstreckung an der Front werde die nächste Folge sein, die Monarchie werde stürzen, Deutschland für hundert Jahre zerschlagen werden, und die Republik bekomme es mit dem Bolschewismus zu tun. Also, ich bin sicherlich kein Illusionist. Aber nun wache ich an einem freudig-hellen Sommertage auf, an dem endlich auch meine Ferien winken, komme in das Regierungsviertel und sehe, wie überall mächtige Fahnen — freilich schwarzrotgelbe — auf den Dienstgebäuden in Sonne und Wind sich blähen, so wie einst, wenn wieder einmal ein großer unbegreiflicher Sieg wider die Übermacht errungen war. Da strömt alles Blut plötzlich zum Herzen hin, da möchte ich alle Welt umarmen, alle Regierenden

Digitized by Google

wegen meines Kleinmuts um Verzeihung bitten. Ich springe aus der Droschke, ich halte den ersten besten Geheimrat an. „Ist es wahr? Hat der Botschafterrat in Paris schon entschieden? Bleibt ganz Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland?“ Er schüttelt erstaunt den Kopf. Was für komische Gedanken ich hätte. Ob ich wirklich nicht wüßte, was los sei. Wir feierten doch den Gedenktag der Weimarer Verfassung. Wer? Wir? Ich habe in ganz Berlin, abgesehen von den Regierungsgebäuden, kein einziges Haus beflaggt gesehen. Eine völlig tote Feier bietet mir an diesem Abschiedstage die Stadt. Nirgends ein „Flaggen heraus!“ von Herzen. Alles ist frostig und offiziell; und manch einer denkt daran, daß der jetzige Reichstagspräsident Loebe in Weimar die Verfassung höhnisch einen Fetzen Papier genannt hat, über den die Entwicklung hinwegschreiten werde, und manch einer macht sich klar, daß diese angeblich freieste Verfassung der Welt den paar regierenden Parteibonzen die Ermächtigung zu jeder Knebelung der Andersdenkenden gibt, ja, daß wir nicht einmal ein verfassungsmäßiges Reichsoberhaupt besitzen, da die Amtszeit des „vorläufigen“ Präsidenten Fritz Ebert mit der Nationalversammlung ablief und seine heutigen Erlasse daher jeder Gesetzeskraft entbehren. Nein, das Volk feiert die Verfassung nicht. Auf keinen Fall tut dies der aufgeklärte Berliner. Jahre der schwersten Enttäuschung liegen auch hinter der Reichshauptstadt. Keine Verfassung, nichts Geschriebenes, nichts Gedrucktes richtet uns wieder empor. Daß diese Erkenntnis Allgemeingut wird, das ist die stärkste Hoffnung unserer Tage. Und diese Berliner Millionengemeinde, die ihre besten Männer verdammt hat, wird noch einst mit Martin Luther bekennen: „Wenn Gott einem Volke hat helfen wollen, so hat er es nicht durch Bücher getan, sondern er hat ihm Männer geschickt!“

Digitized by Google

89102139177

b89102139177a

DATE DUE

AP 15 '82			

DEMCO 38-297

Digitized by Google

Digitized by Google

89102139177

B89102139177A

Digitized by Google